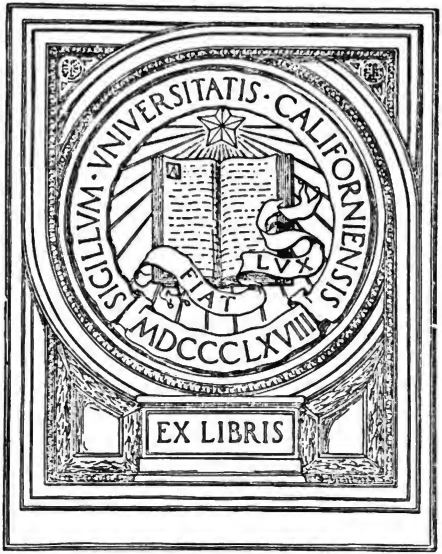
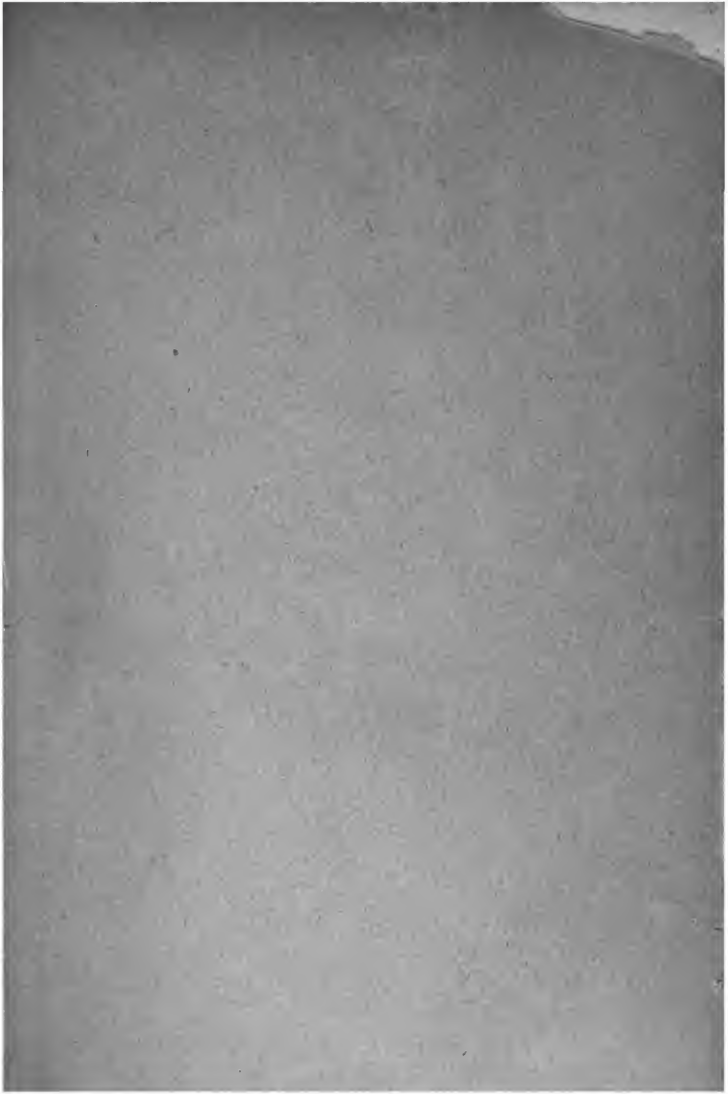
B 3 053 371

Die Fackel



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

HX251
F3
no.1-9

Die Fackel.

Nr. 1 WIEN, ANFANG APRIL 1899

In einer Zeit, da Österreich noch vor der von radicaler Seite gewünschten Lösung an acuter Langeweile zugrunde zu gehen droht, in Tagen, die diesem Lande politische und sociale Wirrungen aller Art gebracht haben, einer Öffentlichkeit gegenüber, die zwischen Unentwegtheit und Apathie ihr phrasenreiches oder völlig gedankenloses Auskommen findet, unternimmt es der Herausgeber dieser Blätter, der glossierend bisher und an wenig sichtbarer Stelle abseits gestanden, einen Kampfruf auszustoßen. Der ihn wagt, ist zur Abwechslung einmal kein parteimäßig Verschnittener, vielmehr ein Publicist, der auch in Fragen der Politik die »Wilden« für die besseren Menschen hält und von seinem Beobachterposten sich durch keine der im Reichsrath vertretenen Meinungen locken ließ. Freudig trägt er das Odium der politischen »Gesinnungslosigkeit« auf der Stirne, die er, »unentwegt« wie nur irgendeiner von den ihren, den Clubfanatikern und Fractionsidealisten bietet.

Das politische Programm dieser Zeitung scheint somit dürftig; kein tönendes »Was wir bringen«, aber ein ehrliches »Was wir umbringen« hat sie sich als Leitwort gewählt. Was hier geplant wird, ist nichts,

M162158

Digitized by Google

als eine Trockenlegung des weiten Phrasensumpfes, den andere immerzu national abgrenzen möchten. Mit Feuerzungen — und wäre es auch ein Dutzend verschiedensprachiger — predigen die Verhältnisse das Erkennen socialer Nothwendigkeiten, aber Regierende und Parteien wünschen vorerst — mit hinhaltender Berechnung die einen, in leidenschaftlicher Verblendung die anderen — die Kappenfrage der Prager Studenten erledigt zu wissen.

Diese Erscheinung schmerzlichsten Contrastes, die sich durch unser öffentliches Leben zieht, wird hier den Gesichtspunkt für die Beurtheilung aller politischen Ereignisse bestimmen, und es mag zuweilen glücken, dem dumpfen Ernst des Phrasenthums, wo immer er sein Zerstörungswerk verübe, durch die ihm so unbequeme Heiterkeit rechtzeitig den Credit zu schmälern.

Dem durch keine Parteibrille getrübten Blick muss doppelt deutlich sich das *Mene Tekel* zeigen, welches dräuend in unserer durch Altarkerzen verstärkten Finsternis zuweilen aufleuchtet. Aber die Sprachgelehrten wissen es nicht zu deuten, und vom alten Hader noch erschöpft, erheben sie sich zu neuem Zanke. Von dem unheimlichen Anblick geblendet, weisen die einen mit einem ängstlichen »Zde« nach der Erscheinung, dieweil die anderen, völkischen Verrath witternd, als die Verhandlungssprache des jüngsten Gerichtes nur die deutsche gelten lassen wollen. . . . .

Vielleicht ist dem frevlen Treiben gegenüber, das den Wettkampf zwischen der auf ihre Reife nicht wenig stolzen und einer kräftig erst sich emporringenden Cultur auf den rüdesten Wirtshauszank reducieren

Digitized by Google

möchte, ein offenes Wort noch willkommen. Vielleicht darf ich mich aber auch der Hoffnung hingeben, dass der Kampfruf, der Missvergnügte und Bedrängte aus allen Lagern sammeln will, nicht wirkungslos verhalle. Oppositionsgeister, die des trockenen Tons nun endlich satt sind, möge er befeuern, alle jene, die Talent und Lust zu einer beherzten Fronde gegen cliquenmäßige Verkommenheit auf allen Gebieten verspüren, ermuntern und in diesem unakustischen, national verbauten Reiche nicht bloß bei den für jede neue Erscheinung empfänglichen und grundsätzlich hellhörigen Staatsanwälten ein Echo finden.

Der umständliche Instanzenzug, den hier der sogenannte »Geist der Zeit« noch immer durchmachen muss, um nach oben zu gelangen, wird bei jeder sich darbietenden Gelegenheit in seinen vielverschlungenen Wegen zu verfolgen sein. Was an dem unbefangenen Beobachter ist, soll geschehen, um zwischen der Regierung und den Parteien Schuld in gerechter Weise zu vertheilen: Ministern, die nur ein einziges Gesetz nicht verletzen, nämlich das Gesetz der Trägheit, vermöge dessen sich dieser Staat noch aufrechterhält — Volksvertretern, die jede andere, nur nicht die »innere Amtssprache« des Gewissens beunruhigt und welche unentwegt über die Aufschrift auf ärarischen Spucknäpfen streiten, während das Volk seine ökonomischen Bedürfnisse als Beichtgeheimnis allzuverschwiegenen Priestern anvertraut. . . . . So möge denn die Fackel einem Lande leuchten, in welchem — anders als in jenem Reiche Karls V. — die Sonne niemals aufgeht.

Digitized by Google

DIE UNABHÄNGIGEN.

Es sei mir gestattet, in Kürze mein geistiges Vorleben zu skizzieren, bevor ich es unternehme, von selbständiger Tribüne zu einem Forum zu sprechen, auf welchem Dank dem Marktgeschrei der täglich zweimal verfälschten öffentlichen Meinung der ehrliche Mann sein eigenes Wort nicht hört. Ich habe es bisher nicht über den Ruhm hinausgebracht, in engeren Kreisen missliebig geworden zu sein. Zum Hasse einer literarischen Coterie, deren anmaßendes Streberthum und hochstaplerisch durch Geckereien und allerlei Niedlichkeiten verdecktes Unvermögen ich mir zu enthüllen erlaubte, hat sich die Wuth einer neuestens organisierten politischen Radautruppe gesellt. Sie nennen sich »Zionisten«, möchten in dem durch nationale Krakehle sattsam verunreinigten Österreich den Bestand einer neuen, der jüdischen Volkheit behaupten und harmlosen Passanten, die glücklich den antisemitischen Kothwürfen entgangen sind, Sehnsucht nach dem gelobten Lande aufdrängen. Eine kleine Satire, zu der mich dies muntere Treiben anregte, hat mich in der Folge jene bekannte Rachsucht verkosten lassen, »die da ahndet bis ins dritte und vierte Glied«, und aus jener unpolitischen Wuth, wie sie nur die Angehörigen einer noch ungeübten Nation so offen bethätigen können, ergoss sich ein rothes Meer von Beschimpfungen über mich, durch das trockenen Fußes hindurchzukommen auch mir gelang, der von dem projectierten Auszug in das gelobte Land so entschieden abgerathen hatte.

Mein Sündenregister wäre unvollständig, vergäße ich die Erwähnung des Kampfes, den ich in mehreren periodisch erscheinenden Druckschriften seit einer Reihe von Jahren gegen die periodisch erscheinenden Dummheiten und Lächerlichkeiten unseres politischen, gesellschaftlichen und literarischen Lebens geführt habe. Freilich, nicht immer mit der zum Angriff

Digitized by Google

nöthigen Lust, weil — ja, weil gewisse Rücksichten, die selbst die Herausgeber anständiger oder, um ein milderes Wort zu gebrauchen, »unabhängiger« Blätter gewissen Cliquen schuldig zu sein glauben, nun einmal kein befeuerndes Motiv sind. Wenn ihm der ursprüngliche Antrieb freier Wahl genommen, steht der kritische Losgeher selbst den von oben bewilligten Opfern theilnahmslos gegenüber. Nicht die Censur des Staatsanwalts habe ich gefürchtet, vielmehr die intimere eines Chefredacteurs, die, wenn ich socialen Ekels voll, einmal in das schändliche Hausierertreiben unserer Literaten, in die Zusammenhänge von Theater und Journalistik hineinfahren wollte, mit weicher Sorglichkeit all' den Ärger in fernere Regionen abzulenken bemüht war. Galt es, dem Publicum endlich die Augen zu öffnen über eine Pressgenossenschaft, welche, feil bis auf die Knochen, die vom halb verwesten Liberalismus noch übrig geblieben sind, eine ungeahnte Werbekraft für jede von ihr bekämpfte Idee entfaltet und durch eine klägliche Opposition dem Antisemitentross täglich neue Anhänger zuführt — galt es diese oder jene von dem Treibhaus der Wiener Eitelkeiten ängstlich ferngehaltene Wahrheit auszusprechen, dann wurde mir gewiss der Stilschnitzer in der letzten Rede des Ackerbauministers entgegengehalten, den zu bekämpfen mein heiliges Amt sei.

Aber ein Kind, das von Schmerzen geplagt ist, pflegt sich im Anblick der ihm beharrlich entgegengehaltenen Puppe erst recht nicht zu beruhigen, und so ließ ich denn die schönste Gelegenheit, ein auskömmliches Dasein durch das in den weitesten Familienkreisen noch immer für »Kühnheit« gehaltene Anulken der allwöchentlichen österreichischen Minister zu führen, im Stiche, warf den Maulkorb in den Papierkorb und gieng . . . . .

Jetzt lag er hinter mir, der Kreis der wahrhaft Unabhängigen, die pseudonym und manchmal sogar mit vollem Namen jeder Regierung an den Leib rücken,

Digitized by Google

die den Muth haben, dem Grafen Thun »Sie« zu sagen, und weil sie alles, nur nicht den aufreibenden Kampf gegen das Geschmeiß im eigenen Hause wagen, ihrer Oppositionslust einen »weiten Horizont« zusprechen möchten. »Zu Hass und zur Verachtung gegen die Regierung« aufgereizt oder gar die Majestät beleidigt — mehr als eine Confiscation kann bei der Beliebtheit des objectiven Verfahrens da nicht passieren; unternähme man es jedoch, ausnahmsweise einmal das schmutzige Cartell journalistischer Theaterpaschas aufzustöbern, so wäre das — man lebt ja in traulicher concordia — nicht nur incollegial, es trüge auch sicher allerlei »subjective Verfolgung« ein, die schmerzhafter ist und weniger reclamedienlich als die vom Staatsanwalt besorgte objective. Und endlich: den Ackerbauminister, der selten zu Premièren geht, lernt man nie persönlich kennen, während man doch über Herrn Siegfried Löwy bei allen besseren Gelegenheiten stolpert. Die Directive für einen unabhängigen Journalisten lautet also: Die Umgebung bleibe sacrosanct; auf Wiener Boden sind natürlich die Antisemiten anzugreifen; in der innern und äussern Politik Österreichs hat man reichliche Auswahl, und wenn man dann den einen Sectionschef und die zwei liberalen Abgeordneten, die der Herausgeber von Jours her kennt, nach heißen Kämpfen abzieht, erübrigt noch immer ein weites Feld zur Bethätigung der wahren Unabhängigkeit ....

Wer selbst den journalistischen Taglöhnern der Lüge, den Officiösen der Regierung oder des Capitalismus jedwede Schweinerei als ein geheiligtes Gewohnheitsrecht nachsehen wollte, den müsste die Heuchelei der angeblich unbefleckten Wöchnerinnen des Zeitungswesens in Harnisch bringen. Dort, wo zu keinem Amt, keiner Finanzgruppe, ja zuweilen selbst zu keiner Meinung Beziehungen nachweisbar sind, stellt sich pünktlich die Rücksicht auf tausend gesellschaftliche Machtfactoren ein. Hat man sie nicht, so borgt man

Digitized by Google

sich sie von der nächstbesten liberalen Zeitungsredaction aus, und das große Tagesblatt wird nicht verfehlen, bei jeder Gelegenheit auf die junge aufstrebende Revue hinzuweisen, die so freudig ein ansehnliches Segment seines Interessenkreises auf sich genommen hat.

So sehen wir das bischen Aufmerksamkeit, das unser Publicum nach erledigter Leibblattlectüre für bedrucktes Papier noch zu vergeben hat, in unverantwortlicher Weise allwöchentlich von Neuem missbraucht. Wer sich zum Abonnement einer Revue aufgerafft hat, fühlt sich um seine Erwartung, hier noch jene Wahrheit zu finden, die in der Tagespresse Raummangels halber ewig im »Übersatz« bleiben muss, schmählich betrogen: Statt frisch zugreifender Socialkritik und rücksichtsloser Auffassung aller Actualitäten nichts als eine hochmüthige Sachlichkeit, dazu die gangbaren politischen Radicalismen, von einem Hohn durchtränkt, der etwa nach Prossnitz zuständig ist, und einer Unentwegtheit, die nach irgendeinem freisinnigen Bezirksverein weist — und alles dies mit einer Selbstzufriedenheit vorgebracht, als ob der Völkerfrühling ein Quartalswechsel und die Machthaber die »noch rückständigen Abonnenten« wären. Ein ewiges Kokettieren mit der Correctheit einer Verwaltung, die zuweilen sogar die Aufnahme von Bankinseraten verweigert; aber die politisch und financiell so prononciert reinen Hände scheuen sich nicht, dem nächstbesten Literaturdelinquenten, wofern er nur dem bekannten »Wiener Milieu« angehört, willfährig sich entgegenzustrecken ...

Ich habe rückschauend der Plage des Wochenchronisten in unfreiem Kreise gedacht und noch einmal wie von weiter Ferne gesprengte Ketten rasseln gehört. Ohne Wehmut scheide ich von einer Welt der »angenehmen Verbindungen«, seit langem schon, weil man den Störer der Gemüthlichkeit und des liberalen Ringelreihens in mir gewittert, scheel angesehen — bald vielleicht ein Vervehmter. Kein freundlicher Warner wird künftig der unbesiegbaren Lust, Gesellschaftsgötter

Digitized by Google

zu lästern, tactische Bedenken entgegenhalten, kein Chefredacteur, zitternd um seine Beziehungen, hinter meinem Rücken stehen und besorgt, ich könnte mich an Näherliegendem vergreifen, mit suggestiv warmer Stimme mir beständig in die Ohren raunen: »Aber — so machen Sie sich doch über den Ackerbauminister lustig!....«

»Die Fackel« erscheint bloß dreimal im Monat. So erspart sie sich den bekannten Zeitungsstempel und dem Finanzminister Kaizl ein schamvolles Erröthen. Herrn Kaizl hat zwar die gepresste Luft eines Cabinets, das näher dem Hofe als der Straße zu gelegen ist, ein wenig den Kopf verwirrt, sonst aber ist er gewiss mit den meisten der in diesem Blatte vertretenen Anschauungen einverstanden. Drum wäre ihm der Anblick einer anständigen, auf sich selbst gestellten und nur durch ihre Leser subventionierten Zeitung immerhin peinlich gewesen, die mit der Fußfessel der Stempelpflicht den ohnehin beschwerlichen Weg zum Interesse der österreichischen Öffentlichkeit antreten soll. So lasse ich denn, Herrn Kaizl zuliebe, die »Fackel« nicht, wie ursprünglich geplant, allwöchentlich erscheinen, versage dem Staate die sonst fällige Zahlung einer jährlichen Steuer von mehr als tausend Gulden und glaube zu diesem Entschlusse die Zustimmung des Finanzministers in vollem Maße zu besitzen. Denn trotz dem Ehrgeiz des Emporkömmlings und ungeachtet der Erniedrigungen, die ein Portefeuille in Österreich auferlegt, halte ich ihn noch immer eher für einen »modernen und vernünftigen Mann«, als z. B. Herrn Heinrich Kanner, der dies seit einem Jahr an jedem Samstag bestreitet.

* * *

Der Wiener, der politische Entmündigung nie pathetisch nahm, hat sich auch neulich wieder ohne ein Gefühl der Beschämung aus dem sich hinter ihm schließenden Parlamente entfernt und seine Aufmerksamkeit einem draußen soeben gestürzten Comfortabelrosse zugewendet. Vielleicht wird er bald vor einem steckengebliebenen Automobil verweilen, aber — verweilen wird er .... Erst wenn auch die Theater geschlossen sind, beginnt für ihn der wahre Absolutismus. Einst bedurfte es noch der künstlichen Ablenkung, wenn der Gesichts-

Digitized by Google

kreis des Bürgers mit allerlei politischem Spectakel erfüllt war, und dem kundigen Blicke des Staatsmanns blieb es öfter anheimgestellt, die geeignete Zugkraft für ein Theater zu finden. Wo ehedem erhöhter Kunstgenuß das erwünschte Zerstreuungswerk besorgte, reicht heute der nächstbeste Klatsch und eine einfache Verstärkung des theatralischen Nachrichtendienstes aus, um den Leser über die Weltlage zu beruhigen. Wird in Österreich ein Verfassungsbruch begangen, so gähnt die Bevölkerung. Wie soll nun diesem Zustand die Presse des Landes sich anpassen? Die N. Fr. Presse, ihrer Pflichten als großes Oppositionsblatt bewusst, hat am Tage, da die erste Verordnung auf Grund des § 14 ins Land gieng, in einem längeren Artikel auf die Geschenke hingewiesen, die die Mitglieder des Josefstädter Theaters anlässlich der 100. Aufführung des Vaudevilles »Wie man Männer fesselt« von der Direction erhielten. Sie schrieb wörtlich: »Schon nach dem ersten Acte erdröhnten die Salven des Jubiläumsbeifalls. Der Haupteffect des Abends kam nach dem zweiten Act. Als sich auf den Beifallssturm der Vorhang wieder hob, war die Bühne in einen Blumengarten verwandelt und ganz angefüllt mit Riesenkränzen, Blumenkörben und Bouquets. Auf zwei Tischen waren die Geschenke ausgebreitet, welche die Direction den Darstellern der Hauptrollen widmete. Fräulein Dirkens erhielt ein Füllhorn mit einem Engel aus Gold, Herr Maran einen persischen Teppich und eine Busennadel, Capellmeister Kappeller eine Rauchgarnitur aus Bronze, Dramaturg Eisenschitz, der Übersetzer des Stückes, und Regisseur Groß silberne Schreibtischgarnituren, Frau Pohl-Meiser und Fräulein Moraw silberne Visitkartenkörbe, Herr Tuschl einen Gasluster aus Bronze, Fräulein Sachs ein goldgesticktes Kissen, Herr del Zopp Manschettenknöpfe und Herr Strasny einen silbernen Crayon; sämmtliche Damen vom Chor erhielten silberne Armbänder mit Breloques und die Herren vom Chor silberne Manschettenknöpfe. Die Vertheilung der Geschenke wurde vom Publicum mit Beifall begleitet.« Wenn unsere Blätter Glück haben, fällt die 150. Aufführung von »Wie man Männer fesselt« mit der Octroyierung des ungarischen Ausgleiches zusammen. Dann erst erdröhnen in Österreich die Salven des Jubiläumsbeifalls und — wir erfahren, dass Herr Tuschl unter dem Beifalle des Publicums abermals einen Gasluster bekommen hat.

* * *

Es verlautet mit jedem Tage bestimmter, die Regierung Thun sei nicht geneigt, das Lueger'sche Project einer Gemeindewahlreform der Sanction zu empfehlen. Am Ende haben also die Liberalen in der letzten Zeit nicht ohne Erfolg regierungsfreundliche Allüren zur Schau getragen. Die N. Fr. Presse verstieg sich sogar zu einem begeisterten Eintreten für die Erhöhung der Officiersgagen und schob auch sonst tapfer den »innerösterreichischen« Oppositionsstandpunkt beiseite, nur um den liberalen Patronen Wiens, »diesem kleinen Häuflein freisinniger und charaktervoller Männer«, wie sie sie öfter kosend zu benennen pflegt, nur um den Noske und Matzenauer den

Digitized by Google

ungeschmälerten Genuß ihres politischen Lebensabends zu sichern. Wenn aber eines für die Regierung bestimmend war, dem Lueger'schen Anschlage, der am Ende auch Herrn Walter Brix um sein Mandat bringen könnte, kein Gehör zu schenken, so mussten es die positiven Argumente sein, die die N. Fr. Presse gegen die Gemeindewahlreform vorbringt. Gleich, als die guten und die üblen Absichten des Bürgermeisters — der gescheite Plan einer Aufhebung der Wahlkörper, verschlechtert durch die Einführung der Sesshaftigkeitsclausel — ruchbar wurden, erhob die N. Fr. Presse laute Klage, dass ja dann nicht weniger als fünf Minister, die Herren Thun, Kaizl, Dipauli, Kast und Jendrzejowicz, der Wahlberechtigung in der Gemeinde Wien beraubt wären. Das ist allerdings eine Perspective, vor der jedem Liberalen grauen muss. Es ist ja wirklich nicht daran zu denken, dass die Ministerschaft dieser fünf Herren die von Lueger dictierten fünf Jahre erreichen wird, und gewiss mag es eher noch ein einfacher Arbeiter, den die Suche nach dem Broterwerb dahin und dorthin verschlägt, zur Sesshaftigkeit in Wien gebracht haben, als Minister, die ein unstätes Nomadenleben führen, das sie von der zweiten Rangsclasse zur dritten und durch die Statthalterposten aller möglichen österreichischen Landeshauptstädte treibt. So wird den Liberalen, die das Schicksal der »fluctuierenden Minister« dauert, wohl nichts anderes übrig bleiben, als die Einführung eines neuen und unwiderruflich letzten Wahlkörpers für Regierende zu verlangen. Dass sie sich nicht entschließen können, für ein allgemeines und gleiches Wahlrecht einzutreten, selbst wenn man ihnen garantierte, dass auch Minister einbezogen seien — wer sollte es ihnen verübeln? Jedenfalls mag man sich vorstellen, wie, aufgereizt durch die beweglichen Klagen der N. Fr. Presse, die Herren Thun, Kaizl, Dipauli, Kast und Jendrzejowicz in ihren »Gummiradlern« vor das Rathhaus ziehen, den Wagenschlag öffnen und im Chor: »Heraus mit dem allgemeinen Wahlrecht!« brüllen, während die fünf Kutscher, zufrieden im Privilegienbesitze, vergnüglich schmunzelnde Gesichter zeigen. Und die Minister Ruber, Wittek, Bylandt-Rheidt und Welsersheimb, langgediente Bureaukraten, sitzen daheim und freuen sich gleichfalls, dass sie in Wien wahlberechtigt sind . . . Gewiss, der Widerstand der Liberalen gegen die Gemeindewahlreform entbehrt nicht der verzweifelten Komik. Wenn aber ein Argument die Lueger'sche Absicht rechtzeitig vereiteln kann, so ist es die Entdeckung der N. Fr. Presse. Die Regierung kann eine Wahlreform, die sie selbst entrechtet, nicht zur Sanction vorlegen.

* * *

—r— Als vor ein paar Wochen der Run auf die galizische Sparkasse entfesselt wurde, da wunderte man sich vielfach über die polnische Römertugend, die selbst die Gefahr eines Bankerotts nicht scheue, um financielle Unlauterkeiten in den herrschenden Kreisen aufzudecken. Schärfer Blickende wunderten sich allerdings nicht, weil sie den feinen Schachzug der Schlachta durchschauten, der ein

Digitized by Google

paar einflussreiche Gegner der Badeni- und Abrahamowicz-Clique in der Öffentlichkeit unmöglich machen und jene liberal schillernde Gruppe des Polenclubs compromittieren sollte, die seit Langem schon zum Ausgleich mit den Deutschen drängt. Aber mit der Aufdeckung galizischer Missstände darf man eben nicht spielen. Die Sache scheint nun im Rollen zu sein. Seither kam die galizische Creditbank daran; andere Enthüllungen stehen wohl bevor. Und die Schlachta steht da, wie der Zauberlehrling von Goethe; »die sie rief, die Geister, wird sie nun nicht los«.

* * *

Aus dem Parlament verjagt, hat sich die politische Discussion in den unweiten Gerichtssaal geflüchtet. Die letzten Monate haben kaum ein Urtheil gebracht, das nicht zunächst vom Parteistandpunkt betrachtet worden wäre. Alle vierzehn Tage vollzieht sich jetzt ein anmuthiger Wechsel in der Auffassung der Geschworenengerichte, die förmlich als Spielball zwischen den feindlichen Lagern hin- und hergeworfen werden. Ist ein Antisemit verurtheilt worden, so suchen seine Gesinnungsgenossen Trost in dem Gedanken, dass das wahre Recht ja doch nicht von Männern, die »zufällig Geschworene« geworden sind, erkannt werden könne, während die Liberalen sich pünktlich als Hüter einer »freiheitlichen Errungenschaft« geberden und die »heilige Institution des Volksgerichtes« nicht anzutasten erlauben. Wird daraufhin einer von den ihren gefasst, dann versäumen sie nicht, verächtlich auf die »Hernalser Greisler« herabzublicken, die zur Rechtsprechung ja doch nicht berufen seien und der innerstädtischen Intelligenz niemals imponieren können; die Antisemiten aber beginnen als Orakel zu preisen, was sonst nur der »Zufall«, blind eben wie die Gerechtigkeit, erschaffen hat.

So werden die Geschworenen heute von dieser, morgen von jener Seite als die geschworenen Feinde einer unparteiischen Justiz declariert. Herr Otto Frischauer sollte sich endlich beruhigen. Er hat durch seinen widerlichen Kampf um ein Chambre separée-Abenteuer die politische Atmosphäre hinreichend verpestet, er hat es bewirkt, dass sich die Parteiblätter durch Monate fast mit nichts anderem ernsthaft beschäftigt haben, als mit den nächtlichen Extravaganzen einiger Spießer, und er ist zur endlichen Erforschung der leuchtenden Wahrheit nicht einmal davor zurückgeschreckt, ein Heer von Kupplerinnen und in ihrem Privatleben öffentlicher Damen zu mobilisieren. Nur hätte er sich nicht alles für die Gerichtsverhandlung aufsparen, vielmehr schon vorher öfter den Lesern seines Blattes erzählen sollen Gestern hatte einer unserer Mitarbeiter die Ehre, von einem Zuhälter empfangen zu werden; folgt ein längeres Interview .... Herr Otto Frischauer hat die Sache seiner Gegner gestärkt, und Dank seinem unermüdlichen Bemühen umstrahlt heute die massigen Häupter unserer klobigsten Antisemitenführer eine Gloriole politischen Märtyrerthums. Er hat einen armen Reporter zuerst für seine Zwecke zum gemeinsten Spionagedienst gezwungen und später als sein »Vertheidiger« eine

Digitized by Google

halbjährige Haft von ihm nicht abzuwenden vermocht. Herr Otto Frischauer hat genug zur »Belebung« des politischen Interesses gethan. Er ziehe sich zurück. Das Publicum weiß jetzt schon, dass auf der Stufenleiter journalistischer Vornehmheit zwischen seinem »Wiener Tagblatt« und dem »Deutschen Volksblatt« nichts als eine kleine Meinungsverschiedenheit liegt.

* * *

Die Verworrenheit unserer politischen Zustände hat einen großen Vortheil; sie erleichtert die Beurtheilung der führenden Männer. Unter minder schwierigen Umständen konnte sich ein Minister jahrelang der Feststellung seines Wertes entziehen. Selbst der Geschichte fehlen die Anhaltspunkte zur Beurtheilung einzelner Staatsmänner. Aber dieses historische Dämmerlicht ist vorüber. Heute ist die Beleuchtung so grell, dass man die Umrisse politischer Unfähigkeit weithin erkennt. Unsere Zeit richtet jeden Minister binnen ein paar Tagen — standrechtlich. Auch auf die Abstufungen der Mittelmäßigkeit lässt sie sich nicht mehr ein.

* * *

Schwierigkeiten gibt es nur für den, der sie nicht überblickt. Der Mann, an dessen Intelligenz gemessen, die Conflicte unserer Politik klein erscheinen würden, ist aber noch nicht gefunden. Hat die individualistische Auffassung in der Geschichte Unrecht, die den historischen Verwicklungen nur die Aufgabe zuerkennt, die Persönlichkeit zu zeitigen, die ihrer Herr wird?

DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIESE.

Das ist eine Welt, die zwischen Morgen- und Abendblatt lebt und sich von dem Dämmerschein des neuen Jahrhunderts nicht bange machen lässt. Irgendwo ist ihr plötzlich der Begriff für Dimensionen abhanden gekommen und sie beeilt sich darum, jeder Winzigkeit eine historische Geberde zu verleihen. Scheinbar ist es nur eine stolze Epoche der Zündhölzchen-Automaten,

Digitized by Google

die sie sich bereitet hat, aber, wie das schon so mit den technischen Fortschritten zu gehen pflegt, zugleich auch eine Epoche des automatisch erzeugten Ruhmes und der sich selbst enthüllenden Monumente. Dass in einer Zeit, die aller Tradition entsagt hat und die man versteht, wenn man in ihrem Schlagwörterverzeichnis ein wenig blättert, Cultur kaum in sorgsam gehüteten Treibhäusern zu gedeihen vermag — wen soll es bekümmern? In Österreich hat die Verkehrtheit der menschlichen Dinge Couleurstudenten zu Führern einer Nation gemacht. Wird von dem Verzweiflungskampfe der Deutschen, der sich an einer Pilsener Straßentafel austobte und nachher im Parlamente nur noch unarticulierte Laute fand, ein nennenswertes Literaturdocument künftigen Generationen erzählen? Vermöchte ein Nationalismus, der in der Zerstörung der andersprachigen Schule eine Errungenschaft sieht, das Geistesleben der Volkheit sonderlich zu vertiefen? Und wird sich die Erinnerung an ein Heroenzeitalter von Versammlungssprengern nicht am Ende bloß zu epischen Gassenhauern verdichten lassen?

Es ist ein Zug von aufreizender Bizarrerie, wenn die Rasse, die im politischen Kleinkampf Dichter zu zeugen verabsäumt und ihren Boden zur Unfruchtbarkeit verdammt hat, weil sie seine Grenzen vertheidigen muss, tagtäglich aus jenen Kreisen, die auch dem edelsten nationalen Streben theilnahmslos gegenüberstehen, geistigen Zuschuss erhält. Nicht etwa, als ob unseren Kunstwärtern das sociale Gewissen über völkisches Bewusstsein gienge, als ob sie von der Höhe modernen Denkens jedweder nationalen Bethätigung den Respect versagten. Nicht doch — was diese Industrieritter vom Geiste zur Herrschaft gelangen ließ, ist einfach die größere Behendigkeit und die rasche Occupation des Marktes, dessen gangbare Werte ein politisch beschäftigtes Volk nie recht gekannt hat.

Wie das Recept, nach dem die literarische Nahrung der Massen verfälscht wird, Geheimnis einiger weniger

Digitized by Google

Unternehmer ist, mag im Folgenden gezeigt werden. Ich will es versuchen, ein Bild jenes Marktes und seiner lautesten Schreier zu zeichnen, ein Gruppenbild, das erst auf dem Hintergrund der Wiener Gesellschaft und der Wiener Presse die richtigen Contouren gewinnt. Man wird schließlich finden, es sei ein Familienidyll der Corruption, so recht traulich und in abendliche Stimmungen getaucht. . . .

In anderen Centren sind die Beziehungen loser und schwerer aufzudecken; die Hand hat einen weiten Weg, um die andere zu waschen, einen weiteren, um in die Taschen des Publicums zu gelangen. Aber hier in Wien, wo jeder von jedem weiß, mit wem er bereits verfeindet ist oder wen er noch betrügt, ist es helllichter Tag, wenn die Geschäfte abgemacht werden. Eine Presse, die außerhalb jeglichen politischen Einflusses gestellt ist und die im Drange der Verhältnisse sich genöthigt sah, ihren Freisinn zum Freikartensinn umzugestalten, versorgt in eigener Regie den Theatermarkt und wacht mit Argusaugen, dass kein Berufener eindringe.

Fast alle Bühnen sind ihr tributpflichtig, fast alle haben ihr tägliches Quantum an Gratisbilletten abzuliefern und jene Stücke aufzuführen, die sie selbst verfasst oder zumindest vidiert und protegiert hat. Dieselben Leute, die gestern noch als freie Recensenten auf freien Plätzen saßen, tauchen heute als dankbare Autoren vor dem Vorhang auf und werden morgen von den Redactionscollegen überaus schmeichelhaft besprochen sein. Kritische Machthaber, welche aus der von ihrer Gunst und Gnade abhängigen Theaterkanzlei Tantièmen beziehen — ich bin zu wenig Staatsanwalt, um sogleich den richtigen Ausdruck für solche Übung zu finden. Da steht diese Bande in den Zwischenacten der Première auf einem Fleck beisammen, hält die Passage des Mittelganges versperrt und täuschelt Ansichten über die Frage aus, wie viel »Häuser« das Stück voraussichtlich »machen« werde. Während das

Digitized by Google

übliche Meinungscartell für die Morgenblätter zustandegebracht wird, sprengen literarische Galopins auf und ab, den Löwy zu suchen und in hohem Auftrag auch die anderen Correspondenten der Berliner Blätter zu bearbeiten; ein strebsamer Jüngling schießt hin und her, um Stimmung zu machen, und die Hyänen vom Schlachtfelde des Durchfalls schleichen von Reihe zu Reihe und beschnüffeln jeden, bei dem sie ein selbständiges Urtheil vermuthen. Da quält sich ein Librettist zum Beifall, dem der Concurrentenneid aus dem Auge leuchtet, und ein Componist, von Tantièmengier geschüttelt, kann seinen Ärger kaum unterdrücken, dass der andere ihm eine Arie vorweggestohlen hat. . . . Und diese saubere Gesellschaft treibt ihr Gewerbe unter den Augen eines Publicums, welches das journalistische Ergebnis der erbärmlichsten theatralischen Schacherpolitik immerzu als Orakel aufnimmt. Aus unmittelbarer Anschauung könnte es jedesmal klar und deutlich erkennen, wie die Sache gemacht wird, und mit raschem Entschlusse, wenn es sich im Zwischenact organisierte, den Bund der Autoritäten auseinanderjagen.

Seitdem die bodenwüchsige Vorstadtposse verblichen ist, müssen wir das Wiener Theater einem regelrechten Speculantenthum preisgegeben sehen. Journalistische Schmarotzer, die eben erst aus dem Kehricht der öffentlichen Meinung emporgetaucht sind, Operettenwucherer und Coulissiers, die, wenn schon nicht dem Gerichtssaal, so doch der Gerichtssaalrubrik entsprungen sind, tummeln sich auf der Scene, die einst Nestroy und einem herrlich verwienerten Offenbach gehört hat. Vollends in den letzten Jahren, die den Wirkungskreis des Wiener Liberalismus auf ein Premièrenparket beschränkten, hat das literarische Manchesterthum eine Entwicklung genommen, die geradenwegs einer Katastrophe zutreiben muss. Nie ist der Einfluss der Tagespresse schamloser in bares Geld umgemünzt, nie der Theatertheil der Journale offen-

Digitized by Google

kundiger zum Vortheil derer, welche ihn redigieren, benützt worden, nie hat Selbstlob in ähnlich verbrecherischer Weise der Beutegier allmächtiger Impotenzen Vorschub geleistet. Gelang es, durch zwei Jahrzehnte jede künstlerische Regung im Tantièmenreiche niederzuhalten, dem auf sich selbst gestellten Schaffen den Weg zur Bühne mit allen Chicanen zu verrammeln, so hatten doch Beeinflussung botmäßiger Directoren und Feindseligkeit gegen Talente, die den Canossagang zu Redactionsdienern verschmähten, ehedem eine gewisse, ich möchte sagen: Anstandsgrenze. Heute sind die Kaffeehaustische markiert, an denen vorbei der Weg zu Bühnenerfolgen führt, und »reine Künstler« müssen sich glücklich preisen, wenn sie, nach dornenvollem Streben von Tisch zu Tisch, in der Runde der laut mit Theaterwerten feilschenden Zwischenhändler sesshaft geworden sind.

. . . Weit dehnt sich das Gehirnweichbild des Wiener Literatenthums, täglich erfolgt neuer Zuzug von Talenten, die der Entdeckung harren, und die Billardspieler fühlen sich bereits geniert. Die Jugend fordert ihre Rechte, die ungestüme Jugend, die alle Entwicklung von der Eröffnung des Café Glattauer datiert und in ketzerischem Übermuthe vergessen möchte, dass es einst auch eine Epoche Griensteidl gegeben hat. Aber unter allen Abtheilungen, die in der heutigen Ordnung dem künstlerisch beschönigten Müßiggang zugewiesen sind, hat die dramatische ihren alten Zauber bewahrt, und neugierig und verlangend steht mancher Anfänger vor der Schwelle ihrer Mysterien. Jawohl — mag die umliegende Welt in Trümmer gehen, in diesem Tantièmenkotter wird noch immer mit dem gleichen Ernst über den Cassenausweis einer 25. Aufführung gesprochen und, wenn das Geschäftliche erledigt ist, noch immer mit der gleichen Heiterkeit jeder Kaffeeschluck aufgenommen, den der als Witztyrann gefürchtete Tischpräsident gethan hat. Ein Absolutismus des Lachens, der heisere Unterthanen straft, aber Gnaden vertheilt,

Digitized by Google

wo eine tüchtige Kehle in allen Stimmlagen Beweise unverbrüchlicher Loyalität gegeben hat.

Wie heißt doch der Herr, von dessen Gesicht zuvorkommende Tischgenossen es im Nu ablesen können, wenn ihm gerade nichts einfallen will, und der dann, jedesmal ängstlich prüfend, im Kreise der Getreuen nur strahlende Gesichter erblickt? Wie heißt der Herr, der von seinem Kaffeehausstühlchen die Wiener Theaterwelt beherrscht, die gesammte Journalistik seinen Wünschen fügsam zu machen weiß und ihren Heerbann, der dem Wink seines Hasses folgt, gegen jene aufrührerischen Elemente entsendet, welche sich unter dem Erbtheil Heinrich Heines etwas anderes als ödes Kalauern, gepaart mit dürftiger Versroutine, vorzustellen wagen? Nein — es gibt gewiss nichts, das die klägliche Kleinheit dieses geistigen Wien besser bezeichnen könnte, als die Thatsache, dass der Mann, dem die Collegenschaft tagtäglich Lobeshymnen singt, die einem dramatischen Säkularmenschen gegenüber als aufdringliche Reclame wirken müssten — Julius Bauer heißt. Dieses ans Groteske streifende Missverhältnis zwischen der äußeren Macht und der wesentlichen Unbeträchtlichkeit eines Journalisten ist es, was die endliche Abwehr herausfordert, und der kleine Bänkeldichter erscheint ernsthafterer Betrachtung wert, wenn er zum Mentor der literarischen Jugend ausgerufen wird, wenn vor ihm die Mimen in Devotion ersterben und seines Geistes Werke, mögen sie auch noch so geringe Zugkraft üben, keine Direction vom Repertoire abzusetzen wagt.

Die Theaterleute schmachten unter dem Drucke dieses Recensenten, dessen unbedenkliche Art, einem Buchstabenwitz zuliebe einen Erfolg zu schmälern, sie kennen. Die Börsengesellschaft, die doch in ihren Reihen manch ursprünglicheren Humoristen aufweist, schätzt ihn, weil er eine ihr minder geläufige Nuance, den Commis voyageur-Witz repräsentiert. Die Zeitungsleute, die gerade in dieser Species wiederum eine ver-

Digitized by Google

wandte Saite anklingen hören, feiern ihn als den Nachfolger Heinrich Heines, wenn sie es nicht vorziehen, Aristophanes mit ihm in entehrende Beziehungen zu bringen. Nun, es wird hier noch öfter Gelegenheit sein, an dem Rücken dieser Sippschaft ihre Maßstäbe zu zerbrechen; für heute mag sie sich in ihrem — wenn ich nicht irre — nach Raab zuständigen, mühsam zu Budapester Cultur erzogenen Abgott getroffen fühlen. Auch ist es mir zunächst um die armen Schauspieler und verschüchterten Literaturneulinge zu thun, welche sich im Hörigkeitsverhältnis zu Herrn Julius Bauer viel weniger wohl zu fühlen scheinen, als die Collegenschaft, die erst Überlegenheit des Könnens und der Bildung als Druck empfinden würde. Aber Herr Julius Bauer, der unverdrossene Buchstabenverwechsler, der den Franz-Josefs-Quai lachen macht, wenn er statt »Musentempel« »Busentempel«, wohlgemerkt: B statt M, und statt »Im Wein liegt Wahrheit« »Im Bein liegt Wahrheit«, wohlgemerkt: B statt W sagt, der Routinier einer seit Heine sattsam strapazierten und längst ausgeleierten Versform, übersteigt wahrhaftig das Niveau der Genossen nicht. Gewiss gibt es auch unter den Journalangehörigen Wiens ungleich bessere und gebildetere Stilisten, die nur aus Indolenz oder missverstandener Collegialität sich gegen den widerlichen Cultus eines kleinen Theaterplauderers nicht auflehnen. Unerfindlich bleibt, wie z. B. Hugo Wittmann, der doch — man mag gegen den ausgedienten Feuilletonisten der Bourgeoisie alles mögliche einwenden — an Kenntnissen und erzogenem Geschmack den Journalistendurchschnitt weit überragt, sich mit Herrn Bauer zum Operettenbunde vermählen konnte. Unerfindlich, wie Herr Speidel nach Schluss einer Burgtheaterpremière sich von dem schon inspirationsbedürftig in der Garderobe wartenden Bauer auch nur in den Winterrock helfen lassen kann.

Literarisch gemessen, ist Herr Bauer ein Nachtischhumorist, den man eventuell auch größeren Vereinen

Digitized by Google

zuziehen könnte, aber mit dem Theater haben seine Spässchen nichts zu schaffen, und nur ein Premièrenparket, das auch seine Tafelfreuden mit Herrn Bauer theilt, könnte sie ertragen. Sein Witz entspringt nicht dem launigen Erfassen einer Situation und gehört somit nicht auf die Scene; sein Witz entspringt aber auch keinem Gefühl, keinem Zorn, keiner Meinung — somit gehört er nicht auf Druckpapier. Herr Bauer wäre nicht einmal fähig, seine eigene Missgunst, mit der er jüngeren Gesellschaftswitzlingen begegnen soll, schriftstellerisch zu gestalten. Welcher Laune sollte auch ein Humor gehorchen, der im Wortklang sich befriedigt und dem kein adäquater Ernst als Widerspiel entspricht? Zwischen den Wahrheiten, die dieser Satiriker lachend verkündet, und den Lügen, die er bekämpft, liegt zumeist nur ein Buchstabe, und wenn den der Setzer übersieht — ist das Erbe Heinrich Heines licitando zu vergeben. War die Handschrift deutlich und ist der Setzer achtsam gewesen, wird man Herrn Bauer eine gewisse Fixigkeit, mit der er seine Banalitäten schon fast mechanisch los wird, kaum bestreiten können; aber ebensowenig, dass der Vers — dieser notorische Hochstapler — zur Hebung des geringen Witzgehaltes wesentlich beiträgt. Nicht drei gute Prosazeilen vermöchte Herr Bauer zu schreiben, die, losgelöst von Kalauern, an und für sich zu wirken hätten.

Man glaubt es anderwärts nicht, dass ein Mensch, der, urtheilslos und ungebildet, an Literarisches mit einer durch Wortwitzsucht getrübten Objectivität des Reporters herangeht, bei uns seit Jahren als Kritiker, als Burgtheaterkritiker, in Betracht kommt, dass wir einen Gelegenheitshumoristen die Werke Ibsens beurtheilen lassen.

Wie aber sollte man an der kritischen Führerschaft einer Null Anstoß nehmen, wo die Verseuchung der Vorstadtbühnen durch den nämlichen Herrn Julius Bauer zu den Selbstverständlichkeiten einer jeden Saison gehört? Wo ein aus dem Schlamm der schmierigsten Halbweltanschauung geschaffenes Zeug, wie dieses

Digitized by Google

»Adam und Eva«, wiewohl ihm bei der Première der intensivste Durchfall, den eine Operette seit Jahren erlebt hat, beschieden war, dennoch Dank der beispiellosen Pression des Zeitungsconsortiums auf die Theaterkanzlei einen Winter hindurch den Spielplan »beherrschen« konnte. Was da von dem hurtigen Aufgebot aller Cliquenmänner geleistet, wie da, vom Tage der Erstaufführung an, die Meinung der Theaterbesucher in täglich variierten, mit allem Raffinement wirksamer Abwechslung ersonnenen Reclamenotizen gefälscht, wie da das störrische Publicum förmlich mit Peitschenhieben in das Theater getrieben wurde — das verdient als Denkmal von der Haltung des geistigen Wien am Ausgang dieses Jahrhunderts künftiger Culturberichterstattung überliefert zu werden. Als nichts mehr verfangen wollte und das Arsenal der Lügen von ausverkauften Häusern, eigens nach Wien geeilten Directoren u. s. w. erschöpft war, durfte, ohne dass der Staatsanwalt, dem die Theatersphäre gewiss mancherlei Anregung bieten müsste, auch nur den Finger gerührt hätte, dreist erzählt werden, Erzherzog Franz Ferdinand habe bei einer Aufführung von »Adam und Eva« dem Regisseur sagen lassen, dass er sich ausgezeichnet unterhalte und den Dialog aus dem Textbuch noch einmal kennen zu lernen wünsche. Die Leute, die kurz zuvor durch Herausgabe einer Jubiläumsschrift krampfhafte und dennoch mit keinem Orden belohnte Anbiederungsversuche an die höchste Stelle gemacht hatten, glaubten jetzt ohne Rücksicht auf den § 64 (Beleidigung eines Mitglieds des Kaiserhauses) keck behaupten zu dürfen, dass es den Geschmack des Thronfolgers nach den geistigen Sumpfniederungen eines Bauer'schen Librettos ziehe.

Man muss sich nur die Ungeheuerlichkeiten alle ins Gedächtnis rufen, die später als Offenbarung eines begnadeten und in seiner Laune unerschöpflichen Witzkopfes gepriesen wurden — von denselben Herren gepriesen wurden, die am Abend der Première von dem unzweideutigen Misserfolg consterniert und kopfhänge-

Digitized by Google

risch dagesessen waren, als ob sie Mitglieder jener anderen »Concordia« wären, die wirklich Leichen bestattet, und nicht des Vereins, der dem todtgeborenen Erzeugnis eines Collegen zu künstlichem Scheinleben verhilft. Man erinnert sich noch der geschmacklosen Auswucherung biblischer Motive, die nicht anders als etwa eine religionslästernde Annonce des »Paprika-Schlesinger« wirkte, und der gleichfalls — in beiden Fällen wurde auch über »Reaction« gejammert — die unverdiente Ehre einer Censurierung zutheil ward. Noch tönt uns der Refrain Bauer'scher Bibelauffassung in den Ohren:

»Ich bin der Josef Jakobsohn,
Bekannt im ganzen Land,
Der Sohn vom Jakob Kohn,
Der auf der Leiter stand . . .«

noch denken wir an jene andere erquickliche Situation des bilderreichen Werkes, da Sokrates und Plato von einer lebendig gewordenen Herkulesstatue geprügelt werden und Diogenes, der in der »Schönlaterngasse« zu wohnen vorgibt, dem Streite ein Ende macht. Es ist dies eine hellenische Welt, wie sie etwa Stammgäste des Café *'Αβελης* oder des dem Carltheater so nahen Café Tifoxilos mit der Seele suchen. Ja, das ist Großverschleiß attischen Salzes. Witzperle reiht sich an Witzperle, und ein ganzer attischer Salzgries liegt vor unseren Augen. Kein Wunder, seit Bauer Herrn Leo Ebermann protegiert hat, kennt er das Griechenthum . . . Und die actuellen Anspielungen in Menge, die deutlich zeigen, dass Bauers Schaffensgebiet nicht von einem nahen Theaterhorizont begrenzt ist, dass auch die großen Fragen der Zeit ihn beschäftigen und der Menschheit Kummer die empfindsame Saite seines Humors erklingen lässt. So weiß er einerseits, dass Dreyfus Unrecht geschieht, anderseits, dass in Wien behufs Gasrohrlegung die Straßen in schlechtem Zustande sind, und er hat diesem seinem tief socialen Empfinden in beweglichen Coupletstrophen Ausdruck gegeben, oder — wie am andern Tage ein resoluter

Digitized by Google

Schmock niederschrieb — »er bohrt mit aristophanischer Sonde an Zeitverhältnissen herum« — —

Es fiele mir wahrhaftig nicht ein, Herrn Bauers Kreise stören zu wollen, wenn sie sich bloß mit den Kreisen dinierender und amusementbedürftiger Börsenmäcene deckten, und ich würde unserem Satiriker, der mit loyalen Verslein immerdar zur Stelle ist, sobald ein Regierungsjubiläum gefeiert wird oder gar Herr von Taussig eine seiner Töchter verheiratet, sogar das längst ersehnte Ordensbändchen oder den »kaiserlichen Rath« gönnen, dessen Fehlen der Lebensanschauung des Humoristen zuweilen einen melancholischen Zug verleihen mag. Allein der arme Wortwitzhascher, der allzulange schon in einem Unsterblichkeitsdünkel dahinlebt und nicht fühlt, dass er in Wahrheit nur ein winziger Nachkomme des der Wiener Kunstluft einst so gefährlichen Saphir'schen Canalgeistes ist, hat die endliche Zurechtweisung verdient. Weit wäre es mit der neu-österreichischen Literatur gekommen, wenn sie ernstlich darauf angewiesen bliebe, sich ihre Wege von dem Hofnarren Rothschilds, vom Aristophanes des Herrn von Taussig bestimmen zu lassen. Wir werden es nicht mehr dulden, dass die wichtigsten Ehrenstellen, welche die Literaturgeschichte zu vergeben hat, in einer Ausschusssitzung des Pensionsfonds der »Concordia« vertheilt werden, und da Heinrich Heine und die andern Großen kein anderes Mittel der Abwehr mehr haben, als sich gegebenenfalls so im Grabe umzudrehen, dass sie mit der Rückenseite gegen Herrn Julius Bauer und die ihn heute noch umheulende Rotte liegen bleiben — wird unsere Pflicht es sein, ihre Namen gegen freche Verunglimpfung zu schützen.

Wenn es den Herren beliebt, sie mögen weiter untereinander in kritischer Blutschande leben und uns noch öfter das Schauspiel bereiten, dass, wie es kürzlich erst geschah, eine führende Zeitung ihre Theaterrubrik wochenlang den Bedürfnissen dreier ihrer eigenen Redacteure zur Verfügung stellt, die im artigen Turnus

Digitized by Google

gegenseitigen Lobes täglich vor den Augen des Publicums abwechseln. Aber neugierig sind wir, ob dieses Publicum noch lange zusehen wird, neugierig, ob es sich bis ins neue Säculum hinein eine Presse gefallen lassen wird, die den Antisemitismus besser zu erzeugen als zu bekämpfen vermag und die deshalb gegenwärtig um nichts heißer bemüht ist, als der Phrase von der »Schmach des Jahrhunderts« angesichts des nahen Verfallstages die nöthige Prolongation zu erwirken — eine Presse, die gegen ihre plumpsten und dümmsten Widersacher unterliegen muss, weil sie Wahrheitsfanatiker entsendet, deren Schuh den Koth schmutzig macht, und die, was sie durch ihre politische und financielle Gebahrung verschuldet hat, nun rasch auch auf dem Gebiete des Theaters producieren möchte. Wenn sie heute in späten Thränen über die veränderte Sinnesart der Bevölkerung ihre eigene schmutzige Wäsche auswindet, so sollte sie nicht vergessen, dass auch die Theatersphäre den von ihr beklagten Einflüssen eines Tages unterliegen könnte. Weil draußen heute — ein natürlicher Wetterwechsel — unfreundliche politische Lüfte weh'n, möge sie sich doppelt hüten, das Foyer zum Ghetto zu verwandeln. Ihr zum Trotz, die unverdrossen täglich ihr »Lacht nur bei Julius Bauer!« annoncierte, ist »Adam und Eva«, von einem entsetzten Publicum täglich von Neuem angeblasen, endlich und endgiltig von der Bildfläche verschwunden. Langsam scheint man sich zu besinnen, und, wenn die Zwischenhändler des Geistes nicht freiwillig bald ein anderes Gebiet industrieller Bethätigung aufsuchen, so wird die allgemeine Vertreibung aus dem Paradiese der Theaterherrschaft nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.

Digitized by Google

Die Einacter.

Im Burgtheater hat man dem jungen Wien Gelegenheit gegeben, einmal repräsentativ zu beweisen, dass es über keinen eigenen Ton verfügt. Herr Arthur Schnitzler, der noch immer den geringfügigen Ruhm genießt, in solcher Mitte der Beste zu sein, und der durch eine solide literarische Geschäftsgebarung im voraus manche Sympathien für sich hatte, kam mit drei Einactern zu Worte. Weil ihm wiederholt schon ein hübsches Talent für erste Acte nachgerühmt wurde, will er seine dramatische Kurzathmigkeit jetzt als Genre pflegen. »Paracelsus« ist eine Blüette, die ihre gedankliche Nichtigkeit in historischem Gewande darbietet. Es ist Schnitzlers Höhenflug: wo er aus dem Bereiche seiner anmuthigen Wiener Empfindsamkeiten hinausstrebt, muss er auf Fuldas Ebene landen. — »Die Gefährtin« ist ein seltsames Kunstproduct gewollter Psychologie. Die Scene gewährt einen Prospect auf das Grab einer Frau, und mit vertheilten Rollen wird ein Nachruf gesprochen, der zu ungeschickt abgefasst ist, um nicht peinlich zu wirken. Bei Strindberg hat der Hass eine Technik geschaffen, und wenn er es unternähme, gegen das frische Grab einer Frau zu polemisieren, so würde man eben dem Temperament bewilligen, was man Herrn Schnitzler und seiner umständlichen seelischen Obduction nicht verzeihen kann. Das Werkchen trieft von psychologischem Doctordünkel. Der Gedankengang, der sich in einer kurzen und geraden Linie prächtig erschöpfen ließe, verläuft spiralenförmig, und das armselige Thema wird den verzweifeltsten Drehungen unterworfen. »Die Gefährtin« ist geradezu das Meisterstück scenischer Unbeholfenheit; ein Monolog der Hauptperson, der noch rechtzeitig durch das Eintreten einer »sympathischen Frauengestalt« verhindert wird, einer edlen Dulderin der Stichworte. — »Der grüne Kakadu« heißt des Abends bester Theil. Hier ist Herrn Schnitzler wenigstens wieder ein sicherer und launiger Dialog geglückt. Und die Mache blinkt so sauber, dass sie zuweilen selbst über den Eindruck der Drolligkeit hinweghilft, den der Dichter der Liebe vom »Währinger Gürtel« auf dem Hintergrund der großen Revolution hervorrufen muss. Es ist ja nicht zu verlangen, dass eine solche Zeit in den Köpfen des jungen Wien andere als anekdotische Stimmungen auslöse. So sehen wir das Gewaltige zu einem netten Genrebildchen eingefangen. Wo dieses zu jenem sich erweitert, fällt der Vorhang, und der Autor bewies, dass seine Geschicklichkeit sogar noch knapp bis zum Über-

Digitized by Google

gang reicht. Das ist nicht wenig, und um des »Grünen Kakadu« willen dürfte sich der Einacter-Cyclus auf dem Repertoire behaupten. Vielleicht versucht man es dann auch mit einer oder der anderen Scene aus dem »Anatol«, der bis heute noch Schnitzlers dramatisches Können auf die prägnanteste und gefälligste Art umschrieben hat.

Auch Hugo von Hofmannsthal sollte mit seinem Erstling (»Gestern«, bei Klinkhardt verlegt) für das rehabilitiert werden, was er acht Jahre später geleistet hat. Dieser Edelsteinsammler aller Literaturen hat durch die Aufführung seines »Abenteurer« und seiner »Sobeïde« viel eingebüßt. Herrn Schlenther blieb es vorbehalten, mit täppischer Hand das Geheimnis zu lüften, welches das Schaffen des Ästheten so lange umschwebte. Wenn Herr Schlenther sich um jeden Preis als österreichischer Patriot bethätigen will, so wird er unser heimisches Literatenthum aus dämmeriger Zurückgezogenheit nicht vor das Rampenlicht locken dürfen. Herr v. Hofmannsthal, dem frühzeitig die Mittel dazu geboten waren, hat sich bis heute als Goethenatur in engeren Kreisen gut bewährt. Man wusste, dass er das Leben floh, dass sein Wesen der »gemeinen Deutlichkeit der Dinge« widerstrebe und dass auf dem Lehnstuhl vor seinem Schreibtische, ganz wie es Herr Bahr verlangt, »der Abglanz der Ewigkeit« ruhe. Man konnte ihn für seinen vornehmen Geschmack loben, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theaterthums an sich herankommen ließ. Dass er kein Dichter war, durften ihm die anderen, die es nicht sind, wohl verzeihen; aber er hat sie überragt, weil er, wie keiner neben ihm, Dichter zu lesen vermochte, und in seinem Ohr klang es von allen Rhythmen der Classik. Er war gewohnt, aus einem mit köstlichem Edelgestein besetzten Glase zu trinken. Dieses war klein und — nicht sein eigenes, wie man ein Musset'sches Wort verändernd und mit leisem Bedauern sagen konnte. Aber ihm zur Ehre mochte es schon gereichen, dass seinen artistisch erzogenen Blick die Pracht der Steine immer wieder anzog. Allzu früh waren ihm literarische Verderber an die Seite gegeben, und der von seinen Eltern verwöhnte Liebling der Grazien, dem man die Allüren Jung-Goethes aufzwang, konnte der Gefahr, die seine Entwicklung bedrohte, bald nicht mehr entrinnen. Jetzt hat ihn Herr Schlenther sogar um das bischen Mangel an Eigenart gebracht, das ihm noch kürzlich so nett zu Gesicht gestanden war. Nach dem unheimlich

Digitized by Google

formgewandten und preciösen »Gestern« des 17jährigen hatte man lange gehofft, dass der Wein, wenn er sich auch noch so abgeklärt geberde, doch am Ende mal 'nen guten Most geben werde. Die zwei Einacter im Burgtheater brachten die Enttäuschung. Hofmannsthal ist um ein Beträchtliches koketter geworden und seine Form, die ehedem noch ein spielerisches Verhältnis zu Gedanken hatte, zeigt jetzt die völlige Abhängigkeit des Bildungslyrikers von der jeweiligen Lectüre. Ein Niederschlag von allen Culturen hat hier seine rein äußerlichen Wirkungen gezeitigt. Was zu dramatischer Geltung gebracht wird, ist im »Abenteurer« kaum mehr als ein Tändeln mit Degen und Mantel, in der »Sobeïde« etwa der Sinn für die Schönheit eines bunten Teppichs. Im zweiten Werke scheint Hofmannsthal hin und wieder auch etwas sagen zu wollen. Aber es ist ihm wohl nicht zuzutrauen, dass er den Befreiungsdrang einer Frauenseele durch Ungemach und alle Fährnisse des Lebens, die er ihr bereitet, absichtlich ad absurdum führen wollte. Das wäre eine recht philiströse Anschauung, die vor der Flucht aus dumpfer Enge warnt und die Thür, durch die eine Befreite zog, vorsichtig »für alle Fälle« zur Rückkehr offen hält. Grillparzers Rustan mag von bösem Traume zur Nüchternheit des bürgerlichen Lebens erwachen und, zufrieden in wiedergefundener Wirklichkeit, den Ruhm einen leeren Wahn schelten. Aber das Sehnen nach »Assad«, das einen Schimmer von Glück über das Dasein mancher Sclavin breitet, haben bis heute noch, selbst wo sie es in That verwandelten, wenige Sobeïden zu bereuen gehabt. Gewiss ist indeß Herrn v. Hofmannsthal so weise Bedenklichkeit nicht zuzumuthen, und mehr als ein decoratives Vergnügen dürfte ihn denn auch zu seiner »Sobeïde« nicht verführt haben.

Ein Zeichen der Unechtheit tritt dabei greller als sonst in Erscheinung. Es ist ja Hofmannsthals Art, die Offenbarungen der Dichter aus der Hand der Übersetzer zu empfangen. So wie den »Präraphaeliten« aus der rudimentären Technik, mit der einst die Schüler von Sienna sich behelfen mussten, neue Schönheit erblüt, so lässt sich Herr v. Hofmannsthal durch die naturgemäßen Mängel einer Übersetzung anregen. Nicht Shakespeares und der Griechen, aber Schlegels und Thudichums Epigone spricht aus den Versen dieses »Primitiven«. Auch früher konnte man aus manchen seiner Wendungen zuweilen den Gegenstand seiner momentanen Beschäftigung errathen; so wenn er, mitten aus dem Studium lateinischer Classik heraus,

Digitized by Google

seine Sprache mit Ovidischen Floskeln schmückte und ganz im Sinne, ja Wortlaute des Römers das Bild einer Überschwemmung z. B. mit den »in den Ulmen hängenden Fischen« (pisces in ulmis haerentes) zu zeichnen pflegte. Heute ergeht er sich in leeren Travestien aller möglichen Stile.

»Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
Und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächt'
In einem Maskenaufzug umgetrieben . . .«

Ist es nicht, wenn man diese Worte aus seinem »Abenteurer« hört, als lauschte man einer förmlichen Stilkopie Schlegel-Shakespeares? Herr v. Hofmannsthal treibt philologische Lyrik. Nach seiner Weltanschauung zu fragen, nach jenem Etwas, das von seinen Versen übrig bleibt, wenn man sie von Costüm und Anklängen befreit, wäre müßig. Genug, er flieht noch immer das Leben und liebt die Dinge, welche es verschönern.

* * *

Die Kenner. — Tina Blau. — Herr Klimt und das revolutionierte Kunstempfinden des Herrn von Dumba.

Aus Künstlerkreisen erhalte ich folgende Zuschrift: Journalisten sind nach dem bösen Worte eines großen Mannes diejenigen Leute, die ihren Beruf verfehlt haben; unter ihnen pflegen sich nun jene, welche wegen Mangels jeglicher positiven Kenntnisse zu nichts anderem zu verwenden sind, der Kunstkritik zuzuwenden. Während der Musikreferent wenigstens imstande sein muss, Noten zu lesen, fällt bei der Besprechung von Literatur und bildender Kunst jedes ähnliche kleine Erfordernis weg. Aber Unwissenheit allein genügt doch nicht, wofern nicht ihre Resultate mit jener apodiktischen Ruhe vorgebracht werden, die der Unverschämtheit zum Verwechseln ähnlich sieht.

Man ist ja an Vieles gewöhnt. Von Zeit zu Zeit aber hat man doch den Wunsch, diesen oder jenen sublimen Ausspruch ein wenig festzunageln. Schreibt da unlängst der Kunstkritiker der »Neuen Freien« (die übrigens von jeher in diesem Fache einen Record nach unten behauptet hat) anlässlich der Tina Blau-Ausstellung etwa Folgendes: Man finde da recht hübsche Sachen, müsse aber der Künstlerin den Rath geben, sie möge sich die modernen Mittel der Malerei mehr zu eigen machen, wenn sie den Anspruch erheben wolle u. s. w., u. s. w. Man wird schwerlich die beiden oben erwähnten Eigenschaften des Kunstkritikers in einer reineren Form darstellen können, als sie in diesem Ausspruch eines edlen Gönners

Digitized by Google

zu finden sind. Tina Blau, die bis jetzt von Kritik und Publicum eben wegen ihres modernen Empfindens vernachlässigt worden war, und die vor zwanzig Jahren schon — in ihrer Weise natürlich — die Principien der Worpsweder und Glasgower Schule angewendet hat!

Sind aber die meisten Kunstkritiker schon in puncto einfachen Tadels oder Lobes unzuverlässig, so wird die Sache gar possierlich, wenn sie sich aufs Prophezeien verlegen oder die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten anfangen. Der Aristoteles unserer »Zeit«*) leistet bekanntlich hierin Hervorragendes. Man erinnert sich noch, wie er von den in einem lächerlichen Deutsch abgefassten und auf Büttenpapier gedruckten Pubertätsempfindungen eines Kalksburger Gymnasiasten feierlich erklärte: In vierzehn Tagen wird Europa von diesem Buche sprechen! Das Wort bekam Flügel, aber das Buch ist längst von der Oberfläche verschwunden. Jetzt erklärt derselbe Herr ein Bild von Klimt in der Secession (den »Schubert«) schlankweg für das beste Bild, das je ein Österreicher gemalt hat. Nun, so schlecht ist das Bild wieder nicht, und der gute Herr von Dumba, der auf seine alten Tage seine Wohnzimmer secessionistisch ausschmücken lässt, braucht es nur ein bischen ins Dunkle zu hängen. Herr von Dumba als Secessionist ist überhaupt sehr amüsant. Das kam nämlich so. Er hatte die Bilder für sein Musikzimmer bei Klimt bestellt, als dieser noch in der braven Art der Laufberger-Schule arbeitete und sich höchstens ein paar Makart'sche Extravaganzen gestattete. In der Zwischenzeit war aber dem Maler der Khnopff aufgegangen, und jetzt ist er, damit die Geschichte nicht ohne Pointe bleibt, Pointillist geworden. Und das muss natürlich der Besteller alles auch mitmachen. So ward Herr von Dumba ein Moderner. *Bec.*

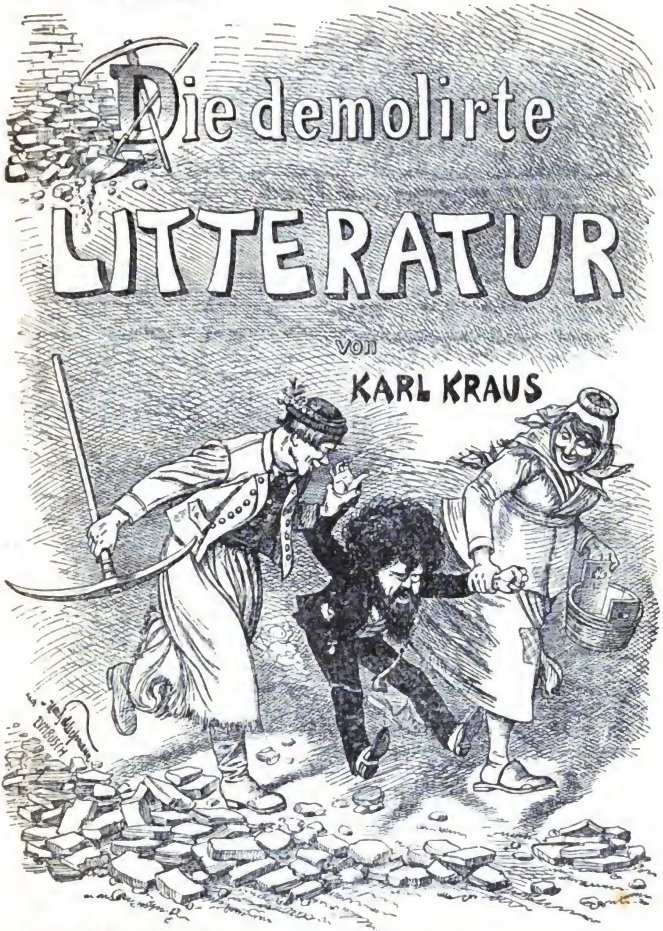
---

*) Hier ist natürlich Herr Hermann Bahr gemeint. Das wüste Treiben dieses Herrn, der noch immer Cultur nach Österreich zu bringen vorgibt und immerzu seine Dichterkrönungen vollzieht, wird, bevor er noch in der ersehnten grösseren Tagesredaction landet, in diesen Blättern öfter und schmerzhafter aufgedeckt werden. Anm. d. Herausgebers.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Digitized by Google

Zweite Auflage! Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Wien 1897. Verlag von A. Bauer. Preis 40 kr., portofrei 45 kr.

Digitized by Google

DIE DEMOLIERTE LITERATUR.

Von Karl Kraus. Mit einem Titelbild von Hans Schliessmann.

M. G. Conrad äußert sich im »*Deutschen Dichterheim*« über »*Die demolierte Literatur*« folgendermaßen:

Die 36 Seiten kosten 40 kr. Sie sind das Geld wert. Man bringt mit Hilfe dieser geistvollen Parodierung der Wiener Café Griensteidl-Literatur wirklich das Unglaubliche fertig: die abgerackertsten Karrengäule im Triumphzug der decadenten Poseure erwecken nicht fade Unlustgefühle, sondern herzliches, gesundes Lachen. Die uns das anzuthun vermögen, allerdings erst durch die Zubereitung, die sie in der Küche des genial kaustischen Karl Kraus erfahren — verdienen wahrhaftig ein Denkmal. Und Vieles, was sich hier urwienerisch ausspricht, ist zugleich urmünchnerisch und urberlinerisch. Für den Kenner der letzten zehn Jahre Jung-Literatur verstärkt sich also der Eindruck aufs Erfreulichste. Diese biederen alten Knaben, die nie jung gewesen und nie zur Reife gekommen sind, eben weil sie keine Natur in sich hatten, sondern nur Moment-Witze und -Blitze, Umsturzprogramme, technische Wunder-Recepte und artistische Posen, die also mehr Théâtre variété denn Literatur im Leibe hatten — sie haben doch nicht umsonst gelebt und »Bewegung« gemacht. »*Die demolierte Literatur*« zeigt classisch, wie nutzbar und amusant sie sind.

»**Berliner Fremdenblatt**« (in einem Feuilleton): »*Die demolierte Literatur*« enthält eine gewaltige Summe von gesunder, witziger Satire, scharfer Beobachtung und wirklicher Menschenkenntnis; die Pointen sind messerscharf, ohne geklügelt zu sein, die Sprache selbst das eleganteste, makelloseste Deutsch, das der Autor mit der Bravour eines Künstlers zu meistern und für seine Zwecke zu verwenden weiß. Karl Kraus gehört momentan zu den bestgehassten Schriftstellern Jung-Wiens; nur muss man mich auch recht verstehen, gehasst wird er von denen, die er angegriffen hat: Mit der unbarmherzigen Geißel der Satire jagte er die Clique, die sich in der Literatur breit macht und sich gegenseitig in die Höhe poussieren will, von ihren bequemen Ruhe- und Plauderplätzchen auf. Manche Partien aus der »*Demolierten Literatur*« enthalten Aperçus, die zum Besten gehören, was Satire je geschaffen. . . . . .

In ähnlich günstigem Sinne sprechen sich aus: »**Neue Freie Presse**«, »**Wiener Zeitung**«, »**Fremdenblatt**«, »**Wiener Tagblatt**«, »**Oesterreichische Volkszeitung**«, »**Neues Wiener Journal**«, »**Wiener Mode**«, »**Frankfurter Zeitung**«, »**Berliner Tageblatt**«, »**Berliner Börsencourier**«, »**Neue Hamburger Zeitung**«, »**Breslauer Zeitung**«, »**Berner Bund**«, »**Münchener Allgemeine Zeitung**«, »**Münchener Neueste Nachrichten**«, »**Münchener Generalanzeiger**«, »**Socialistische Monatshefte**« (Berlin), Leipziger »**Gesellschaft**«, »**Prager Tagblatt**«, »**Grazer Tagblatt**«, »**Linzer Montagspost**«, »**Oesterreichische Wochenschrift**«, »**Oesterreichische Beamtenwelt**«, »**Neue Armee-Zeitung**« u. A.

Digitized by Google

Im Verlage von **Moriz Frisch**, Wien, I., Bauernmarkt Nr. 3, ist soeben in zweiter Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

EINE KRONE FÜR ZION.

SATIRISCHE STREITSCHRIFT

GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.

VON

KARL KRAUS.

Preis 40 kr., mit portofreier Zusendung 45 kr.

Die beste Empfehlung des Büchleins liegt von Seite der zionistischen Presse vor, die es beschimpft, und von Seite der liberalen, die es todtgeschwiegen hat.

Ungemein günstig äußern sich über diese Satire: »**Socialistische Monatshefte**« (Berlin), »**Ostdeutsche Rundschau**«, **Leipziger** »**Gesellschaft**«, »**Der Faun**«, »**Tam-Tam**« (Chicago) u. A.

In der »**Oesterreich. Wochenschrift**« schreibt J. Saschar:

Das Büchlein, welches Karl Kraus unter diesem Titel soeben hat erscheinen lassen, hätten selbst Freunde und Verehrer seines satirischen Talentes ihm so fein und scharf nicht zugetraut. Es ist ganz ausgezeichnet, witzig und geschmackvoll und aus der deutschen Sprache herausgeschrieben. Die schneidige Eleganz dieser scharfen Feder hält sich immer in streng literarischen Formen. Kraus justificiert stets in Glacéhandschuhen und verbeugt sich quasi entschuldigend vor dem geehrten Herrn Delinquenten, als ob er selbst unendlich trostlos wäre. An Spitzer, dem »Wiener Spaziergänger«, hat er sich zuerst herangebildet. Heut' ist er über dieses erste Vorbild bereits hinaus und man wird ihn schon an einem größeren Maße, an Ludwig Börne, messen müssen, der auch einmal als ein gefährlicher und unerbittlicher Widerpart gefürchtet war. Auch bei Kraus steigt das Pathos aus der Ironie heraus! Seine Sittlichkeit ist, wie die des Löb Baruch, aus Wahrhaftigkeit und Grundgescheitheit zusammengesetzt. Mit stillen sachten Wendungen beschleicht er seine Opfer. Er ist kein witzhaschender Silbentäuschler mehr und kein Jongleur mit leeren Wortbällen. Über diese Exposition seines Talentes ist er bereits hinüber. Eine echte satirische Begabung ergeht sich diesmal wieder auf ergiebigem Felde. Wer gerne lacht, wird reichlich auf seine Kosten kommen. Denen, über die gelacht wird, kann die Sache freilich nur als ein ungeheuerlicher Frevel erscheinen. Doch das liegt schon einmal so im Wesen der Satire. Maupertuis hat sich vermuthlich auch am »Akakia« des Voltaire nicht sonderlich

Digitized by Google

ergötzt, Wood die Tuchmacher-Briefe des Swift nicht besonders anregend gefunden, und Menzel zählte keineswegs zu den Bewunderern der satirischen Meisterleistung Börnes, des »Franzosenfressers«. Das ist ja schließlich Alles nur ganz selbstverständlich! Den Angegriffenen thut es ja sehr weh', ihre Schwächen und Lächerlichkeiten der öffentlichen Heiterkeit erbarmungslos preisgegeben zu sehen. Und Karl Kraus bringt schon den richtigen Blick und Spürsinn für derlei mit. Urernst nimmt er Phrase um Phrase unter sein Vergrösserungsglas. Schon sein famoser Erstling: »Die demolierte Literatur«, zog ihm eine Menge Feindschaften zu von all' denen, deren Eitelkeiten er verletzt hatte, und es waren ihrer nicht wenige. Nun hat er sich redlich Mühe gegeben, ihre Zahl beträchtlich zu steigern. Sein neues Opus wird ein gleiches Schicksal haben, wie das erste. Aber Jedermann wird es doch gelesen haben wollen. Das ist eine Art Trost. Und die lustigen Worte, deren es ganz köstliche gibt, werden geflügelt in die Welt hinausflattern:

»Die unduldsamen Märtyrer« — »die zum Eintritt in das neue Ghetto berechtigenden gelben Flecke« (Bestätigung des für zionistische Zwecke gezahlten Schekels) — »die staatenbildende feuilletonistische Begabung Herzls« — das wären so einige. Geradezu köstlich in seiner sachten Ironie ist der Satz: »Wenn man so endlich die erwünschte nationale Cultur hat, wird man sie nur noch organisch aus der Vergangenheit herauswachsen lassen müssen.« Nur noch — o, Kleinigkeit! Jüdische Helden thun Noth, aber »mit der Aufstellung eines Feuerofens zur Erzeugung von Makkabäern ist nicht gedient . . .« »Hinaus mit den Juden!« erschallt das antisemitische Wuthgeheule und — »Jawohl, hinaus mit uns!« schallt der Ruf zurück. Die assimilierte Natur ist auch so eine reizende Kraus'sche Erfindung mit ihrem »mauschelnden« Bächlein und dem jüdischen Echo, das mit einer — Frage antwortet. Die israelitische Jung-Aristokratie kommt übel weg. »Sie haben sich mit ihren arischen Sportgenossen zu innerer Leere und zu einer Aristokratie der Fingernägel gefunden . . .« »Schüttelt den Salzgriesgram von Eurer Stirn,« ruft er den Mühseligen und Beladenen zu. ». . . Blicket nicht sehnsüchtig nach dem Lande, in das man Euch führen will — denn dieses ist das Land Uz! . . .«

Das Buch ist so meisterhaft gemacht und so überaus lustig, dass es auch den Zionisten, jedem für sich im stillen Kämmerlein, gefallen mag, wenn es auch gegen die Partei als solche gerichtet erscheint. Öffentlich wird natürlich darüber der Stab gebrochen werden müssen, als einer gar ketzerischen, des Verbrennens überaus würdigen Schrift. Es waren aber nicht immer die schlechtesten Bücher, die auf den Index gesetzt worden sind, und Karl Kraus hat sich ja schließlich doch nichts anderes davon erwarten können. Aber wer eine Krone übrig hat für Zion, gehe hin und gebe sie — für das famose Libell, und hat er eine Bücherei daheim, so stelle er getrost das grüne Heftchen zwischen den »Doctor Akakia« von Voltaire und »Menzel, den Franzosenfresser« von Ludwig Börne; denn da gehört es hin.

Digitized by Google

NEUE AUFLAGE vom 2. Mai.

DIE FACKEL

NR. 2 WIEN, MITTE APRIL 1899

Lieber Kamerad Kraus,

erinnern Sie sich noch des Abends, da Sie mir Ihr Leid klagten und stöhnend riefen, das Beste, was Sie sagen zu können glaubten, sei Ihnen zu sagen verwehrt, und Sie seien es müde, sich immer wieder »über die Stilschnitzer des Ackerbauministers lustig zu machen«? Damals rieth ich Ihnen, es allein, auf eigene Kappe, zu versuchen. »Sie wollen,« so ungefähr sprach ich, »kein Stück auf die Bühne bringen, keine Übersetzung ins Land der Tantièmen bugsiren, wollen weder politische noch gesellschaftliche Ehren einheimsen, weder in reichen Häusern verkehren noch in Literatenvereinen das große Wort führen. Sie wollen, nach Lassalles gutem Leitsatz, »aussprechen, was ist«, und hoffen, auf diese Weise Ihrem Lande, Ihrer Stadt und Ihrem Stande nützen zu können. Das kann man, wie heute die Dinge liegen, nur allein. Aus Ibsens »Bund der Jugend« und »Volksfeind« können Sie lernen, welche Rücksichten jeder capitalistische Besitzer einer Meinungfabrik nimmt, nehmen muss, — namentlich auf die »localen Machthaber«, die näher sind als die politisch Mächtigen und die man viel öfter

Digitized by Google

mit dem Ärmel streift. Alles kann Der nur sagen, der keine politischen, socialen, gesellschaftlichen Nebenabsichten hat. Versuchen Sies getrost! Ob Ihre Kraft ausreicht? Das kann sich erst in der Arbeit selbst zeigen. Sie müssen aus der Kaffeehaussphäre, in der Sie die allerliebste Satire »Die demolirte Literatur« fanden, heraus; sonst droht Ihnen, trotz Ihrem starken Talent und der neidenswerthen Frische Ihres Witzes, die Gefahr der Monotonie. Sie müssen, wie es in den Zeitungen immer so hübsch heißt, die Schwingen kräftiger regen. Helfer, Mitflieger oder doch Solche, die mitfliegen möchten, werden Sie finden; denn die Zahl der Männer und Frauen, die eine Stätte suchen, wo sie ihr letztes Wort frei aussprechen dürfen, ist groß. Und geht es nicht — eh bien, dann haben Sie sich doch selbst ein Maß Ihres Könnens verschafft und sind, wie weiland der Battenberger, um eine interessante Erfahrung reicher.«

Nun: es scheint zu gehen. Das erste Heft der »Fackel« liegt vor mir, es scheint mir ein verheißender Anfang und der Erfolg ist, wie mir wiener Freunde schon nach dem ersten Verkaufstage schrieben, zunächst einmal da. Möchte er Sie nicht eitel machen. Eitelkeit ist die erste Hypothek auf die Ehre, sagte Bismarck. Aber zu solchem Laster haben Sie, wenn mein Eindruck nicht trügt, gar kein Talent. Das ist gut; denn eben depeschirt mir ein uns gemeinsamer Bekannter, dass Sie schon nah an dreißigtausend Hefte verkauft haben. Alle Achtung vor dem wiener Literaturbedürfnis! Thut nichts: Sie werden nicht übermüthig. Sie haben noch viel zu thun, viel zu bessern, zu lernen, nachzuprüfen. Ich weiß nicht, kann von iern nicht

Digitized by Google

wissen, ob die Zustände und Personen, die Sie geistreich und witzig angreifen, wirklich so schlimm sind, wie Ihre spitze Feder sie schildert. In ihren Leistungen steht ja die wiener Presse unendlich hoch über der berliner. Sie haben — um nur vom Feuilleton zu sprechen und die Namen zu nennen, die mir gerade einfallen — starke Talente wie Speidel, Hanslick, Gelber, Wittmann, Goldbaum, Groß, Herzl, Hevesi, J. J. David, Bahr (ja: zucken Sie nicht, trotz allen Wunderlichkeiten und Masken, auch Bahr!), Chiavacci, Poetzl und manche Andere, haben publicistische Talente ersten Ranges wie Victor Adler und Austerlitz (die »Arbeiter-Zeitung« halte ich, vom politischen Standpunkt abgesehen, für die am besten redigirte Zeitung in deutscher Sprache) und in Ihren Blättern darf sich nicht, wie in unseren, die banausische Stümperei breitmachen. Wies mit der »Corruption und Cliquenwirtschaft« steht, über die Sie klagen? ... Wohl nicht anders als anderswo. Die Wiener, die hierher kommen, sagen mir immer: »Ja, bei Ihnen gibts weniger Talente, aber mehr Charaktere!« Du lieber Himmel! ... Aber die Unfähigkeit wirkt von Weitem gewöhnlich sehr charaktervoll und gesinnungtüchtig. Ich hoffe, Sie lernen mehr und mehr erkennen, dass die Übel von der Institution, nicht von den Personen stammen. Seit die Journalistik ein grosscapitalistisch betriebenes Gewerbe geworden ist, ein Geldmachergeschäft, das dem Beruf fremde Leute leiten, dem sie, je nach ihrem Privatinteresse, den Weg weisen, ists eben geworden, wies werden musste. Das Alles hat ja Lassalle schon viel besser gesagt und geweissagt, als ichs vermöchte. Bei Ihnen werden doch wenigstens zwei große Zeitungen — vielleicht sinds auch mehr —

Digitized by Google

von Schriftstellern geleitet, wirklich, nicht nur scheinbar geleitet; glauben Sie nicht, dass für einen literarisch Empfindenden die Verständigung mit Bacher und Benedikt oder mit Adler — ich nenne die drei Herren, die persönlich gewiss recht verschiedenen Wesens sind, hier nur als literarische Potenzen zusammen — leichter ist als mit Mosse, Lessing, Ullstein und ähnlichen Besitzern großer berliner Meinungplantagen? Bitte, denken Sie daran und verfahren Sie fein säuberlich mit den etwa vorhandenen Sündern! Was sollen die halben und Viertel-talente denn machen? Sie kriechen da unter, wos warm ist. Wir müssen versuchen, es dahin zu bringen, dass der publicistische Arbeiter nicht mehr von den Production-mitteln getrennt ist, dass er die Zeitungen, die er schreibt, auch wirklich leitet und nicht gezwungen ist, täglich zweimal in den höchsten Brusttönen zu verkünden, was er nicht glaubt. Sonst kommen wir sehr schnell zu amerikanischen Zuständen und die Journalistik, der heute schon Depeschen und Reportage wichtiger sind als Stil, Können, Sachkenntniss und Überzeugung, hört völlig auf, ein Zweig der Literatur zu sein. Wenn die Journalisten, die »von Natur« ja nicht schlimmer sind als andere Erdensöhne, erst sehen: Es geht, man kann auch außerhalb der Kulifrohn leben, kann sagen, was man denkt, eine Katze getrost Katze nennen, — dann werden sie sich zusammenthun, das Joch abschütteln, den Tributrechten, die sie jetzt, zur Aufbesserung ihrer Finanzen, in Anspruch nehmen, entsagen, ihren Schneider und ihre Wochengeliebte nicht mehr mit Freibillets bezahlen, für impotente »Collegen« nicht mehr seufzend, weils die Versicherung auf Gegenseitigkeit so verlangt, Reclame machen und das Stückeschreiben, Übersetzen

Digitized by Google

und Bearbeiten Denen überlassen, die nicht das Richteramt im literarischen und theatralischen Hader üben. Dann können wir eine saubere und wirksame Presse bekommen, eine, die mehr ist als ein Nachrichtenmüllkasten oder ein hastig gewürztes Futter für müde Nerven und von der dann auf Congressen Gutes gesagt werden kann, ohne dass die Auguren sich während der herrlichen Rednereien ins fette Fäustchen lachen.

Deshalb freue ich mich Ihres Beispieles, freue mich Ihres Muthes und Ihrer jungen, frischen Kraft, die sich im ersten Heft der »Fackel« so pantherhaft heftig in Zorn und Spott austobt. Bleiben Sie aufrecht, hüten Sie sich, wenn die Schleudern unsanft zurückfliegen, vor Verbitterung und vergessen Sie im Literatenlärm und Zeitunggezänk nicht die großen Gegenstände menschlichen Mühens, nicht die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die Alles erklären, Alles verzeihlich machen ... Rothberger ist doch ein besseres Thema als Julius Bauer (von dem ich Bönhase übrigens nur ein paar wirksame schlechte Witze kenne) und in Österreich, so scheint mir mindestens von fern, gibt es noch wichtigere Aufgaben als die, schmierigen Narren auf die tintenfleckigen Finger zu klopfen.... Glauben Sie ja nicht, dass ich diese Aufgabe unterschätze! Wenn ich Ihr Mühen nicht für verdienstvoll, den hygienischen Kampf gegen die Verpestung des zwischen der Literatur und dem Theater sich dehnenden Geländes nicht für nöthig und nützlich hielte, dann hätte ich Ihnen, mit einer Nervenentzündung im rechten, sündigen Arm, nicht einen so langen Brief geschrieben, den Sie — ich kenne die Herausgeber neuer Blätter! — am Ende gar drucken

Digitized by Google

werden. Nur vor gefährlicher Verengung des Horizontes wollte ich warnen.

Mit guten Wünschen für Sie und Ihr keckes Planen, dem ich ein weites Wirkensgebiet und eine kräftige Resonanz erhoffe, bleibe ich

Ihnen herzlich ergeben

Maximilian Harden.

Lieber, verehrter Herr Harden,

ich kann wohl unbesorgt sein; wenn ich das Schreiben, das Sie so freundlich waren an mich und — mit Verlaub — an meine kleine Öffentlichkeit zu richten, in der »Fackel« wiedergebe, werden die guten Feinde ohnedies hämisch mich von dem Verdachte der Verletzung eines Briefgeheimnisses freisprechen. Umso unbefangener bereite ich mich zur Antwort. Sie wiederholt zunächst den Dank, den ich dem Ermuthiger, Freunde und Bringer des lockenden Beispiels, wie man durch ein Jahrzehnt, allen »unsanften Schleudern« zum Trotz, aufrecht »was ist, aussprechen« kann, so oft schon freudig gezollt habe. Aber nicht nur für die Anerkennung, die Sie meinem Beginnen überreichlich spenden, auch für jenes Restchen Wohlwollen bin ich Ihnen dankbar, das Sie, da die Ferne Ihnen eine schärfere Controle nicht gestattet, für die von mir angegriffene Gesellschaft übrig haben. Und weil die Liebenswürdigkeit, mit der Sie für manchen Literaturdelinquenten auf mildernde Umstände plaidieren, den im Kampfe neu Etablierten reizt, so will ich die endgiltige Ausmessung der Distanz zwischen Berlin und Wien versuchen.

Genau besehen, ist es ja gar nicht einmal die weite Entfernung, die uns von der nämlichen Sache verschiedene Auffassungen beibringt, und Ihr Stand-

Digitized by Google

punkt erklärt sich mir eigentlich von selbst mit der natürlichen Bereitwilligkeit, nach schonungsloser Überwindung des heimischen Klüngels die Elemente, die in der Fremde das geistige Leben zusammensetzen, a priori als die besseren und gesünderen zu respectieren. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass es mir zuweilen mit Berlin ebenso ergeht und dass ich bei aller Abneigung gegen die Beherrscher Ihres Theatermarktes jenen breiteren Spielraum, der der Verkommenheit dort geboten ist, den engen und kleinlichen Verhältnissen meiner Umgebung vorziehe.

Sie haben einmal in unserer Stadt geweilt, haben die Beschaffenheit unseres Publicums, das Sie durch Ihre fascinierende Redekunst zweimal gewannen, flüchtig kennen gelernt und seit der dreitägigen Erholung von den Strapazen des Berliner Kampfdaseins die Wiener Zustände mit dem Maße milden Erinnerns beurtheilt. Ich bitte Sie, die Versicherung entgegenzunehmen, dass ich, wenn meine Erfahrungen von der Wiener Geistigkeit und den sie bestimmenden Factoren in der halben Giltigkeitsdauer eines Retourbillets erworben wären, nie und nimmer die »Fackel« begründet hätte. So aber hat es der unglückliche Zufall gefügt, dass ich schon seit Jahren Zeuge aller Actionen des unsere Bühnen netzartig umspannenden journalistischen Geheimbundes bin. Ich verstehe die Zeichensprache seiner Mitglieder. Ich kenne die Kniffe, durch welche sie die geistigen Ansprüche des nicht im Rathhausviertel oder auf dem Schottenring wohnhaften Theiles der deutsch-österreichischen Bevölkerung abzuwehren wissen. Ich kann wahrhaftig nicht dafür, wenn ich die Fäden, die zwischen unseren maßgebenden Redactionen und unseren botmäßigen Directionen laufen, zu Strickleitern sich verdichten sehen muss, auf denen ein paar Hochstapler, und immer die nämlichen, jahraus jahrein zur Theatermacht emporgelangen. Und ich weiß, dass Sie, mein lieber Herr Harden, nur eine Saison in unserer Mitte verleben müssten, um den Ekel, den Sie mir jetzt

Digitized by Google

nur glauben, kameradschaftlich mit mir zu theilen und ihn, Ihrer stärkeren Kraft entsprechend, zu stärkerem Ausdruck zu bringen. Sie haben doch in Berlin, so unangenehm die einzelnen sein mögen, eine solche Collectivgemeinheit nicht. Was dort auf das Urtheil des Publicums und auf die Kunstwerte drückt, gibt sich nicht so solidarisch, nicht so gierig und schart sich nicht zu einem so leicht übersehbaren Conventikel, das die Gutgläubigkeit der Theaterbesucher noch in den Zwischenacten auswuchern möchte. Ihre Friedrichstrasse ist breiter als unsere Kärntnerstrasse, Ihr »Unter den Linden« breiter als unser Ring. Ihre Bevölkerung verschlingt reicheren Lesestoff, und die Macht der Sensationen, die vom Theatergebäude ausgehen, bricht sich schon an der nächsten Strassenecke. Sie haben kein Kaffeehausleben, und damit ist den Machenschaften Ihrer Tantièmenhungrigen manch' wertvolle Gelegenheit entzogen.

Wohl wirkt ihre Journalistik fern dem literarischen Gehege. Das ist ihr Fehler und ihr Vorzug zugleich. Sie haben eine selbständige Literatur, die durch Bücher zum Publicum spricht und zuweilen, wenn auch eine gekünstelte, so doch Bewegung macht. Die unsere ist auf die Zeitungen angewiesen, bei uns hat der Reporter den Schriftsteller verschlungen, und darum zeigt unser Zeitungswesen die höhere Entwicklung. Sie vollzog sich auf Kosten aller besseren Kunstmöglichkeiten. Was Sie unserer Journalistik nicht mit Unrecht nachrühmen, scheint mir das ganze Um und Auf unseres Literaturjammers zu sein. Das freie Schriftthum hat seine besten Säfte an das Feuilleton, hier und dort gar an den Leitartikel abgegeben. Unser Zeitungswesen, dessen frevlem Glanz ich die Nachrichtensteppe der Berliner Blätter noch immer vorziehe, ist gnädig genug, nachdem es die Novellisten unterjocht hat, dem Theater alljährlich seine Dramatiker zu schenken.

Bei freier Colportage kann sich Ihr Publicum rascher und bequemer über die ihm in Druckerschwärze

Digitized by Google

zugemuthete Culturwidrigkeit informieren, und weil Sie keinen Zeitungsstempel haben, ruht das journalistische Gewerbe nicht wie bei uns bloß in den Händen einer Privilegiertengruppe und entbehrt damit von vorneherein des so gefährlichen und so oft missbrauchten Prestiges. Bei Ihnen kennt man nicht den komischen Respect vor der Siebenten Großmacht, zudringliche Berichterstatter werden bei Ihnen zeitweise an die Luft gesetzt, und Ihr bürgerliches Publicum betrachtet nicht die Lectüre seiner Leibblätter als pünktlich zu verrichtendes Morgen- und Abendgebet. Das unsere lässt sich von den Leitartikeln der »Neuen Freien Presse« seit 30 Jahren mit Begeisterung langweilen und spricht dann von ihnen verzückt noch aus dem Schlafe .... Ihre liberalen Journalisten haben sich — von den verschiedenen politischen Daseinsbedingungen abgesehen — gewiss auch als Pionniere des Antisemitismus wacker bethätigt, aber sie haben nicht, was organisch wuchs, wie es organisch verlaufen wird, mit aller Lungenkraft und wider alle politische Vernunft zu nähren, festzulegen und zu gefährlichen Sensationen auszubeuten gesucht. Ihre Öffentlichkeit würde nimmer zwei Winter hindurch von dem Lärm widerhallen, den ein gieriger Zeilenjäger um ein »Sodawasser beim Wimberger« entfacht hat, und für die knotigen Unterhaltungen eines Gregorig, falls einen solchen auch Ihre journalistischen Diener des Freisinns erschaffen hätten, wäre sicherlich kein Interesse vorhanden. ... Ihren Zeitungen fehlen die glatten Könner, welche bei uns zu jeder Begebenheit, die eine Correspondenz meldet, ihr Stimmungsschnörkelchen anzubringen wissen. Dieser lästige Impressionismus, er durfte sich sogar auf unsere Redactionsdiener erstrecken, die von den Herausgebern nur dann aufgenommen werden, wenn sie die Gabe »plastischer Schilderung« nachweisen können. Es ist ja gewiss auch ein Mangel, dass Ihre Blätter im »localen Theil«, der bei uns wahre Genies gezeitigt hat, sich auf die allerwichtigsten Beinbrüche beschränken; am Ende vermeiden sie es auch, zur Niederkunft einer

Digitized by Google

hohen Dame ihren Specialberichterstatter und zu einem Ehebruch in der besseren Gesellschaft ihren Specialzeichner zu entsenden. Was hin und wieder auch bei Ihnen an Sensation geleistet werden mag, ist ja doch Wiener »Schule« und eine Folge der bei uns schon fühlbaren Hypertrophie des Schmockthums, dem durch Abgabe einiger Vertreter an die befreundete Metropole kein Eintrag erwächst.

Gedeiht in Ihren Landen so üppig auch die Sorte der nach Bedarf illustrierten Revolverblätter, die immer erst erscheinen, wenn sie sich an dem Blute theatralischer Anfänger vollgesogen haben? Und würden auch bei Ihnen diesen Kleingewerbetreibenden der Corruption gegenüber die großen Unternehmer, die im Verein der Presse sitzen, so verdächtig tolerant sein? Und gibt es bei Ihnen die artigen Coulissenplauderer, die immer schäkernd Tricotgeheimnissen auf der Spur sind und Theaterdirectoren und Schauspielerinnen beflegeln, wenn diese sich ihren theils dramatischen, theils schon mehr lyrischen Wünschen nicht gefügig zeigten? Ist Schnüfferl auch Kunstrichter? und schlägt er vor Aller Augen wüthend um sich, wenn ihm eine Pression auf die Kanzlei nicht gelang und wenn sein klägliches Zeug auch der demüthigste Diener der Journalistik dem Publicum nicht vorzusetzen wagte?

Ich weiß, auch der Verein der Berliner Presse nimmt den Reinertrag gewisser Premièren von den Theatern, die seiner Herrschaft überlassen sind, als eine Art Notizensteuer ohne Zögern entgegen. Aber ich weiß nicht, ob er unserer »Concordia« auch schon jene andere Übung glücklich abgeguckt hat: die ersten und gehetztesten »Kunstkräfte der Residenz« in jedem Monat ein- oder zweimal zur honorarlosen Unterhaltung der Vereinsmitglieder und ihrer Familien — sagen wir — einzuladen. Ich erinnere mich noch, wie Sie einmal dem Lumpen heimgeleuchtet haben, dem die Freibillets — er bezog, wenn ich mich recht erinnere, in einer einzigen Saison etwa 400 — zur

Digitized by Google

wichtigsten Einnahmsquelle wurden. Seien Sie versichert, unsere Bühnenleiter gehorchen flinker noch den Wünschen der Notizenprätorianer und wären, wenn sie nur die Adressen immer wüssten, gerne bereit, die Gratiskarten direct an Schneider und Wochengeliebte zu liefern.

Ich glaube immer, dass anderwärts die Zusammenhänge nicht so klar zutage liegen, dass die Manipulation zumindest eine verschämtere, das Erwischtwerden ein schwereres ist. Ich glaube, dass dort jene Leute, die mit der einen Hand den Strom der öffentlichen Meinung und mit der andern den der Tantièmen lenken, sich wenigstens in den Zwischenacten nicht so breitbeinig hinstellen. Ich glaube, dass bei Ihnen ein Philipp Haas selbst mit dem ausgesuchtesten Buffet sich nicht dramatisch hervorwagen dürfte, dass selbst berufsmäßige kritische Mitesser nicht ohneweiters sich von ihm miethen ließen und dass die Zeitungen Anstand nehmen würden, in spaltenlangen Berichten die künstlerische Offenbarung zu feiern, die ein Teppichfabrikant in einem bezahlten Theater durch bezahlte Schauspieler einem zu Tisch geladenen Publicum vermitteln ließ. Ich bin der festen Meinung, dass in Berlin der Zeitungsleser die journalistischen Kostgänger im Nu durchschauen, den Braten riechen und kritische Stimmen, die von fettglänzenden Lippen kommen, verachten würde. Aber durch unsere Publicistik schmatzt es fröhlich, so oft der reiche Dilettant zu dramatischem Schmause ladet, und zuletzt durften unsere von Hummermajonnaise triefenden Federn in derselben Zeitungsnummer, in welcher die hungrigen Collegen vom Leitartikel über Antisemitismus klagten, mit satter Genugthuung hervorheben, dass so eine von Herrn v. Haas arrangierte Vorstellung »im Gegensatze zu so vielen betrübenden Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens eine erfreuliche Thatsache repräsentiere«. Und weil man thatsächlich in der Buffetpause Sectionschefs mit Börseanern um einen guten Bissen raufen sah, schrieben

Digitized by Google

sie wörtlich, man habe nunmehr endgiltig den Beweis, »dass die sociale Zerklüftung in Wien doch nicht so weit vorgeschritten sei«.

Wären in Ihrem Bereiche die ungezählten Schmarotzer möglich, welche bei uns unter dem Protectorate einer Presse, die von der Anwesenheit jener bei Leichenbegängnissen und Soiréen beständig Notiz nimmt, zu maßgebenden Instanzen im Theaterverkehre geworden sind? Wird im Pokerspiel auch bei Ihnen der Befähigungsnachweis für jegliche Kunstthätigkeit erbracht? — hier verhilft es, weil den nach Ungarn Zuständigen die Gefahr der Ausweisung droht, neuestens sogar zu einem Martyrium. Ein Operettencomponist, der nichts kann und dem bloß ganz wie dem großen Publicum die hübschesten Melodien aus allen Meisterwerken im Ohr geblieben sind, versorgt unsern Musikmarkt, und seine Operetten werden, weil er der angenommene Sohn eines einflussreichen Journalisten ist, auch von allen Vorstadtbühnen angenommen. Ich weiß, Berlin hat eine solche Erscheinung nicht aufzuweisen, denn Berlins Theater werden — von dem nämlichen Wiener Lieferanten versorgt.

Sie stellen den hohen Leistungen der Wiener Presse das niedrigere Niveau der Berliner Journalistik gegenüber, deren Unfähigkeit es sei, was von Weitem so charaktervoll und gesinnungstüchtig wirke. Aber Berlin liegt uns nicht weiter als Ihnen Wien, und sollte nicht am Ende aus der gleichen Entfernung die Charakterlosigkeit wie Talent wirken? Oh, wir haben journalistische Dynastien, in denen sich dieses Talent in gerader und auch in ungerader Linie vererbt, und dennoch zweifle ich nicht, dass Sie auch in Berlin das richtige Urtheil über die Szeps und Frischauer gewonnen haben. Das sind doch wohl die Geschlechter, mit deren Namen sich die Erinnerung an so viel sociales Ungemach der letzten Jahre verknüpft und denen — was vermochte die Ungeschicklichkeit eines Vergani — der Antisemitismus in Österreich so viel zu danken hat ...

Digitized by Google

Aber gewandte Feuilletonisten und in Zeitungsspalten verirrte Schriftsteller — ja, die dürfen Sie uns getrost zusprechen. Dass Wiens Journalistik im stilistischen Können der Ihrigen überlegen ist, ich leugne es keinen Moment und habe es oben selbst zu begründen versucht. Wenn auch Ihr Fernglas mir hier ein wenig zu vergrößern scheint, so will ich, was Sie einigen Wienern nachgerühmt, gerne unterschreiben. Dass ich der rein formalen Begabung meinen Respect nicht versage, dass ich die nur allzu indolenten besseren Geister von den journalistischen Coulissiers und deren ruchlosem Treiben zu sondern weiß, habe ich ja schon im ersten Hefte angedeutet. Dass ruhig und zurückgezogen dahindichtende Talente, wie z. B. der in den Leitartikeldienst gespannte J. J. David, nicht entfernt die Geltung beanspruchen dürfen, die unsere aufdringlichen Foyerwitzlinge längst erreicht haben — das ist es ja gerade, was die Abwehr herausfordert. Wenn ich einen einzelnen aus jener Reihe mir ausgesucht habe, so geschah es, weil er mir so recht als die Incarnation des literarischen Schachergeistes erschien, als der deutlichste Repräsentant des Systems, unter dem hierzulande alle gute Entwicklung leidet. Dass sich dieses System, so sehr es bei uns seinen Ursprung schon überwuchert hat, auf die Grundübel der capitalistischen Presse zurückverfolgen lässt, ist mir dabei nicht unbewusst geblieben, und fern sei es von mir, die Personen kurzsichtig mit der Institution zu verwechseln.

Auch Ihrer freundschaftlichen Mahnung, mit den etwa vorhandenen Sündern fein säuberlich zu verfahren, will ich gerne und »nach Thunlichkeit« entsprechen. Ob jedoch nicht gerade Talente, die man in schnödem Missbrauch ihrer selbst und in unheilvollem Einflusse auf die anderen sich bethätigen sieht, den stärksten Angriff erheischen? Mein Gott, ich habe selbst Herrn Bahrs ursprüngliche Begabung nie bestritten, und ich glaube noch immer, dass bei einiger

Digitized by Google

Concentrierung ein ganz guter Feuilletonredacteur der »N. Fr. Presse« aus ihm würde. Diesen Schierling würde ich dem sokratisch sich geberdenden Verführer unserer literarischen Jugend gerne gönnen. Manchmal spielt er sich auch als Goethe auf, der von der Sonnenhöhe des Lebens den zu ihm wallfahrenden Jüngern weise Lehren gibt, wie sie ihre Stücke in dem oder jenem Theater anbringen können, und sein Weimar ist der Pensionsfond der »Concordia«. Und Herr Theodor Herzl, ist er nicht bei aller Anerkennung für sein in Paris erworbenes Talent eine den Satiriker in hohem Grade fesselnde Erscheinung? Der Mann der graziösen, zum Ausdruck von Stimmungen und allerlei niedlichen Sentiments, aber auch zur Manier hinneigenden Schreibweise geht mit messianischer Erlösermiene an sein feuilletonistisches Tagewerk. Von den Gründungsplänen für das Königreich Zion wird er in das Carltheater abberufen, woselbst er als Referent der »N. Fr. Presse« über Operettenpremièren zu richten hat und erst, wenn das Stück zu Ende, die Erhebung des jüdischen Volkes mitansehen darf. Prophete halb und halb Weltkind, bleibt er Redacteur eines Blattes, dessen deutschnational thuende Politik ihn, den selbstbewussten, die Assimilation verpönenden Nationaljuden eigentlich anekeln müsste; die Kleider, die er im Schmerz um sein Volk zerreisst, sind vom mondainsten Tailleur beigestellt und die Asche, die er auf sein Haupt streut, scheint von einer sehr feinen Specialitätensorte herzurühren. So könnte man denn von ihm manchmal wie von Hamlet glauben, dass »nicht die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz, noch stürmisches Geseufz beklemmten Odems, nicht die gebeugte Haltung des Gesichts, noch auch im Auge der ergieb'ge Strom« das ist, »was wahr ihn kundgibt«, und dass dies bloß »Geberden sind, die man spielen könnte«.

Und Hanslick und Speidel? Beider Stil und Kunstgefühl in Ehren. Aber wie haben sie doch, jeder in seinem Bezirke, gehaust! Der musikalische Hofrath wird

Digitized by Google

wohl mit den Tritten, die er Wagner und allem Großen versetzte, in die Unsterblichkeit hineinhüpfen. Deutschmeister Speidel, der seit 30 Jahren den Inhalt aller Burgtheaterstücke so schön angibt, hat niemals auf die Production befruchtend eingewirkt. Er überragt ja an Bildung den ganzen Tross der Leute, deren Beruf es ist, ein entstelltes Bild von der Aufnahme einer Novität zu geben. Aber wird ihm darum nicht umso schwerer der kritische Amtsmissbrauch, den er seit Jahrzehnten treibt, anzurechnen sein?

Ich will nur, um nicht in eine zu ferne Vergangenheit zurückzugreifen, an das Urtheil Speidels über ein dürftiges, in Berlin kaum beachtetes Griechenstück erinnern, das er in dithyrambischer Weise pries und dessen Verfasser er das seither geflügelte Wort nachrief »Österreich hat wieder einen Dichter!« Sie kennen Speidels, der vor ein paar Jahren noch verächtlich von »Kothpoeten« sprach, neuestens entfachte Lust, es den Modernsten zuvorzuthun. Nach Hauptmanns besten Werken hatte er die Meinung vertreten, jenen einen Dichter nennen, heiße die deutsche Sprache schänden. Der schwächlichen »versunkenen Glocke« schon und jetzt dem »Fuhrmann Henschel« widmet die schönschreibende Johannistriebfeder begeisterte Hymnen. Denken Sie nur auch an den auffallenden Wandel in Speidels Stellung zu Herrn Burckhard und an die leichte Möglichkeit, das kritische Gewissen Wiens am Stammtische des Winterbierhauses zu ersäufen ....

Denken Sie überhaupt an den Kampf, den die »Neue Freie Presse« immerdar gegen das Große in der Kunst geführt hat, denken Sie an die noch zu schreibende »Ästhetik des Liberalismus«, und Sie werden mir zustimmen, wenn ich sage, dass Wien selbst dort, wo es sein Allerbestes gibt, dem freien Losgeher ein unerschöpflicher Boden ist.

Soll ich Ihnen, mein lieber Herr Harden, zum Schlusse noch die Frage beantworten, ob »für den literarisch Empfindenden die Verständigung mit Bacher

Digitized by Google

und Benedikt oder mit Adler leichter« ist, als mit Ihren Berliner Zeitungsgewaltigen? Diese kenne ich gar nicht, die Herren Bacher und Benedikt nicht innerhalb ihrer Bureausphäre. Beide habe ich als freundliche Herren kennen gelernt. Herr Benedikt erschien mir als das energischere Temperament — Herr Bacher als der biedere Sprachenverordnungspolitiker, wie er aus den Leitartikeln bekannt ist: mit einer Lebensanschauung, die etwa von Saaz bis Trautenau reicht, »ein gelernter Deutschböhm'«, wie ihn einmal Graf Taaffe genannt hat; die Weltgeschichte ist ihm offenbar ein Kreisgericht, und das große Blatt mit all seinen bunten Niedertrachten würde man ihm gar nicht zutrauen .... Aber Victor Adler? Was Sie über ihn, den trefflichen Austerlitz und über die »Arbeiterzeitung« sagen, ist mir ja aus der Seele gesprochen. Der Zeitungsherausgeber Adler ist zugleich ein Mann, der unserer Zeit — nicht bloß unserer Journalistik — ein Beispiel von Heroismus gegeben hat. Ihn, der für sein Heiligstes, die socialdemokratische Sache, sein Vermögen geopfert, suche ich nicht in der Gesellschaft anderer Journalisten, die durch ihr Heiligstes, die Börsenrubrik, ihr Vermögen erworben haben ....

Und nun Dank für alle Ermunterung und Warnung und für den Wunsch, ich möge meinen unerfahrnen Blick für die ökonomischen Zusammenhänge schärfen. Aber Sie müssten mir eigentlich auch die »wichtigere Aufgabe« nennen, die es »in Österreich zu leisten« gibt, im Lande, das vom kleinlichsten Gezänk widerhallt, während die wirtschaftlich Besorgten mit verschränkten Armen abseits stehen müssen. Ja, ich beneide Sie, der Sie den Pressklüngel nur so nebenher abzuthun brauchten, um Ihre größeren Angriffsobjecte. Es ist das über unserem Milieu schwebende Verhängnis: wer einen Julius Bauer erlegte, der hat — ich muss selbst über die Wirkung lachen — eine That vollbracht.

Eine That, von der sich die mitbetroffene Gesellschaft noch nicht erholt hat. Vielleicht erreiche ich,

Digitized by Google

dass die Herren, die sich allzutief in die Freikarten blicken ließen, bei ihrer Hantierung mit Zeitungseinfluss und Theaterwerten künftig etwas vorsichtiger sein werden; vielleicht habe ich den Theaterpaschas bloß bis zur nächsten Première die Laune verdorben. Dass es nie mein Wunsch war, mir die agilen Genusshändler zu Freunden zu machen, mag man mir glauben. In Kreisen, die ich mied, habe ich mich unmöglich gemacht, und Menschen, die ich nicht kannte, eine Erleichterung verschafft.

Auf meinem Schreibtisch häufen sich Danksagungen, in welchen Leute, denen bisher die Angst vor der Tagespresse die Kehle schnürte, mir ihre Zustimmung kundgeben; ja selbst Mitglieder liberaler Redactionen wagen aus ihrer Zelle einen heimlichen Gruß. Mag auch, wie das bei solchem Unternehmen sich von selbst versteht, die unterdrückte Talentlosigkeit, Schadenfreude oder das schlechte Gewissen sich melden, mochte auch zahlreiche der mir ins Haus geschickten Sympathiebeweise die alte Furcht vor den Mächten ohne Namenszeichnung lassen, und mögen manche, die mir herzhaft die Hand drücken, sich vorher umsehen, ob nicht Herr Bauer oder einer aus der Schar seiner lachtüchtigen Denuncianten vorbeigeht — ich weiß mich doch schon heute der Unterstützung aller anständigen Menschen sicher. Es ist begreiflich, dass auch dem eruptiven Sichluftmachen eines Angewiderten von mancher Seite nur selbstsüchtige Motive untergeschoben werden, und es ist bloß für den Giftgehalt unserer moralischen Atmosphäre bezeichnend, wenn viele Leute es durchaus nicht glauben wollen, dass einer, der sich die Nase zuhält, dies auch ehrlich und ohne Hintergedanken meinen könne. Rasch ist die Verdächtigung, ich sei wohl selbst »nicht zur Futterkrippe zugelassen« worden et hinc illae lacrimae — zur Hand. Dass es Selbstverbannung war, Ekel vor dem verfälschten Futter, lassen sich die Herren nicht einreden. Vielleicht werde ich noch einmal, wenn diese Beschul-

Digitized by Google

digung, bisher von antisemitischer Seite vorgebracht, von den Anderen übernommen werden sollte, ausführlich klarlegen, wie oft mir das Futter vor die Nase hingehalten ward. Vorläufig schweigen die von mir gezeichneten Blätter wie auf Commando, und die »N. Fr. Presse« hat die »Fackel« sogar aus ihrem Inseratentheile gewiesen. Sie schweigt, als ob sie dafür bezahlt wäre . . . .

In herzlicher Verehrung Ihr

Karl Kraus.

Noch immer wird in Österreich »die durch die bisherigen Maßnahmen und die bekannt gewordenen weiteren Pläne der Regierung geschaffene unheilvolle Situation nach allen Richtungen erörtert«, und noch immer wird von jeder einzelnen Fraction »einstimmig die Nothwendigkeit anerkannt, dass der Club gegenüber der die staatlichen Interessen schwer bedrohenden Krise in Gemäßheit seiner leitenden politischen Grundsätze mit größtem Nachdruck und vollster Entschiedenheit Stellung zu nehmen habe«. Was aber ist der geschraubten Rede einfacher Sinn? Dass die Deutschliberalen sich aus bleicher Furcht vor den Radicalen nur darüber klar geworden sind, dass ihre Mandate auf dem Spiele stehen; unklar bleibt und im verstiegenen Satzbau ihrer Communiqués verborgen, wie sie sich eigentlich die Regelung der Sprachenfrage denken. Was wird daher »angesichts des Ernstes der politischen Lage und der besonderen Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse als dringend nothwendig empfunden«? Nichts weiter, als dass die Herren zunächst einmal ein besseres Deutsch erlernen oder ihre Journalisten erlernen lassen und dass sie, wenn sie schon

Digitized by Google

nicht logisch handeln, doch wenigstens grammatikalisch schreiben sollen. Möge »die Parteivertretung im weiteren Sinne mit der Führung dieser Action befasst und das Executivcomité mit den einleitenden Maßnahmen hiezu betraut werden«. Das ist es, was vor allem noth thut. Immer, wenn eine Reichsrathsperiode beendet ist, kommen die viel schlimmeren Perioden der Parteikundgebungen an die Reihe, der § 14 bildet nur die Wehr, über die der Phrasenstrom mit verstärktem Geräusch dahinjagt, und die große Öffentlichkeit wird bereits ungeduldig, nachdem sie sich bisher von dem Phrasenkampfe, bei dem Verfassung und deutsche Grammatik in Trümmer gehen, bloß gelangweilt abgewendet hat.

Das österreichische Verfassungsleben wird glücklicherweise noch immer von jenen zwei Journalisten besorgt, von denen der eine nicht orthographisch und der andere auch nicht unorthographisch schreiben kann. Die Völker Österreichs, die sich tagtäglich bei der Lectüre all der hochwichtigen Resolutionen und Situationsberichte ennuyieren müssen, würden erleichtert aufathmen, wenn man ihnen sagte, dass der Herr, der die »deutsche Gemeinbürgschaft« journalistisch vertritt und dessen Deutsch beiweitem schlechter ist als die »Lage der Deutschen in Österreich«, Mendel Singer heißt und der andere Herr, der zwischen Wien und Prag die »Postulate der Czechen« spazieren führt, Penižek. Am Ende ist es also nichts weiter als ein tiefgehender Conflict zwischen Singer und Penižek, der den österreichischen Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Wie hat sich, ach, dieses Österreich verändert, seit Mendel Singer in die Opposition gegangen ist, seit er, der ehedem jeder Regierung in Schlappschuhen durch die Couloirs nachschlich, die deutschösterreichische Presse mit Sprengstoff versorgt! In Penižek erblicken wir den realen Machtfactor, demzuliebe eine Änderung des centralistischen Systems geplant wird, und als er einmal wegen ungebürlichen Benehmens vom Präsidenten aus der Journalistenloge entfernt werden musste, hat die

Digitized by Google

Regierung, um ihm die Schmach der Ausschließung zu ersparen, unverzüglich die Session vertagt und statt seiner die Volksvertreter nach Hause geschickt.

Nun kommen die Herren wieder, Großgrund- und Kleingehirnbesitzer, mit Phrasenkanonen angerückt und schießen auf die politischen Spatzen, welche die Unfähigkeit der Regierung von allen Dächern pfeifen. Lauter Sieger vom Schlachtfelde des Communiqué. Und als der § 14 längst schon in seine Scheinrechte eingesetzt war, liefen noch keuchend die Industriellen herbei und verkündeten in der »N. Fr. Pr.« emphatisch: »— — lebhafte Besorgnisse — — — Berücksichtigung der gesammtstaatlichen Interessen — — — Maßnahmen erwogen — — — eingehend — — — gemeinsame Besprechung — —« Dann rafft sich die Regierung zu einem Plane auf, rüstet ihre Journalisten »für alle Fälle« und will, da nun einmal Müßiggang aller Laster Anfang ist, ein Sprachengesetz im Wege des § 14 octroyieren. Aber auch die Deutschliberalen sind nicht faul, machen sofort ein Communiqué und erklären, dass es sich hier nur um eine Indiscretion handeln könne und dass sie, wenn das Ministerium wirklich bereit sein sollte, endlich einmal Ordnung zu machen und hiebei vielleicht auch die Wünsche der Deutschen zu berücksichtigen, nie und nimmer ihre Hand dazu bieten könnten. Die nationalpolitischen Forderungen des deutschen Volkes sind und bleiben nun einmal ein Redactionsgeheimnis des Herrn Mendel Singer, und wenn sie selbst manchmal in Prag in der Wohnung des Herrn Schlesinger oder in Wien bei Herrn Dr. Gross berathen werden, so dürfen sie deshalb doch nicht auch zur Kenntnis der Regierung gelangen. Die Abgeordneten bleiben, eingedenk ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtungen, auch vor ihren Wählern stumm, nichts dürfen sie verrathen und nur aus dem unruhigen Auge fleht die Angst um Erhaltung des Mandats. Und wenn die deutschen Misstrauensmänner dann zusammentreten, so muss jedermann den Eindruck gewinnen, dass das deutsche

Digitized by Google

Volk in Österreich seinen Verzweiflungskampf unter strengster Discretion führt ....

Wieder machte sich vor ein paar Tagen die allgemeine Erbitterung in schlecht abgefassten Communiqués Luft, und der wirklich resolutionären Stimmung dürfte ein Cabinet, das selbst aus so schwachen Stilisten besteht, am Ende nicht gewachsen sein. Möge die Regierung beizeiten das allgemeine Gähnen der Bevölkerung berücksichtigen, das vernehmlicher noch als der Nothschrei eines unterdrückten Volkes an ihre Ohren dringt!

* * *

Am 28. März ergriff der Radfahrer Kielmansegg im niederösterreichischen Landtage das Wort, um die Stellung der Regierung gegenüber der Sprachenfrage zu präcisieren. In Wien haben bisher nur die Favoritener Czechen zu dieser Frage Stellung genommen, indem sie in etlichen Versammlungen über das »Vordringen der Deutschen in Niederösterreich« Klage führten. Mit heiterem Gleichmuth hat indes die Wiener Bevölkerung diesem Treiben zugesehen und für ihre Fensterscheiben und Straßennamen keinen Moment gefürchtet. Der lex Kolisko, welche die deutsche Unterrichtssprache für alle Schulen Niederösterreichs ein für allemal sichern wollte, blieb zwar die kaiserliche Sanction versagt, aber das Deutschbewusstsein der Wiener darf sich an der Verwandlung des Vicebürgermeisters in einen Bürgermeister-Stellvertreter, die das neue Gemeindestatut verheißt, schadlos halten. Nein, in Wien ist die Sprachenfrage noch keineswegs brennend, und es müsste eigentlich befremden, dass man sich hier maßgebendenorts über sie verbreitete, während man ihr in Prag nur beharrliches Schweigen zuwandte. Ein Freund des Grafen Kielmansegg, der ihn jüngst erst anlässlich der aristokratischen Wohlthätigkeitsvorstellung als Coupletsänger bewundert hat, ist nun so indiscret, mir mitzutheilen, dass die Wahl der niederösterreichischen Landstube behufs Erörterung der Sprachenfrage nur mit Rücksicht auf die Person des Statthalters, nicht aber auf die Verhältnisse des Landes erfolgte. Graf Kielmansegg ist nämlich seit langem mit dem verantwortungsvollen Amte betraut, für die jeweilige Regierung die »ballons d'essai« zu lancieren. Schlägt die Sache ein, so hat er im höheren Auftrage gesprochen; wenn nicht, dann war es eine ganz persönliche Ungeschicklichkeit des zerstreuten und gesellschaftlich so sehr in Anspruch

Digitized by Google

genommenen Sportsmans. Man denke nur an die Nichtbestätigung Luegers und die Rolle, welche Badeni damals seinen Satrapen spielen ließ. Graf Kielmansegg hat die glücklichen Anlagen, die ihn ebensowohl ein Desaveu allzeit mit Grazie ertragen, als auch seine ganz persönliche Verantwortlichkeit für die begangene Dummheit einigermaßen glaubhaft erscheinen lassen.

Nun, seine Rede hat in weiten Kreisen die höchste Aufregung hervorgerufen. Zwar erfuhr man aus ihr nur, was man ohnehin schon wusste, nämlich — dass die Regierung keinerlei positiven Plan hegt. Nichtsdestoweniger war die Wirkung eine große, insbesondere wegen des Zaubers der Unklarheit, der einem Satze innewohnte. »Sollte sich,« sagte Graf Kielmansegg, »diese Hoffnung erfüllen« (dass sich nämlich die Parteien am Berathungstische zur friedlichen Lösung der Frage zusammenfinden) ». . . so wird für die Regierung kein Anlass gegeben sein, besondere anderweitige Schritte zu unternehmen, um der Lähmung der Verfassungsthätigkeit der Reichsvertretung zu begegnen.« Der nächstliegende Sinn dieses Satzes ist nun allerdings so banal, dass man tiefer suchen zu müssen glaubt. Wenn es nicht regnet, werde ich keinen Regenschirm aufspannen; wenn die Sachen von selbst in Ordnung kommen, braucht die Regierung nichts dazu zu thun. Will man aber dem Satze à tout prix eine höhere Bedeutung beimessen, dann steht das große Gebiet alles dessen offen, was die Regierung nicht thun wird. Man kann sich mit wollüstigem Grausen unter den besonderen anderweitigen Schritten, die nicht unternommen werden, ja auch den Staatsstreich vorstellen, und dann wird aus der harmlosen Phrase allerdings eine in negativ hypothetischer Form angedeutete Drohung. Oder aber — es ist einfach im Vordersatze das Wörtchen »nicht« ausgeblieben. Unter dieser Voraussetzung stellt sich der beabsichtigte Sinn der Enunciation folgendermaßen dar: »Wenn die Völker nicht selbst Ordnung machen, wird sich die Regierung auch nicht dafür bemühen.« Das würde allerdings in der Sache gewiss sehr zutreffen und als gouvernementale Offenheit hoch anzurechnen sein. Gegen eine solche Annahme streitet jedoch der Umstand, dass die Weglassung für den Sinn entscheidender Worte bei der Vorlesung von Concepten sich bisher der Ministerpräsident als eine besondere Prärogative seiner Stellung ausnahmslos vorbehalten hat.

* * *

Digitized by Google

Der Prager Corpscommandant FZM. Graf Grünne soll plötzlich in Geistesgestörtheit verfallen sein. Nichts wäre leichter begreiflich, als dass eine leitende Persönlichkeit in Prag von der Parteien Hass und Gunst wirklich eines Tages verwirrt werde. Der Statthalter, der Polizeichef und der Consul des Deutschen Reiches, sie alle müssen seit Jahren auf dem engen Pfade zwischen den beiderseitigen nationalen Empfindlichkeiten balancieren können. Wehe dem Hochgestellten, der auf dem Seil nicht zu tanzen vermag; es wird ihm zur Schlinge. Der deutsche Consul hat in dieser Saison um ein czechisches Kränzchen mehr besucht, als der courtoise Anstand gebietet; flugs wies ihn eine geharnischte Interpellation im Berliner Reichstag in die Schranken. Herr Dörfl, der Polizeigewaltige, pflegt sich in blutige Straßenexcesse tactvollerweise nicht hineinzumischen, und auch Graf Coudenhove hielt geschickt die Mitte ein, als er anlässlich der Affaire Komarow den russischen General zuerst aus Connivenz gegen die Slaven besuchte und dann zur Besänftigung des empörten deutschen Nationalgefühls abschieben ließ. Sie alle haben, indem sie gewissermaßen dem Problem des perpetuum mobile nahekamen, bis heute auf ihren vorgeschobenen Posten ausgeharrt. Nur ihn, den Einen, hat es den Verstand gekostet. Der gerade Militär, der den nationalen Zwist bis in seine Kaserne eindringen fühlte, erwies sich den geistigen Anforderungen einer ungewohnten Taktik nicht gewachsen. Wahrhaft rührend ist in den Blättern zu lesen, wie es über ihn kam und wie er sich eines Tages — es war bei der großen Auferstehungsparade — nicht mehr zurecht fand. Die »N. Fr. Pr.« berichtet, Graf Grünne habe plötzlich mehreren Officieren seine Anerkennung über die Haltung der Truppen ausgedrückt, was sofort zu verschiedenen Gerüchten über seinen Gesundheitszustand Anlass gegeben habe. Diese Gerüchte seien zwar »übertrieben«, immerhin jedoch dürfe man sich nicht verhehlen, dass in der letzten Zeit eine »gewisse Überreizung« an dem General wahrgenommen wurde. Das »Extrablatt« schildert die Erkrankung des Grafen Grünne als sehr bedenklich; er habe sogar einzelnen nicht chargierten Soldaten die Hand gereicht. Aber glücklicherweise werden diese wirklich besorgniserregenden Symptome allsogleich vom »Fremdenblatt« officiös dementiert, welches zwar zugeben muss, dass der Graf die Officiere angesprochen und die Mannschaft belobt habe, aber alles aus einem »hartnäckigen Magenleiden« erklärt, an dem der General seit Jahren leide und das ihm oft große Schmerzen verursache .... Fraglich bleibt jetzt nur, ob Schiller sich den

Digitized by Google

Wallenstein, der ja auch zuweilen leutselig war und die einzelnen Kürassiere nach ihrer Regimentszugehörigkeit befragte, als mit Geistesgestörtheit oder bloß mit einem Magenleiden behaftet gedacht hat. Bald wird man wohl weniger mysteriös erfahren, wie es mit dem armen Grafen Grünne steht und ob er wirklich den Verstand verloren hat. Im Frieden pflegen ja selbst österreichische Generäle in den seltensten Fällen eine Schlacht zu verlieren.

* * *

Besser als alle oppositionellen Journalisten es vermöchten, hat die Regierung Thun selbst sich kürzlich die Wahrheit gesagt und einen Erlass herausgegeben, der eigentlich mit seinen hämischen Pointen der Beschlagnahme verfallen müsste. Das Ministerium für Selbsthass und -verachtung hat nämlich die Verfügung getroffen, dass im schriftlichen Amtsverkehre die umständlichen Titulaturen zu entfallen haben, wie etwa die Epitheta bei: »löbliche Behörde«, »gefällige Äußerung«, »geschätzte Amtshandlung«, »zur hohen Einsicht« u. s. w. Diese Maßregel führt in erster Linie zu einer recht erfreulichen Vereinfachung und Klärung des Amtsstiles. Es ist aber auch an sich eine immerhin bemerkenswerte Thatsache, wenn von autoritativer Seite anerkannt wird, dass die Behörden nicht löblich und ihre Äußerungen nicht gefällig seien, dass die Amtshandlung eines Ministeriums nicht geschätzt und seine Einsicht keine hohe sei, dass vielmehr die Anwendung solcher Lobesbezeichnungen, wo sie bisher beliebt wurde, nicht dem thatsächlichen Verdienste, sondern nur dem gegenseitigen Verhältnisse der amtlichen Stellung entsprach. Ein »schöner Zug« ist ferner, dass diese Selbsterkenntnis des Cabinets keineswegs in eine cynisch nörgelnde Verkleinerungssucht Anderen gegenüber ausartet und dass die gemeinsamen sowie die ungarischen Behörden auch fernerhin im Anspruche auf die unschuldigen Schmeicheleien des alten Amtsstiles geschützt bleiben.

Wie vorauszusehen war, hat der im Vorjahre aufgebrauchte Patriotismus vielfach nicht mit dem ersehnten Franz Josefs-Orden, sondern mit einem Deficit geendet. So bei Herrn Ignaz Schnitzer, der mit frohen Hoffnungen an der Schwelle des Jubiläumsjahres ge-

Digitized by Google

standen war und nun enttäuscht all der Mühen Preis in Gerichtssaalscherereien ernten muss. Herr Schnitzer spielt in Wien als Unternehmer eine gewisse Rolle, er hat sich auch schon als Librettist versucht, und man sagt ihm nach, dass er ebenso sehr am »Zigeunerbaron« wie an dem Etablissement »Venedig in Wien« betheiligt sei. Wo der Kaiser ein Jubiläum feierte, durfte selbstverständlich Herr Schnitzer nicht fehlen, und alsbald erhob sich, von der Presse freudig begrüßt, im Prater ein mächtiger Rundbau, in welchem Loyalität und Phantasie des Herrn Schnitzer »alle jene Persönlichkeiten, die während der 50jährigen Regierungszeit des Kaisers irgendwie hervorragten«, bildlich vereinigte. Das historische Material für dieses in solcher Ausdehnung bisher nicht erschaute Rundgemälde war Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Hofbehörden und aller öffentlichen und privaten Archive herbeigeschafft worden, »die vornehmste Aristokratie wie das patriotisch empfindende Bürgerthum wetteiferten in dem Bestreben«, Herrn Schnitzer den Franz Josefs-Orden endlich zu verschaffen, und wenn es auch zuletzt in der Porträtreihe des Colossalgemäldes da und dort noch manche Lücke gab, Herr Schnitzer, dem es vor Allem um die Ausfüllung des einen Knopfloches zu thun war, durfte mit seinem Unternehmen zufrieden sein.

Es ist auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, all die Leute zusammenzustellen, die auf einem solchen Kaiserpanorama unbedingt Platz finden müssen. Unter den Persönlichkeiten, die »während der 50jährigen Regierungszeit des Monarchen irgendwie hervorragten«, finden wir da, außer den österreichischen Schlachtengewinnern und Hofschauspielern mit Frau Schratt an der Spitze, als die wichtigsten Repräsentanten jener Zeit mit historischer Treue abgebildet: Den Hofrath Hahn von der Länderbank, Rothberger, den »Biographen« Eisenberg, den Radfahrhändler John C. Kirsch, Herrn Siegmund Geiringer, den Tenoristen Streitmann, Herrn Julius Löwy vom »Extrablatt«, Fräulein Rathner, die Herren Gabor

Digitized by Google

Steiner und Charles Weinberger und endlich den Director Wild vom Josefstädter Theater. Trotz dieser Auswahl fand das Rundgemälde nur geringen Zuspruch. Herr Schnitzer hatte zwar von den Bankdirectoren und sonstigen Zeitgenossen, die er um die Gestalten des Kaisers und der kaiserlichen Familie geschickt zu gruppieren wusste, je 500 fl. in Form einer Subscription auf ein später herausgegebenes Jubiläumswerk erhalten, aber er wäre nur dann auf seine Kosten gekommen, wenn nicht auch die immerhin zahlreichen Persönlichkeiten, die ein früher Tod an der Subscription verhindert hat, wie z. B. Metternich, Jellacic, Beust, Clam-Gallas u. A. auf dem Gemälde hätten untergebracht werden müssen. So ging denn Herr Schnitzer hin und überraschte den Kaiser mit einem schönen Jubiläumsbuche. Doch auch dieses Unternehmen scheitert sowohl in financieller wie moralischer Beziehung. Der 2. December kam, die »Wiener Zeitung« erschien sechs Ordensregenbogen stark, aber Herr Schnitzer, der eifrig nachgesehen hatte, hatte das Nachsehen.

Kaum war das letzte Amtsblatt verrauscht, da gesellten sich, ach, zu dem unbefriedigten Verlangen des Herrn Schnitzer die unbeglichenen Forderungen seiner Mitarbeiter. Bauhandwerker, Decorateure, Drucker, Schriftsteller und sonstige Opfer des Schnitzer'schen Patriotismus stellten sich mahnend ein und wollten sich nicht mit dem Bewusstsein begnügen, im Dienste der guten Sache gewirkt zu haben ....

Herr Schnitzer war — und nur darum wurde hier sein Fall besprochen — im Vordergrunde der Entrepreneure des Jubeljahrs gestanden. Heute mag diese Zeit ihm schmerzliche Erinnerung wecken, und wie so viele Andere wird er, wenn er die Bilanz seiner Vaterlandsliebe zieht, schleunigst anderen Unternehmungen sich widmen.

* * *

Die heute so beliebte Mischung von Weihrauch und Peau d'espagne war es, die jüngst »toute Vienne«

Digitized by Google

im Concertsaal vereinigte. Diese Gesellschaft, die sich natürlich wieder aus der Gräfin Anastasia Kielmansegg, dem »ganzen diplomatischen Corps«, mehreren Großfinanciers und Herrn Mark Twain zusammensetzte, hat eigentlich dem Musikalienhändler Gutmann Alles zu verdanken. Ihm und der freundlichen Unterstützung, welche die »N. Fr. Pr.« seinen nimmermüden Reclamebestrebungen auch diesmal lieh.

Über die Musiktyrannis, die Herr Gutmann in Wien ausübt, hört man überall klagen. Diesmal hat es sich ihm darum gehandelt, seinen Concurrenten Rosé, dem schon ein Oratorium Perosis durchgefallen war, zu überbieten und durch persönliche Vorführung des »jungen Maestro« dem schwachen Saisongeschäft noch vor Thorschluss aufzuhelfen. Aber heute, wo sich in Wien schon jeder bessere Börseaner seinen Abbate für Soiréen hält, ist das persönliche Erscheinen eines wenn auch noch so strammen Geistlichen vor dem Dirigentenpulte kein Ereignis. Eine flüchtige Anerkennung für Jugend und glühende Augen, ein Compliment in der Loge einer Aristokratin, ein gedämpfter Applaus, der mehr den Vorzügen des Componisten als des Oratoriums gilt — dies reicht hin, um dann in den Zeitungen als »rauschende Ovationen« bezeichnet zu werden, die dem neuerstandenen Musikgenius dargebracht wurden.

Von dem ganzen Rummel bleibt nur die Erinnerung an ein kleines Situationsbild: Herr Gutmann und Msgre. Locatelli, die den im Schnellzug der Reclame aus Nizza herbeigeeilten Componisten auf dem Bahnhof erwarten. Ob wohl der Uditore der päpstlichen Nuntiatur sich bewusst war, dass er nur die Staffage für den vordringlichen Musikalienhändler gebildet hat?

Der Hirtenstab schlug die Reclametrommel, und knapp bis zu Perosis Concertabend glichen die Wiener Tage des jungen Geistlichen einer Kette von Triumphen, denen Interviews erst die höhere Weihe gaben. Von dem Impresariotreiben, das den sixtinischen Dandy umlärmte, musste der musikalische Geschmack sich ab-

Digitized by Google

wenden, und neben dem frisierten Kopfe des Mailänders schien leichenfahl das Antlitz Anton Bruckners aufzutauchen, der auch Oratorien geschrieben hat, aber nie von Herrn Gutmann auf dem Bahnhofe empfangen ward.

* * *

Französische Possen, wie den »Schlafwagencontrolor« von Bisson, der jetzt im »Deutschen Volkstheater« gegeben wird, pflegen die einheimischen Possenlieferanten, die im Parket als Recensenten verstreut sitzen, zumeist recht hochnäsig abzuthun. Gewiss, Bisson dürfte im Pariser Literatenthum auf einer ziemlich tiefen Rangstufe zu stehen kommen, und vielleicht ist ihm dort kein höheres Amt zugewiesen, als es etwa den in den düsteren Niederungen unserer Vorstadtbühne schaffenden Theateragenten vom Schlage eines Buchbinder zukommt. Und dennoch — sobald die flinke und zum Überdruß prakticierte Routine auf dem Hintergrund gallischer Laune ihre Taschenspielerkünste erneuert, ist uns, als ob wir einer vollblütigen Menschheitskomödie beiwohnten. So viel selbstverständliche Komik fördert das jäh treibende Rassentemperament zutage. Diese nothdürftig und primitiv geschnitzten Figuren, die wie Hanswurste durcheinanderwirbeln, sie lösen im Zusammenstoß echteste Heiterkeit aus. Diese gelenkige Technik, die den abgebrauchtesten Requisiten immer neue Humorgeheimnisse fast mühelos zu entlocken weiß, sie lässt verschwenderisch Abfälle von Situationen in den Orchesterraum fallen. Die klebrigen Gesellen im Parket mögen sie in den Zwischenacten untereinander auftheilen und nachher heuchlerisch die Direction an ihr Programm, dem solche Stücke widerstreben, zu mahnen wagen. Seit der Gründung des »Deutschen Volkstheaters« erinnere ich mich keiner Scene, die, bis zum möglichen Gipfelpunkt aller Situationskomik, so durchschlagende Wirkung erreicht hätte, wie die groteske Gastmahlepisode im letzten Acte des »Schlafwagencontrolor«, und keiner schauspielerischen Leistung, die so aus der Menschennatur geschöpft gewesen wäre, wie die Girardis in eben jener Scene.

Man müsste es bedauern, wenn dieser Künstler in der schönen Entwicklung, die er jetzt zu durcheilen scheint, von böswilligen Beurtheilern sich irre machen ließe. Welchen Motiven das neuestens gegen ihn arrangierte Kesseltreiben entspringt, ist ja heute noch nicht zu ersehen. Girardi musste bekanntlich, da er eben an der Verinnerlichung seines durch widrige Zufälle getrübten und in neuem Wirkungskreise glücklich wiedergefundenen Humors arbeitete, in das Carltheater übersiedeln und sein selbstschöpferisches, nach der Entfaltung in voller Situation verlangendes Wesen dem Schweißwitz des Herrn Julius Bauer für 47 — der Theaterzettel log schließlich 50 — Vorstellungen von »Adam und Eva« anbequemen. Man konnte es nachfühlen, wie sehr sich die warmblütige und ungebundene Art Girardis gegen den allabendlichen Zwang öder Silbenstechereien auflehnen musste; dass er seinen Humor, den er durch 47 (nicht 50) leere Häuser zu schleppen

Digitized by Google

gepeinigt war, heute nicht vollends eingebüßt hat, beweist das hübsche Wort, das er am Ausgang des Martyriums aufathmend gesprochen haben soll: »Ich kann es verstehen, dass ein Stück einmal durchfällt. Dass aber eine und dieselbe Operette 47mal nacheinander durchfallen soll, ist mir in meiner ganzen Carrière bisher nicht vorgekommen.« .... Immerhin ist es möglich, dass dies ehrliche Bekenntnis zu Ohren der Theaterrubrikbesitzer gelangt und dem nun wieder zu seiner so unliebsam unterbrochenen Arbeit Heimgekehrten verübelt worden ist. Da jene Herren sich keine kritische Äußerung ohne bestimmte theaterpolitische Motive entschlüpfen lassen, so wird es unschwer sein, bald klarer auf den Grund der Girardihetze zu sehen. Es werden sich Mittel und Wege finden lassen, den Künstler, den die »Concordia« als ihren Bänkelsänger in Permanenz erklären wollte und den sie jetzt ungnädig nur in das Gebiet höherer Volksthümlichkeit aufsteigen sieht, vor Verbitterung zu bewahren ....

Von den Darstellern des »Schlafwagencontrolor« ist außer Girardi nur das Fräulein Annie Kalmar zu erwähnen. Sie, die Herrlichste von Allen, wird von Publicum und Kritik immerzu noch als die »Solodame« *pur sang*, als Ausstattungsgegenstand des Theaters behandelt. Vermuthlich auch von der Direction, die nur allzu selten der feinen und graciösen Art der Dame größeren Spielraum gewährt. Ihre Schönheit steht ihr hinderlich im Wege. Wenn sie, wie in »Biberbelz«, »Les Amants«, »Unser Käthchen« und jetzt wieder in der Bisson'schen Novität eine wirkliche und ungemein natürliche Humorbegabung erweist, so scheinen dies die Leute, geblendet von ihrem Anblick, gar nicht zu merken. Die Direction sollte das Publicum endlich der schon pensionsfähigen Anmuth der Frau Odilon entwöhnen und einen Theil ihrer Agenden dem Fräulein Kalmar übertragen.

* * *

Der Bauernfeld-Preis ist zur Vertheilung gelangt und hat, als zwei Dichter schon versehen waren, auch noch eine »Aufmunterungsprämie« für Herrn Leo Hirschfeld erübrigt. Wie die Preisrichter ein Verhältnis zwischen den Manen Bauernfelds und dem Verfasser einer kümmerlichen, nach drei Aufführungen vom Repertoire eines Vorstadttheaters abgesetzten Kaffeehausstudie herzustellen gedachten, wurde uns nicht verrathen. Schwerlich dürfte für sie die Erwägung maßgebend gewesen sein, dass Herr Hirschfeld auch einmal ein Feuilleton über Bauernfelds »Resi« geschrieben hat. Die Verleihung eines mit einem Dichternamen verknüpften Stipendiums bedeutet — jenseits der Wohlthat einer bloßen materiellen Unterstützung — die vor Missbrauch nicht peinlich genug zu schützende Gelegenheit, dem Auslande eine jährliche Musterkarte der heimischen Literatur zu bieten. Hirschfelds »Lumpen« haben, wenn sie auch nicht in allen Scenen das schroffe Urtheil der Tageskritik verdienten, doch in keinem Worte jene Ursprünglichkeit verrathen, die heute einzig noch einer Aufmunterung wert wäre. Wie arm wir geworden sind im Zwange der literarischen Coterien, zeigt sich erst, wenn wir unsere Dichter zu krönen beginnen. Als Repräsentant der neuösterreichischen Dra-

Digitized by Google

matik hat Herr Hirschfeld einen Aufmunterungspreis erhalten; vielleicht könnte man jetzt, um endlich doch etwas zur Förderung der heimischen Cultur zu thun, wenigstens für seinen Bruder Victor Léon eine Entmuthigungsprämie aussetzen.

* * *

Ein eigenartiges Buch schickt mir der Berliner Verleger S. Fischer ins Haus. 509 Seiten stark, betitelt »Wiener Theater« und verfasst von Hermann Bahr. Gewidmet ist es »Unserem Meister Ludwig Speidel«, dem der Autor, wie er in seinem nicht mehr unbekannten Deutsch versichert, es zu verdanken hat, wenn er »nach und nach das Theater, was denn sein Wesen ist, erkannt habe«. Originell ist jedenfalls der Versuch zu nennen, für den Tag geschriebene Theaternotizen über längst verschollene Stücke und in allen Provinzen verstreute Schauspieler noch einmal aneinander zu reihen und einem deutschen Lesepublicum vorzusetzen. Ich blättere den Band durch und mein Blick verweilt auf Seite 495, woselbst als Schluss eines Aufsatzes wortwörtlich und in großem Druck zu lesen ist: »Mit Tact hilft Frl. Zampa einer gefährlichen Rolle nach, behaglich steht Herr Krug, kräftig Herr Balajthy, mit einer weisen Ironie Frl. Krauß neben ihr; lauten Beifall hat Frau Anatour, in kleinen Rollen schließen sich Frl. Sobjeska, Frl. Giesrau, Frl. Fenzella, Frau Kneidinger und Herr Heller angenehm an.« Eine hübsche Auslese von Statistennamen, denen hiemit die Ehre widerfährt, in einem Buche verewigt oder — wie Herr Bahr sagen würde — »ins Ewige gerückt« zu werden. Nicht jeder Reporter ist so gewissenhaft. Wie aber nichts auf der Welt vollständig ist, so sind eben auch hier manche Künstler übersehen. Herr Broda vom Volkstheater z. B. klagt über Zurücksetzung und will sich wegen eines Denkmals an Brandes wenden .... Nun darf man aber nicht etwa glauben, dass Herr Bahr sich in dieser Artikelsammlung, mit deren Herausgabe er es den großen Essaisten gleichthun will, auf die Aufzählung des Raimundtheaterpersonalstandes vom Jahre 1896 beschränkt. Seine Vorliebe für Eigennamen greift natürlich auch wieder auf das Gebiet der großen Kunst über, und mit demselben Überschwang, mit dem er dem Frl. Krauß eine weise Ironie nachrühmt und die Chordame Fenzella ins Ewige rückt, sehen wir ihn die Vertreter der Classik und die großen Künstler der Renaissance feiern. Dass auch alle großen und kleinen Modernen citiert werden und dass dann am Schlusse ein Namensregister die Stelle eines Inhaltsverzeichnisses einnimmt, versteht sich bei einem Buche Bahrs von selbst. Dort finden sich denn in guter Zusammenstellung: Aeschylos und Frau Anatour, Balzac und Balajthy, Beethoven und Beer-Hofmann, Flaubert und Frl. Fenzella, Goethe und Godai, Gregorovius und Greißnegger, Lionardo da Vinci und Liebhardt, Plato und Pollini, Petrarca und Plappart, Rabelais und Russeck, Sokrates und Frl. Sobjeska, Stendhal und Straßmeyer, Themistokles und Tewele .... Vielleicht bald mehr über das eigenartige Buch und seinen Verfasser.

* * *

Digitized by Google

Ich habe neulich erwähnt, dass die »N. Fr. Presse« den mercantilen Bedürfnissen dreier ihrer Redacteure die Theaterrubrik einige Monate hindurch zur Verfügung gestellt hat. In der mehr allgemein gehaltenen Schilderung des Treibens in dieser vom Redactionsstuhl zum Parketsitz verseuchten Welt konnte ich mich begreiflicherweise auf Detaillierung und Nennung einzelner Namen nicht einlassen. Mit Rücksicht auf zahlreiche Anfragen trage ich nun nach, dass die drei Redacteure die Herren Wittmann, Herzl und Heuberger sind und dass es sich damals darum gehandelt hat, mit allen Kräften die im Carltheater, Volkstheater und Theater an der Wien abgelagerten Stücke dieser Herren durch die Saison zu peitschen. Eine Zeit lang bekam man im Kunsttheil des Blattes überhaupt nichts anderes zu lesen als die Bulletins vom Zustand der doch lebensunfähigen und kläglich verendenden Komödien. Die »N. Fr. Presse« wollte natürlich beruhigend wirken und that überhaupt, was missverstandene und missbrauchte Collegialität in solchen Fällen zu thun pflegt. Aber sie hatte sich zu viel zugemuthet, und schließlich konnte sie das alles nicht mehr allein aufarbeiten. Da griff sie denn zu einem verzweifelten Mittel. Herr Herzl hatte bereits über Herrn Wittmann geschrieben und Herr Wittmann über Herzl. Jetzt gestattete sie Herrn Herzl noch, über sich selbst zu schreiben, und so erschien eines Sonntags eine Abhandlung, betitelt »Unser Käthchen«, unterzeichnet Th. H. und in Form eines Schreibens, das der Autor an Herrn Hermann Bahr gerichtet hatte. Herr Herzl verletzte somit sein eigenes Briefgeheimnis, und die »N. Fr. Presse« erlaubte es, dass er das — ihr — Publicum, welches ihn ausgezischt hat, »unmanierlich« nannte. Herr Herzl berief sich auf eine Recension, die Herr Bahr über »Unser Käthchen« geschrieben, und die »N. Fr. Presse« setzte stillschweigend von ihren Lesern voraus, dass sie zugleich Leser der »Zeit« und aller Unbeträchtlichkeiten des Herrn Bahr seien. Und Herzl, der ruhig behaupten durfte, dass über seinem durchgefallenen Stücke »ein philosophischer Gedanke schwebe« und dass das Publicum, ihn zu erfassen, noch nicht reif sei, unternahm es schließlich, seinem Werke eine Zukunft zu prognosticieren. Er versprach nach hundertzeiliger Selbstkritik, das Urtheil der »Nachwelt« zu überlassen, wahrscheinlich in der Erwartung, sie werde so feig sein wie der größte Theil der Mitwelt und »es sich mit der N. Fr. Presse nicht verderben wollen«; aber er vergaß, dass für seine Stücke, wenn sie am Montag zum erstenmale gegeben werden, die Nachwelt in der Regel schon am Mittwoch zu beginnen pflegt. Anheimelnd in der sonst so auffallenden und allgemein peinlich empfundenen Selbstkritik hat damals nur die eine Wendung berührt, mit der Herzl die Ansichten Bahrs über die Haltung des Publicums bekräftigte: »Lieber Herr Bahr, Sie haben ja so Recht . . .«

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

»Ein Unabhängiger« (oder *»Unabhängige«?*): Ihre Befürchtung, ohne Antwort bleiben zu müssen, war ungerechtfertigt. Ebenso wie Ihre Vorwürfe. Es hat sich doch um eine rein administrative Angelegenheit des Verlegers der »Demolierten Literatur« gehandelt. Citiert war kein einziges der Wiener Blätter, vielmehr waren alle nur, die sich — ich kann ja doch nichts dafür — ehedem lobend geäußert, der Reihe nach aufgezählt. Das ist übrigens gar kein schlechter Einfall, die Leute, die jetzt solidarisch mich todtschweigen müssen, in meinem Blatte über mich sprechen zu lassen. Da Sie es aber tadeln und Ihr hübsches Briefpapier mit der Symbolik des rufenden Hagen und den Tacten aus der »Götterdämmerung« mir beweist, dass Sie an mir nicht verzweifeln, so bat ich den Verleger der »Demolierten Literatur«, von der Aufzählung der Pressstimmen in seiner Annonce abzusehen. Den freigewordenen Raum füllt diese Antwort aus.

Herrn R. T. Ich kann doch nicht heute einen Aufruf »an die Richter Frankreichs«, mit der Bitte um Zolas Freispruch, veröffentlichen. Oder glauben Sie ernstlich, die Leser der »Fackel« würden die Verspätung mit Rücksicht auf den Umstand, dass die Sache »von den anderen Blättern abgelehnt« wurde, gerne entschuldigen?

R. K. Sie wünschen, dass ich einen Essai über die Garderobemissstände auf der Galerie des Josefstädter Theaters abdrucke. Für die »beleidigenden Ausdrücke des vorörtlichen Galeriepublicums«, die Sie zu hören bekamen, ist schließlich die Direction, der Sie alles Mögliche aufs Kerbholz setzen mögen, nicht verantwortlich zu machen. Und wenn Sie beim Einlass zu den Stehplätzen im allgemeinen Gedränge einmal zurückgedrängt wurden, so gehören Sie doch deshalb noch nicht zu den »Unterdrückten«, denen die »Fackel« ihre Publicität zu leihen versprach. Wenn Sie »Discretion« verlangen, hätten Sie doch auch Retourporto beilegen sollen. Weil Sie dies unterlassen haben, nahm ich mir die Mühe, Ihr heiteres Anliegen an dieser Stelle zu erledigen.

Den zahlreichen Anonymen, liebenswürdigen und schmähenden, Dank für die Bemühung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die demolierte Literatur.

Von Karl Kraus. Mit einem Titelbild von Hans Schliessmann. 2. Auflage. — Preis 40 kr., mit portofreier Zusendung 45 kr.

Eine Krone für Zion.

Von Karl Kraus. — 2. Auflage. — Preis 40 kr., mit portofreier Zusendung 45 kr.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 3 WIEN, ENDE APRIL 1899

U. A.

»Anwesend war u. a. Mark Twain.« — Wo? Hier und dort. Bei der Eröffnung einer Kunstausstellung, bei der Soirée eines Staatswürdenträgers, bei der Auction des Wolter-Nachlasses, beim Concert der russischen Kirchensänger, bei einer Feuersbrunst, einer Kindstaufe, bei der Besichtigung eines Zuchthauses und bei einem Bankett der Budapester Journalisten . . . mit einem Worte: überall. Ich habe in Erfahrung gebracht, dass einige Wiener Blätter diese gefällige Randbemerkung »Anwesend war u. a. Mark Twain« der Bequemlichkeit halber gleich stereotypieren ließen und dass andere wieder beschlossen haben, fortan nur mehr das immerhin mögliche Fernbleiben des amerikanischen Humoristen von irgendeiner Veranstaltung zu constatieren.

Wir haben nämlich bisher noch nicht genug Persönlichkeiten aufzuweisen vermocht, die, wenn sie schon nichts anderes für ihre Zeit thun konnten, doch immerdar bereit waren, u. a. anwesend zu sein, und um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ist Mark Twain nach Wien geeilt und hat sich muthig und entschlossen in die Reihe derer gestellt, die ein Dasein »unter anderen« führen. Und so vergeht denn seit geraumer Zeit kaum ein Tag, an dem uns nicht Blätter die frohe Kunde ins Haus brächten, der überseeische Humorist sei da und dort erschienen und dann natürlich wieder in sein Hôtel zurückgekehrt.

Digitized by Google

Die »Neue Freie Presse«, die seit jeher bereitwillig die kostenlose Annoncierung jedes fernher klingenden Ruhmes übernimmt, lässt nun schon seit zwei Jahren — eifersüchtig, dass ihr kein anderes Blatt zuvorkomme — jeden Schritt überwachen, den Mark Twain auf Wiener Boden unternimmt. Sie jubelt, wenn es der glückliche Zufall will, dass er dabei über eine christlichsociale Gasröhre stolpert — denn dann kann sie aus bester Quelle berichten, wie die »communalen Zustände Wiens sich in dem kosmopolitisch geschärften Auge des großen Humoristen spiegeln«. Sie geleitet ihn ins Parlament, setzt ihm zwei Berichterstatter an die Seite, welche ihm die Namen der einander prügelnden Abgeordneten ins Ohr flüstern, und alsbald ist sie in der Lage, »Mark Twains Urtheil über die politischen Zustände Österreichs« der schon lachbereiten Mitwelt zu verkünden. Dann braucht er nur in irgendeinem Concertsaal aufzutauchen, und schon steht ein Interviewer der »Neuen Freien Presse« hinter ihm, der am nächsten Tage zu erzählen weiß, Mark Twain sei diesmal nicht nur u. a. anwesend gewesen, nein, er habe auch bei dieser Gelegenheit gleich die Ansicht geäußert, Österreich hätte bis heute keinen einzigen großen Mann hervorgebracht. Wie geehrt fühlte sich das Blatt, dass es das erste sein durfte, frisch vom Munde des »illustren Gastes« diese für die Gastgeber so schmeichelhafte Meinung zu verkünden. Man freute sich, nicht nur den Leser über die Lebensweise und die täglichen Verrichtungen des Meisters »auf dem Laufenden« erhalten zu können, vielmehr zugleich Herrn Mark Twain Gelegenheit zu geben, in fortwährender Verhöhnung der Wiener Sitten und Gebräuche sein noch ungelenkes Deutsch zu üben. Und als er gar eines Tages in der »Concordia« erschien und in einem längeren Speech die deutsche Sprache abfällig und ironisch beurtheilte, da wollte sich alles, was in Wien öffentliche Meinung zu machen vorgibt, anbetend zu einer förmlichen Huldigung für den Erlöser-Humoristen vereinigen.

Digitized by Google

Objective Beurtheiler, die von einem stillen Galerieplätzchen des Festsaales sogleich die Sachlage überblicken konnten, begriffen damals, dass Wiener Journalisten nach der aufreibenden Arbeit des Tages es geradezu als eine Genugthuung empfinden müssen, wenn ein Fremder der oft widerspenstigen deutschen Sprache »es einmal ordentlich gibt«. Eines Sinnes mit Mark Twain trank alles, was bei uns für schlechte Besoldung den Dativ mit dem Accusativ verwechselt, dem lieben Gaste zu und ließ sich zur Bekräftigung des collegialen Einvernehmens bei Magnesiumbeleuchtung mit ihm auf einem Bilde verewigen. Das Greisenhaupt Mark Twains zwischen den vergnüglich schmunzelnden Gesichtern unserer Fruchtbörsereporter und »Localerer«, da und dort verstreut und decorativ verwertet die Bruchstücke der zu Boden geschmetterten deutschen Sprache — es war ein Gruppenbild, dessen Eindruck ich sobald nicht vergessen werde.

Fast konnte, da solcher Umgebung er gefiel, der einst von amerikanischer Reclame umrauschte Mann Einem leid thun. Sein Ruhm war drüben schadhaft geworden, sein Humor hatte auf der Fahrt übers große Wasser Schiffbruch gelitten und nun irrte er, ähnlich den in seiner Heimat nach einer Existenz hastenden Europäern, in den Straßen unserer Stadt nach witzigen Einfällen umher. Die Anerkennung seines längst bankerotten Könnens, das in den besten Zeiten des Schriftstellers kaum mehr als ein behendes Erfassen der grotesken Kleinlichkeiten des äußeren Lebens bedeutet hat, hätte es in keiner anderen Stadt Europas zu einer so lächerlichen Neuauflage zu bringen vermocht. Während in New-York die Vertreter »amerikanischen Humors« längst schockweise in den Gassen herumlaufen, und nachdem auch wir Dank den ewigen Productionen der Knockabouts in unseren Rauchtheatern dieses Geistes einen Hauch verspürt haben, gibt sich Wien dazu her, vor Mark Twain andächtig im Staube zu liegen und der Bewunderung seiner altbekannten

Digitized by Google

Gaben das Opfer des eigenen Humorstolzes zu bringen. Herr Mark Twain mag ja seinerzeit recht drollig die Verlegenheiten des Reisenden, der in seinem Hotelzimmer Nachts keine Zündhölzchen vorfindet, geschildert haben, aber schließlich vermögen unsere Tramwayüberfüllungs-Humoristen neben ihm trefflich zu bestehen. Die Calamität der aufgerissenen Straßen können wir ganz gut noch in eigener Regie humoristisch beklagen, und wer weiß, ob nicht Herr Pötzl zuweilen schon einen tieferen Blick in das Volksleben gethan und charakteristischer manchen Zug der Menschennatur verlebendigt hat als Herr Mark Twain, an dessen Lippen auf den Wink der »Neuen Freien Presse« die lachende Wiener »Gesellschaft« seit Jahr und Tag hängt.

Erst kürzlich und zum soundsovielten Male hat das Blatt dem geschmacklosen Groll des Humorgreises gegen die deutsche Sprache, mit dem er noch immer in unserer Mitte zu paradieren wagt, in coulanter Weise Raum gegeben. Herr Mark Twain, der sich damit etwa auf das Niveau seiner Landsmännin, der Soubrette Miss Halton begibt, kann von diesem neckischen Kokettieren mit seiner schlechten Aussprache nun einmal nicht lassen, und wo er nur ein paar Menschen beisammenstehen sieht, beginnt er gleich irgendetwas gegen die »langen Sätze« oder die »zusammengesetzten Worte« der deutschen Sprache zu unternehmen. Wie unecht die Laune ist, die er hiebei entfaltet, und wie so gar nicht der unmittelbaren Beobachtung deutschen Lebens entsprungen, geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, dass der Speech, den er bei solchen Gelegenheiten hält und den die Zeitungen immer wieder mit stenographischer Treue abdrucken, sich unter seinen allerersten Skizzen vorfindet. Viel heiterer als jener liest sich der Bericht, den die »Neue Freie Presse« neulich über eine von Mark Twain gemeinsam mit Frau Wilbrandt abgehaltene Vorlesung gebracht hat. Die Schauspielerin habe zuerst das Podium betreten

Digitized by Google

und den Abend mit einem Hymnus auf den großen Humoristen eröffnet, neben dem zu stehen »sie sich schon seit vielen Jahren immer gewünscht, aber in ihren kühnsten Träumen kaum für möglich gehalten« hat. Das Blatt nennt dies »eine für diesen Moment vorbereitete Improvisation« und ertheilt hierauf Mark Twain das Wort, der sich die Mühe nahm, das Publicum, anstatt es kurz auf den ersten Band seiner gesammelten Werke zu verweisen, in umständlicherer Weise einzuschläfern. Ob jetzt die Zuhörerschaft nach dem Beispiele der Frau Wilbrandt irgendetwas in ihren kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten, wollte uns die »Neue Freie Presse« nicht verrathen. Mir jedoch erscheint es nicht unmöglich, dass Herr Mark Twain seine Standrede gegen die deutsche Sprache auch jüngst anlässlich eines Festes des Budapester Journalistenvereins »Othon«, u. zw. mit größerem Erfolge, angebracht hat. Dass er dort »u. a. anwesend« war, haben ja die Zeitungen pünktlich zu melden nicht verabsäumt.

Mark Twain hätte sich gewiss nie gedacht, dass er dank der liebevollen Unterstützung durch journalistische Fremdenführer so bald sich in unserer Stadt acclimatisieren würde. Dabei scheint er den Widerstand der localen Größen nicht einmal zu merken, das heimliche Murren aller Anrainer des Ruhmes, die es nicht länger dulden wollen, dass ein exotischer Eindringling ihre Rechte auf weitestgehende Publicität für sich allein in Anspruch nehme. Die Schar der bei uns zwischen den Redactionen herumstehenden Leute ist in heillose Verwirrung gerathen, als Mark Twain, ihre Kreise zu stören, in unsere Lande kam, und heute ist er es, dem aus dem journalistischen Froschteich lieblich, des Morgens und des Abends, die unendliche Melodie entgegenquakt: u. a., u. a., u. a. . . . .

Gegen ihn vermögen sie nicht aufzukommen, und wenn er nicht freiwillig auf sein Monopol verzichtet, werden sie bald ihr irdisches U. A.-Dasein abgeschlossen

Digitized by Google

haben und sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen müssen. Schon heute ist es an der Zeit, ihre Biographie zu schreiben. Wie wurden sie? Und was mag sie bewogen haben, jene mühselige Carrière, die sich oft zwischen den Zeilen eines Ballberichtes hindurchwinden muss, einzuschlagen? Gewiss hat es manchen unter ihnen frühzeitig zum seltenen Schauspiel gelockt, das in Wien ein gestürztes Einspännerross bietet. Oder er gesellte sich zu der Menge, die sich in unseren Straßen im Nu ansammelt, sobald Einer beharrlich nach dem Dachfirst eines Hauses blickt. Wenn so der Trieb zur Öffentlichkeit präpariert ist, dann pflegt auch das Bedürfnis nach Mittheilung im Menschen rege zu werden, und wir sehen diesen auf Waldbänken, in Cabinen und sonstigen allgemein zugänglichen Orten den Namenszug seines Ehrgeizes zurücklassen. Die meisten, die sich heute von der literarischen oder parlamentarischen Tribüne vernehmen lassen, haben klein angefangen, und noch jetzt, wenn das eine oder andere Blatt ihren Namen unterdrückte, schnitten sie ihn gewiss gerne wieder in alle Rinden ein....

Unsere Titelgier unterscheidet zahlreiche Abkürzungen, die dem naiven Beobachter des gesellschaftlichen Treibens Respect einflößen, und so wie es einen Hofrath i. P. gibt, erfreut sich bei uns auch der Sectionschef u. A. eines gewissen Ansehens. Einst konnte Herr v. Lilienau sich für den anwesendsten Mann des Jahrhunderts halten, aber seitdem er es vorgezogen hat, i. P. zu gehen, sehen wir eine jüngere Kraft das verwaiste Ressort der Allgegenwart erfolgreich verwalten. Heute braucht man nur von einem »Sectionschef Liharzik« zu hören, und sofort fällt Einem die niedliche Abkürzung »u. a.« ein. Ja, er gehört zu den Ungezählten, die aus der Enge der beruflichen Thätigkeit ins Privatleben hinausstreben und die den Abend, den sie in irgendeiner Soirée verbringen, nicht vor dem Morgen loben sollen, an dem sie von allen Zeitungen ob ihrer Anwesenheit gelobt werden. Eine Armee von Unbekannten,

Digitized by Google

deren Namen uns so geläufig im Ohre klingt. Wer kennt sie heute nicht, den Componisten Weinberger und den Bezirksausschuss Waldstein und den Baurath Stiaßny, die fast jeden Tag mit Genugthuung aus der »Neuen Freien Presse« erfahren können, dass sie hier und dort zugegen waren. Zumindest rufen ihre Namen eine Art wehmüthigen Erinnerns in dem Zeitungsleser hervor. Man muss unwillkürlich an Begräbnisse denken, und es fällt Einem allmählich ein, dass diese Herren ja fast ausschließlich als Leidtragende zu fungieren pflegen. Weinberger? Halt, wer ist das? War der nicht einmal bei einem Leichenbegängnis anwesend? »Ja, Sie mögen Recht haben; und er hat sich dadurch bereits einen Namen gemacht. Da er aber infolge dessen Operettencomponist wurde, ist es nicht ausgeschlossen, dass Sie sich seiner auch von einem Durchfall her erinnern« ....

Da sind diese Leute die Friedhofsallee wie eine Ruhmesbahn entlang geschritten, haben, während sie die letzten Erdschollen auf das Grab eines Größeren warfen, mit leidvoller Miene den glücklicherweise auch u. a. anwesenden Vertreter einer Zeitungscorrespondenz angeblickt, und wenn er noch nicht merken wollte, ihm — ein eindringliches Memento — zugelispelt: Wir sind die Überlebenden; wir müssen als solche vor allem berücksichtigt werden. Uns ist er gestorben. Nennen Sie uns in der Zeitung, damit man nicht glaube, dass auch wir gestorben seien. Ein feierlicher Appell an die Pietät des Reporters, der sich beeilt, den letzten Willen der Überlebenden zu vollstrecken. Sie revanchieren sich, indem sie der Zeitung zum Jahreswechsel einen ziemlich vollständigen »Ausweis der berühmten Todten des Jahres« zur Verfügung stellen. Konnte ausnahmsweise einmal ihr Wunsch nicht erfüllt werden, so gibt es in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft eine große Anzahl tieftrauernd Hinterbliebener oder doch wegen Raummangels im »Übersatz« Zurückgebliebener.

Digitized by Google

Selbst wo der Hingeschiedene bloß eine geringfügige und mehr gesellschaftliche Bedeutung hatte, wo also auch das Sterben eigentlich eine Angelegenheit des Privatlebens ist, sehen wir sie u. a. anwesend, und keine Gelegenheit lassen sie vorübergehen, sich aus hastig aufgerafften Gräberblumen einen dürftigen Ruhmeskranz zu winden. Am Ende gelingt es ihnen doch, ihren Namen zuerst der »Correspondenz Wilhelm« und dann der Nachwelt zu überliefern. Es sind oft heroische Naturen, die bis zum letzten Moment ausharren, manchen ereilt mitten in der Ausübung seines dornenvollen Berufes, also auf dem Wege zu einer Beerdigung, der Tod, und sie sterben, wie sie gelebt — u. a.

In den Reihen der bewährten Leidtragenden und gesuchtesten Mitgeher stoßen wir auf manche Erscheinung, die selbst wieder unter den U. A. durch eine gewisse Eigenart auffällt. Wenn man zusieht, wie die Veteranen des Müßiggangs von unseren Zeitungen jahraus jahrein gehätschelt werden, fühlt man so recht, wie auch hier die Schablone jede freiere Bethätigung unterdrückt hat, und man begreift, dass sich das Interesse des Publicums auch für die Lebensäußerungen der Vielzuvielen nach und nach abstumpfen musste. Doppelt erfreulich wirkt darum das Beispiel eines Mannes, der den Muth hatte, offen zu bekennen, dass ihn die ewige stumme Assistenz bei Trauerfällen und freudigen Ereignissen auf die Dauer nicht zu befriedigen vermochte, und der daran gieng, seinem Öffentlichkeitsdrange neue Gebiete zu erschließen. Der Zufall wollte es, dass er in den Zeitungsnummern, die von seinem Erdenwallen, sobald ein anderer starb, Notiz nahmen, alle möglichen Bemerkungen über den Schauspieler Sonnenthal, Kritisches und Anekdoten aus seinem Leben, entdeckte. Der Gedanke an den Vielgefeierten ließ unseren Freund, der bisher nichts für die eigene Unsterblichkeit, vielmehr alles durch die Sterblichkeit fremder Leute erreicht hatte, nicht schlafen. Da gab ihm denn sein Ehrgeiz den Entschluss ein, es wenigstens mit der

Digitized by Google

Zusammenstellung der vorgefundenen Zeitungsausschnitte zu einer Biographie zu versuchen. Wenn er Sonnenthals Leben beschrieben, konnte er ja daneben immer noch hinter Mitterwurzers Sarge schreiten. Ob er zu diesem oder jenem Amte besser getaugt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls war er bald so berühmt, dass er sich entschloss, Ansichtskarten mit seinem Conterfei anfertigen zu lassen — meines Wissens der einzige Wiener Schriftsteller, dem bis heute diese Ehre wiederfahren ist. Die Karten, die er in alle Windrichtungen verschickte, waren alsbald vergriffen, die Verkäuferin erzählte mir, dass infolge der außergewöhnlich starken Nachfrage seitens »des Herrn« nur mehr das eine Exemplar, das in der Auslage prangte, vorhanden sei, und ich habe dieses letzte in einer bunten Sammlung literarischer Curiositäten als ein mir theures Andenken bis heute bewahrt. . . .

Ein Jahr der Allgegenwart im Wiener Gesellschaftstreiben muss man mindestens hinter sich haben, um zu den Statisten des Ruhmes gezählt zu werden. Mit einemmal taucht in allen Blättern ein Herr Angelo Eisner von Eisenhof auf. Er sei bei einem Concerte gesehen worden. Dem normalen Zeitungsleser klingt der Name vorerst noch fremd. Bald heißt es schon, der Mann wäre in einem Wohlthätigkeitsbazar längere Zeit vor dem Zelte einer Aristokratin gestanden, das Publicum gewöhnt sich an ihn, und zum Geburtstag des Kaisers ist er schon so gut eingeführt, dass die Blätter telegraphisch aus einem Curorte berichten können: »Die patriotische Feier gestaltete sich besonders erhebend. Herr Angelo Eisner von Eisenhof sang in der Kirche die Volkshymne.«

Da ist ein Herr Edgar von Spiegl. Seine Begabung für Anwesenheit ist schon vor Jahrzehnten bei irgendeiner Feier aufgefallen. In Anerkennung seiner Verdienste um den ungestörten Verlauf aller irdischen Dinge wird er eines Tages in den Adelsstand erhoben, und aus seiner ursprünglich passiven Bethätigung sehen

Digitized by Google

wir ihn allmählich zum selbständigen Arrangement größerer Feste emporreifen. Heute fungiert er bei Blumencorsos als Berather der Fürstin Metternich und vor Gräbern vertritt er seit längerer Zeit die »Concordia«, die sich ihn neuestens sogar zu ihrem Präsidenten erwählt hat. Überall, wo sich das gesellige oder das geistige Wien zu besonderen Veranstaltungen einigt, tänzelt Herr von Spiegl, Ceremonienmeister der Wiener Seichtheit, voran, und die fremden Dichter, die in unserer Stadt geweilt, tragen die Erinnerung an einen kleinen echauffierten Herrn von hier fort, der ihnen mit den Gesten eines Cotillon-Arrangeurs den Willkommgruß der deutsch-österreichischen Kunst entboten hat . . . .

So sehen wir, dass die Carrière, die Herr U. A. einschlägt, ihn zuweilen in einer repräsentativen Lebensstellung landen lässt. Ich hätte mich, wenn dies nicht der Fall wäre und wenn sich nicht Dank dem liberalen Wohlwollen der Wiener Presse unsere Mitesser und Mitgeher zu einer socialen Gefahr auswüchsen, mit dem Typus nicht beschäftigt. Wer sich vom Pokertisch wegsehnt und lieber gleich alle Literatur- und Kunstplätze besetzen möchte, wer dem Publicum, das von ihm nichts weiß und nichts wissen will, täglich von neuem sich aufdrängt, wer allerorten u. a. anwesend sein möchte, der muss es sich auch gefallen lassen, einmal u. a. abgefertigt zu werden. Vielleicht führt der amerikanische Humorist, der alles, was in Wien bemerkt werden will, nach und nach zurückgedrängt hat, eine endgiltige Reinigung der Wiener Zeitungsspalten herbei; dann sei der Tag seiner Ankunft gesegnet und alle Qual und alle Belästigung der »deutschen Sprache« vergessen. Kein Zweifel, den bereits — Anwesenden kam Herr Mark Twain sehr ungelegen. Sie mögen eine Protestversammlung gegen ihn einberufen, damit wenigstens noch einmal in den Zeitungen so schön geschrieben stehe: Anwesend waren u. a. . . . .

Digitized by Google

Unlängst war an der Schottenkirche ein Plakat angeschlagen, auf welchem mit riesigen Buchstaben die Worte standen: »Los von Rom!«. Mancher der Vorübergehenden mochte wohl glauben, ein großes Schisma sei im Anzuge, wenn man bereits an den Kirchenmauern solche Losung ausgab. Bei näherer Betrachtung sah man allerdings, dass um die auffallenden Worte herum in ganz kleinem Druck die Aufforderung stand, sich an einer Versammlung zu betheiligen, welche gegen die unter jenem Kampfruf sich entwickelnde Bewegung Stellung nehmen sollte.

Die typographische Wunderlichkeit, die eine Abwehrkundgebung an einer Stelle als Reclameplakat wirken ließ, wo die Deutschnationalen gewiss selbst nie die Anschlage-Bewilligung erhalten hätten, sie ist ein treffendes Symbol jener Verwirrung, die das Schlagwort der religiösen Annexionisten nach allen Seiten angerichtet hat. Man betrachte nur die einzelnen Züge in dem fratzenhaften Bilde, das sich vor unseren Augen entrollt. Von berufener Seite wird der »Los von Rom«-Bewegung keine Bedeutung beigemessen, weil sie keine religiöse, sondern eine politische sei und weil an dem Übertritte solch lauer Gläubiger weder die eine Kirche gewinne, noch die andere etwas verliere. Als ob man überhaupt in der Geschichte die religiösen Momente von den politischen trennen könnte, als ob die Bewegung des Islams, des Hussitismus, der dreißigjährige Krieg und die Gegenreformation wegen des Vorwiegens politischer Elemente an Bedeutung verloren hätten. Man denke an die Erblichkeit des religiösen Bekenntnisses; und wenn man nicht annehmen will, dass die Lauheit bis ins zehnte Glied fortwirke, muss man zugeben, dass Generationen überzeugter Gläubiger dem anderen Bekenntnisse, dem sie durch den Zufall der Geburt anheimfielen, zugute kommen werden. Man denke, wie die Gleichgiltigkeit gegen den Abfall auch nur Weniger dem dogmatischen Standpunkte des Katholicismus völlig zuwiderläuft.

Digitized by Google

Daneben ein paar ultramontane Pfarrer in Oberösterreich, welche die Namen der Abgefallenen veröffentlichen und so der Übertrittsbewegung mit einer Rücksichtslosigkeit Reclame machen, zu der sich die Vorkämpfer selbst nie aufgeschwungen hätten. Daneben der halbamtliche Pastor Johanny, der auf der Tribüne des Sechs Uhr-Blattes die Puppe darstellt, welcher sich die Regierung nach Art der Bauchredner bedient, um ihren Entrüstungsruf wie aus einer anderen Ecke erschallen zu lassen. Dann endlich Herr Kanner, der in der »Zeit« die Interessen der Ewigkeit wahrnimmt und die Bewegung, die sich selbst nur für eine Begleiterscheinung der parlamentarischen Obstruction ausgibt, für eine andere Form der Nothwehr, zu der man wie zu Pultdeckelschlagen oder namentlichen Abstimmungen greift — als Welle einer von Amerika herübergetragenen antipapistischen Strömung reclamieren möchte.

Unbeirrt aber von dem wirren Durcheinander dieser kunstvoll instrumentierten Katzenmusik, vollzieht sich seit Monaten langsam und feierlich der Massenübertritt der sechs deutschnationalen Abgeordneten ....

* * *

Wie verlautet, hat Graf Thun die Absicht gehabt, die Sprachenfrage im Wege des § 14 zu lösen; er gab aber diesen Gedanken wieder auf, als ihn die Tschechen an sein Versprechen erinnerten, ihnen keine Ueberraschung zu bereiten, ein Versprechen, das er als Cavalier jedesfalls einhalten würde. Es ist nun allerdings nicht bekannt, ob Graf Thun den Tschechen wirklich auf Cavaliersparole zugesichert hat, nichts zu unternehmen, was diesem schwer erschütterten Reiche möglicherweise den Frieden wiedergeben könnte. Fest steht bloß soviel, dass er bei seinem Amtsantritte geschworen hat, die ihm anvertrauten Angelegenheiten nach bestem Wissen und Gewissen zu besorgen.

Immerhin aber lässt sich aus diesen bisher in keiner Weise dementierten Gerüchten manches ent-

Digitized by Google

nehmen. Zunächst einmal, dass Graf Thun zwar der festen Meinung ist, im Wege des Nothparagraphen den Sprachenstreit schlichten zu können, dass er aber nichts dergleichen bisher unternommen hat. Darin scheinen wohl — es sei dies natürlich keine Gutheißung des § 14 — alle subjectiven Momente einer schweren Unterlassungssünde zu liegen. Weiters folgt daraus die Thatsache, dass auch die Würde eines Ministerpräsidenten gegen die Wirkung einer Schmeichelei nicht immunisiert, durch die sich sonst nur Hausherrnsöhne zu finanziellen Thorheiten verleiten lassen — selbst wenn das Epitheton »Gawlier« in den Augen des Schmeichelnden nicht mehr Wert hat, als in denen jungtschechischer Demokraten. Endlich, dass der Cavalier im Range dem Staatsmanne so weit vorgeht, dass eine Handlung, zu der sich der Staatsmann bereits definitiv entschlossen hat, dennoch unterbleiben muss, weil sie sich für den Cavalier nicht schickte.

Wenn es uns nun schon beschieden ist, dass nur ein Cavalier in diesen Landen Staatsmann sei, so könnten wir doch wenigstens verlangen, dass diese beiden Qualitäten sich in der Person des Erwählten völlig durchdringen, ohne Rest ineinander aufgehen, damit nicht im entscheidenden Moment der Cavalier dem Staatsmanne in den Arm falle. Sollten dennoch einmal die zwei Seelen, die in der Brust des Premiers wohnen, nach verschiedenen Richtungen streben, dann möge, wenn schon der Staatsmann durchaus nicht aufhören kann, Cavalier zu sein, der Cavalier wenigstens aufhören, die Stelle des Staatsmannes einzunehmen. Ich glaube nicht, dass die Völker verpflichtet werden können, die politischen Spielschulden zu zahlen, die der Ministerpräsident auf Ehrenwort contrahierte.

* * *

»Österreich« ist bekanntlich kein Name, der für das gemeinhin darunter verstandene Ländergemenge politisch ausreichend wäre. Eine staatsrechtliche Definition muss immer zu der gewissen längeren Redensart Zuflucht nehmen, in der »Königreiche und Länder« und

Digitized by Google

etwas wie ein Reichsrath, in dem sie »vertreten« seien, vorkommen. Nun gibt es schon seit längerem keinen solchen Reichsrath. Der Österreicher hat zwar ein Vaterland, »er liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben«, aber er ist in Verlegenheit, es zu benennen. In Zeiten, da die Gesetzgebung von den Kundgebungen der Parteien abgelöst ist und alles von der Stilisierung eines Communiqués abhängt, sei darum dem Patrioten, der doch endlich wissen will, was er eigentlich liebt, als prägnantester Name empfohlen: »Die von den Herren Mendel Singer und Penižek journalistisch vertretenen Königreiche und Länder«.

Uneingeweihte wissen, dass die Regierung eine große Action zur Hebung des österreichischen Actienwesens plant. Und so oft die »Reform« einen ihrer täppischen Schritte nach vorwärts that, schwellte Frühlingsahnen von einer neuen Gründungsschwindelära die Brust unserer M. Bauer und Taussig.

Das neueste in dieser Action, die durch ein banales Exposé und ein scheinwissenschaftliches, in Deutschland nicht wenig belächeltes Questionnaire eingeleitet war, ist ein höchst bezeichnender Rückzug. Wir sollen kein Gesetz bekommen, sondern ein Regulativ. Es sollen nicht gesetzlich die Bedingungen festgelegt werden, von denen die Gründung und der Fortbestand der Actiengesellschaften abhängt; ihre Rechtsverhältnisse sollen nicht codificiert, sondern es soll das alte Concessions- und Aufsichtssystem beibehalten werden. Dagegen wird die Regierung, sich selbst bindend und doch wieder nicht bindend, ein- für allemal verkünden, unter welchen Bedingungen sie die Bildung und den Fortbestand von Gesellschaften duldet. Sie wird vorschreiben, wie das Statut beschaffen sein muss und welche Rechte statutarisch — nicht gesetzlich — den

Digitized by Google

Actionären gegen die Gesellschaft und deren Organe zustehen. Wir wollen nicht von den Bedenken gegen eine derartige Regelung, von den Grenzen der bindenden Kraft eines Statuts, von dem Fehlen strafrechtlicher Drohungen, von dem Mangel des Einflusses einer solchen Reform auf bestehende Actiengesellschaften sprechen. Wir sind bereit, lieber gleich die Vortheile hervorzuheben, welche dieses Verfahren — seinen Urhebern bietet.

Also: Concession und Staatsaufsicht bleiben; der landesfürstliche Commissär geht uns nicht verloren. Wenn wieder einmal irgendwo acht Millionen verschwinden, wird wieder Sectionschef v. Froschauer oder ein anderer zugegen sein und die Autorität des Staates bei der zur Feier des Ereignisses stattfindenden Generalversammlung vertreten. Zur Erhöhung des Wertes staatlicher Bevormundung besteht bei uns auf verschiedenen Gebieten das gloriose Princip, die Controlorgane durch die Controlierten bezahlen zu lassen, — nicht etwa auf dem Umwege der Steuer, sondern durch ein — sagen wir — Honorar. Dieser Vorgang ist offenbar sehr geeignet, wenn nicht die Strenge, so doch die Gemüthlichkeit der Aufsicht zu erhöhen. Er ist sowohl bei der Controle gewisser Damen als der Börsen und Actiengesellschaften üblich. Wäre es nicht grausam, wenn der Finanzminister auf diese Regulierung der Beamtengehälter verzichten wollte? Eines ist hiebei merkwürdig. Wie gerne bezahlen unsere Directoren diese und ähnliche Gebüren und Ungebüren, während sie gegen jede legitime Besteuerung in ihrer Presse eifrig winseln; wie gerne vergibt Herr von Taussig Pfründen für Staatsbeamte, während er durch seinen Officiosus in der »Zeit« seine Eisenbahnen gegen die Steuerbehörde vertheidigen lässt; und die »Neue Freie Presse«, welche stets die hohe Besteuerung für die niedrige Entwicklung unseres Associationswesens verantwortlich gemacht hat, erhitzt sich ex offo für die Regulativpläne des Herrn Kaizl. Ja, unsere Actienreform wird eine Reform nach dem

Digitized by Google

Sinne der Herren Benedikt, Bauer und Taussig, und ein wohlmeinender Mann, der heute bemüht ist, bei dieser Reform zu retten, was zu retten ist, wird rechtzeitig in den Hintergrund gedrängt werden.

Ein weiterer Vortheil ist, dass man ein Regulativ ohne Parlament, in camera caritatis — in diesem Falle Enquête genannt — mit den erwähnten Herren und deren juristischem Anhang vereinbaren kann. Taussig, Bauer und Benedikt über die Verhütung von Actienmissbräuchen sinnend — welch ein Bild, des Pinsels eines Oberländer würdig! Ihre Beschlüsse sollen ein Surrogat des Gesetzes werden. Das Regulativ ist der § 14 dieser Staatserhalter.

Man beschönigt dieses Vorgehen mit der Actionsunfähigkeit des Parlamentes. In Wahrheit fürchtet man die parlamentarische Action. Freilich haben christlichsociale Parteigrößen längst von dem berühmten Giftbaum der Erkenntnis auf dem Schottenring genossen. Einzelne — Dr. Pattai an der Spitze, in zweiter Linie Leopold Steiner — haben aber bisher stets die Sachkenntnis und den Willen gezeigt, eine Spur anticorruptionistischen Einschlags in unsere Gesetzgebung zu bringen und die Ehrlosigkeit des Jobberthums an den Pranger zu stellen. Man verschone uns mit der Behauptung, man habe keine Zeit, auf ein Gesetz zu warten, man müsse »schleunig« die Industrie durch ein Regulativ retten. Was hindert denn die Regierung, ohne Regulativ solide Gründungen zuzulassen und alle sachlichen Garantien zu fordern? Aber freilich, so ein Regulativ, das die famose Staatsaufsicht bestehen lässt, ermöglicht die Drangsalierung jeder von der Börsenclique unabhängigen Gründung und die Protection der von der Bande ausgeheckten Pläne. Es überhebt gleichzeitig die Regierung scheinbar der Verantwortung für das, was da im Anzuge ist und unter den gleißnerischen Benediktionen der »Neuen Freien Presse« bald das Licht der Welt erblicken und verfinstern wird. Schon jetzt erhitzt der wirksamste aller antisemitischen Agitatoren planmäßig die Köpfe der Menge mit farbenglühenden Schilderungen der deutschen In-

Digitized by Google

dustriebewegung. Die Bedenken, welche diese Bewegung in Deutschland selbst erweckt, wiewohl dort weder Matadore, wie die unseren, noch ein Actienregulativ zu finden sind, werden kaum flüchtig gestreift, und ein erkünsteltes Gründungsvorfieber ist allenthalben zu spüren. Wie sagt doch Heine? »Und die Juden unterdessen wetzten die Beschneidungsmesser« — Juden aller Confessionen.

* * *

Die bei der letzten Sensalenwahl Durchgefallenen gehören wahrhaftig nicht zu den »Bedrängten«, deren sich dieses Blatt anzunehmen versprach. Ich bin mir keines Vorurtheils und keiner Schwäche bewusst, wenn ich die zahlreichen wehklagenden Zuschriften, die mir aus Börsekreisen in den letzten Tagen zugiengen, einfach unbeachtet lasse. Was sich da abgespielt hat, fällt ja schließlich nicht aus dem Rahmen finanzieller Alltagsgemeinheit, und die »verdienten Familienväter«, die sich heute zurückgesetzt fühlen, werden an irgendeinem Feiertage der Corruption umso reichlicher entschädigt werden. Immerhin sind aber die Vorfälle, die den Sturm im Wasserglase erzeugten, interessant genug, um für den Moment wenigstens festgehalten zu werden. An der Hand der Thatsachen lässt sich ganz hübsch aufzeigen, wie hierzulande auch nicht die kleinste Gelegenheit vorübergeht, ohne dass man es versuchte, alle Minen der Corruptheit springen zu lassen.

Von 41 Bewerbern um die Sensalenstellen konnten nur 8 berücksichtigt werden, und dass Protection die Hauptsache sei, wurde a von den Börseräthen selbst zugegeben. Die stereotype Antwort, welche die meisten, und darunter die bestqualificierten, Candidaten bei ihrer ersten Vorstellung erhielten, war die Frage: »Mit wem sind Sie verwandt?« Doch auch mit einem anderen Factor musste gerechnet werden — mit der Qualität der Leute, die hier in der Lage waren, Versprechungen zu ertheilen. Es hat sich der Fall ereignet, dass ein sehr zuvorkommender Herr, der Bankdirector und Börserath ist, einem zudringlichen Candidaten sein Wort mit der Erklärung gab: »Warum sollte ich es gerade Ihnen nicht geben, da es schon 26 Herren besitzen?« Trotzdem hieß es alle Einpeitscher in Bewegung setzen und hintertreppenauf und -ab laufen lassen. Vor der Wahl hatten fast alle die Majorität der Stimmen glücklich gesichert. Die Ärmsten!

Digitized by Google

Eine kleine Wahrscheinlichkeitsrechnung hätte allen ihr Siegesbewusstsein nehmen müssen. Multipliciert man nämlich die Hälfte der Börseräthestimmen mit der Zahl der dem Durchfalle geweihten Bewerber, so erhält man ungefähr die Anzahl der brüchigen Eide.

Betrachten wir einmal die Gewählten:

Herr Bum ist mit Herrn Taussig verschwägert; Herr Schwarz ist der Bruder des Directors der Anglobank; Herr Goldberg hat eine Cousine des Unionbank-Directors Widmann geheiratet. Herr Emil Wolf erfreut sich der besonderen Gunst der Directoren Wollheim und Mauthner, Herr Lewinger wurde von den sogenannten Börserathsdemokraten Sobotka, Strisower und Steinhübel auf den Schild gehoben, und Herr Furcht ist langjähriger Procurist bei dem allmächtigen Börserathe Sig. v. Bauer, der fünf Minuten vor der Wahl eine bewegliche Rede zu Gunsten seines Candidaten hielt, an deren Schlusse er die Cabinetsfrage stellte. Herr Lemberger ist seit 16 Jahren Beamter im Bankhause Dutschka, und seine Ernennung zum Sensal bietet wohl die Compensation für die Zurücksetzung, die er im vorigen Jahre erleiden musste, als nicht er, sondern der Sohn des Directors Moriz Bauer die Procura erhielt. Über die Protectoren und Protectorinnen des Herrn König sind die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf; aber es sei ferne von mir, in ein »Privatleben« hineinzugreifen, das zur Erreichung einer öffentlichen Function weidlich ausgenützt ward. Hat unser »Star« nicht Recht? »Die dummen Leute in der ersten Reihe des Parkets . . . .« Es sind größtentheils Börseräthe.

Dies die acht Gesalbten, die zunächst der Schar der mit allen Salben Geschmierten entnommen wurden, um dann aus einer engeren Wahl von 12 als Sieger hervorzugehen. Nach 41 noch 12? Die Erklärung hiefür ist einfach; denn am Tage vor der Wahlschlacht fand im Bureau des Herrn Moriz Bauer ein Conventikel statt, bei dem in Anwesenheit von 21 Börseräthen die 12 würdigsten, resp. bestprotegierten Candidaten vorgewählt wurden, auf die sich dann bei der Hauptwahl die Stimmen concentrieren sollten.

Erwähnenswert wäre noch, dass sich unter den vier in engerer Wahl Gefallenen ein Herr Wachtel befand, der bis zur Entscheidung als »sicher« galt: er hatte im vorigen Jahre eine Nichte des Sectionschefs Halban geheiratet. Wer österreichische Interna kennt, kennt auch die Bedeutung einer solchen Verwandtschaft. Das Nichtenthum hat ja oft schon auf den Lauf der öffentlichen Dinge in Österreich bestimmend

Digitized by Google

eingewirkt. Da aber anderseits hierzulande wieder das Unwahrscheinliche Ereignis zu werden pflegt, erwies sich die Fürsprache des Sectionschefs als zu schwach, und Herr Wachtel blieb der Neunte. Darob oben große Verstimmung. Wie die »Neue Freie Presse« am 21. April zu melden wusste, theilte der Präsident der Börsekammer in einer — ad hoc einberufenen — Plenarsitzung mit, dass es »mit Rücksicht auf die besondere Würdigkeit verschiedener Bewerber, die nicht berücksichtigt wurden, empfohlen worden sei, die acht Sensalstellen um zwei neue zu vermehren«. Zum Glück besaßen einige Mitglieder Rückgrat genug, um der Überzeugung Ausdruck zu geben, dass die mit so vieler Mühe Durchgebrachten nicht ihren fetten Erwerb mit noch zwei neuen Sensalen theilen dürften. Um jedoch die Sache halbwegs zu applanieren und nach keiner Seite anzustoßen, wurde beschlossen, mit der Ausschreibung der nächsten Wahl wenigstens nicht mehr so lange wie bisher zu warten.

Bis dahin wird sich hoffentlich die Verwandtschaft aller Maßgebenden vergrößert haben, im Schottenringpalaste werden alle Hintertreppen ausgebaut und neue, verbesserte Ehrenworte wieder hinreichend vorhanden sein. . . .

* * *

Unter dem Motto »Los von Galizien!« geht mir folgender Situationsbericht zu:

Ein Bankdirector scheidet zur rechten Zeit aus Amt und Leben, ein zweiter, dem einen Tag zuvor die oberen Zehntausend Lembergs ihr Vertrauen ausdrückten, erregt dadurch das Misstrauen der Behörden und wird eingesperrt, andere folgen seinem Beispiele, eine Bank lehnt sich an eine andere an, die sich selbst nicht halten kann, ein Curator eignet sich die Gelder seiner (physisch) blinden Mündel an, ein in Galizien und nächster Umgebung angesehener Advocat brennt durch — das sind im großen ganzen die in bezahlter Verdünnung (wehe, wenn die Bezahlung verdünnt gewesen wäre!) erschienenen Blätternachrichten der letzten Zeit aus Galizien. Zwischendurch ertönen die Signale der polnischen Rettungsgesellschaft: »Herr v. Marchwicki versichert, es sei alles in Ordnung«, »Fürst Sapieha garantiert« u. s. w. Und zum Schlusse die erlösende officielle Posaune: Alles gerettet!

So geht es zu, wenn Polen noch immer nicht verloren ist. Noch einmal gelingt es, die Risse — wer weiß, auf wie kurze Zeit —

Digitized by Google

zu verkitten. Was uns an Galiziens Sein oder Nichtsein gelegen ist? Gar viel; denn wir haben unsere Gelder in dieses Land gestopft und fürchten nun deren Verlust. Dies gibt uns das Recht, uns sozusagen auf einen höheren moralischen Standpunkt zu stellen. Darum der immer wiederholte und immer wieder verhallende Ruf nach einer österreichischen Verwaltung, die man dieser österreichischen Provinz geben möge. Darum die bange Frage, wann das Verschachern wirtschaftlicher Zugeständnisse an die polnische Schlachta gegen kleine politische Gefälligkeiten ein Ende haben wird. Darum immer lauter der Ruf: »Los von Galizien!«

Wir schreien, damit Galizien, erschreckt über seine Verwahrlosung, nicht vorher das Galizien in unserer Mitte bemerke. Zu diesem Zwecke leihen wir uns den ganzen politischen Sprachschatz der »Neuen Freien Presse« aus, die sich mit einem drangsalierten galizischen Barbier voll Empörung über den Bezirkshauptmann von Nadworna in den Leitartikel flüchtet, im rückwärtigen Theile des Blattes jedoch ob der gestohlenen Millionen der Galizischen Sparcassa nur Thränen sanfter Wehmuth findet — die über die Affaire des von Daszynski gebrandmarkten Beamten nichts schrieb, als dass die Untersuchung eingestellt sei, und die, um zu den Gräueln der Schlachta Stellung zu nehmen, erst des confessionellen Anreizes bedurft hat.

Wir in Wien haben wahrhaftig keine Ursache, Galizien — Galizisches vorzuwerfen. Unsere Banken haben vor den dortigen allein die Cultur der Seife voraus; die Fingerfertigkeit ist bei beiden die gleiche. Nur in der Methode liegt der Unterschied zwischen östlicher und westlicher Cultur. Ein Wiener Bankdirector wird nie so ungeschickt sein wie sein galizischer Bruder, das Depot eines Geschäftsfreundes einfach zu unterschlagen; am täppischen Zugreifen erkennt man die halbasiatische Ungeschliffenheit. Eine Wiener Gemüthsbank nimmt das Depot nicht ohne Entgelt weg, sondern zahlt dafür einen billigen Preis, legt ein anderes zu einem hohen Preise an dessen Stelle, nimmt dieses wieder billig ab, und so fort *in dulci jubilo*, bis der Betroffene kein Geld mehr und die Bank das Übrige hat. So bleibt man recht hübsch auf dem Boden des Gesetzes und umgeht es, wo es nicht ausreicht, mit »Geschäftsusancen«. Zwischen Stehlen und Nehmen, zwischen Lemberg und Wien liegt die Differenz von ein paar Culturbreitegraden. . . .

Digitized by Google

Galizien kann also noch von uns lernen und wird es müssen, damit das fortwährende Einsperren von Bankdirectoren endlich einmal aufhöre. Wir fürchten nur, wenn dort oben Ruhe eintritt, wird die Reihe an die unseren kommen. Die Saat ist reif und harrt des Schnitters.

CONCORDIABALLBERICHT.

Das Fest ist — sagen wir es gleich — glänzend ausgefallen.

Welcher Zeitungsleser erinnert sich nicht, diesen Satz in den letzten Tagen oft und oft gelesen zu haben? »Sagen wir es gleich«, damit uns die Lüge nicht in der Kehle stecken bleibt. Und wiederum hatten sich »Vertreter aller Gesellschaftskreise, Bürgerliche und Adelige, Diplomaten und hohe Staatsbeamte, Militärs und Industrielle, Gelehrte und Künstler eingefunden«. In den Zeitungen nämlich. Und »wer vermöchte alle Jene aufzuzählen, welche....« Ja, wer es vermöchte!

Eine umfangreiche Absenzliste liegt uns vor, und sie wird mit jedem Concordiaballe umfangreicher. Ein Augenzeuge der Leere, die der Sophiensaal aufweist, wenn die Wiener Presse ihre Feste feiert, ist natürlich schwer aufzutreiben. Da die Herren Veranstalter diesmal beinahe unter sich blieben und, von keinem Lauscher geniert, Redactionsgeheimnisse austauschen konnten, ist eine objective Berichterstattung über den Verlauf des Abends fast unmöglich. Wenn ich mich nicht glücklicherweise auf die Indiscretion einiger der Herren selbst verlassen könnte, müsste ich meine Wissenschaft vom letzten »Concordiaball« rein aus der verklärten Darstellung schöpfen, die er in den einzelnen Journalen gefunden hat.

Digitized by Google

Von all den sagenhaften Vertretern der Gesellschaftskreise war also nicht einer erschienen, Adelige und Militärs, Gelehrte und Diplomaten bewiesen an diesem Abend eine besondere Anhänglichkeit an den häuslichen Herd, und selbst die armen Angehörigen der Bühnenwelt, die sonst jährlich einmal als Opfer auf die berühmte Estrade geschleppt werden, hatten ihr Ausbleiben entschuldigt. In früheren Jahren durften ein paar beneidete Nachtredacteure am Arme der hervorragendsten Choristinnen Wiens stolz die Reihen der harrenden Enthusiasten entlang schreiten. Manches Herz pochte schneller, manches Auge glühte zuversichtlicher, und Leute, die sonst nur Nachrichten über das Unwohlsein von Schauspielerinnen zu »bringen« pflegen, brachten diese leibhaftig jetzt in den von einer erwartungsfrohen Menge gefüllten Saal. Welche Aufregung unter den Comitémitgliedern, wenn verkündet ward, Frau Kopacsi-Karczag nahe. »Neue Freie Presse« und »Neues Wiener Tagblatt« vergaßen ihren alten Hass, und momentan vereint stürzten sie in die Garderobe — der gefeierten Künstlerin entgegen, die alsbald, mit dem schönsten Kalodontlächeln von der Welt, zur Seite irgendeines bevorzugten Leitartiklers im Saale erschien. Und endlich dies traute Gewimmel auf der blumengeschmückten Estrade, zu der sich, innigst verbunden, Ganzwien und Halbwelt drängte, und woselbst sich, von pflichtbewussten Ordnern geleitet, alles pünktlich einfand, was schon mehrfach vorbestraft unter Palmen zu wandeln beflissen war. Zwischen einer im Hintergrund kauernden Soubrette und der unvermeidlichen Excellenz ein langer Zug von Parasiten — Börsenjournalisten machen die Honneurs, und über dem Ganzen, gesunden Lungen unerträglich, eine erpresste Luft....

Nichts von alledem mehr. Die drei Staatsanwälte, zwei Landesgerichtsräthe und vier Polizeicommissäre, mit deren Anwesenheit der Ballbericht prunkt, haben sich ziemlich vereinsamt gefühlt. Der Ausfall des letzten

Digitized by Google

Journalistenfestes hat den Herren bewiesen, dass ihre Macht über die Choristinnen Wiens im Schwinden ist. Die Choristinnen waren einfach nicht erschienen. Als es 11 Uhr wurde und das spärliche Publicum zu murren begann, stellten sich sämmtliche Mitglieder der Wiener Journale in der Mitte des Saales auf und hielten eine große, vereinigte Redactionsconferenz ab. Glücklicherweise zeigte sich Fräulein Fleuron am Horizonte, und für wenige Minuten schien die gute Laune der Gastgeber wieder hergestellt. Um Mitternacht wurden einige Vertreter des geistigen Wien ausgesendet, das Fräulein Pepi Weiss zu holen. Aber die wahre Festesstimmung konnte doch nicht mehr aufkommen. Ein paar Leute, die mehr aus Profession denn aus Neigung überall anwesend sind, reichen doch nicht aus, um die Ehre der »Concordia« unter der Präsidentschaft des Herrn v. Spiegl zu retten. Was nützte es, dass rechtzeitig die Herren Hofrath Kareis und Wrabetz im Kreise der Parlamentsreporter, freundlich sich nach allen Seiten verneigend, auftauchten? Selbst der Vorschlag des gleichfalls anwesenden Herrn Gabor Steiner, der »Concordia« als Entschädigung den Reinertrag vom Eröffnungstage des Etablissements »Venedig in Wien« zuzuwenden, brachte kein Animo mehr. Drückende Sorgen um die künftige Ausgestaltung der Theaterrubrik ließen die Veranstalter zwischen Saal und Comitézimmer unstät wandern, und auch des Publicums, das eben erst in der humoristischen »Damenspende« geblättert hatte, bemächtigte sich dumpfe Niedergeschlagenheit. Die Schauspieler, sich für einen Abend wenigstens ihrer Erniedrigung besinnend, waren daheim geblieben, und auf der »Estrade« sannen ihre Zwingherren über die nächste kritische Gelegenheit, bei der sie die Widerspenstigen ihre Rache fühlen lassen könnten. Rasch entschlossen stellten sie hierauf, um doch eine stattliche Reihe von Namen in die Morgenblätter zu bringen, eine Liste der Abwesenden zusammen. Welch tiefer Schmerz, welch hilflose Verzagtheit liegt in den Worten, die am

Digitized by Google

andern Tage in allen Zeitungen standen: Fräulein Jenny Schneider vom Raimund-Theater, Herr Crovetto vom Jubiläums-Theater — sie haben u. a. ihre Abwesenheit entschuldigen lassen. ... Wie steht die »Concordia« da, wenn selbst die Ballettratten das sinkende Schiff verlassen?

Ein Gedanke hält alles im Banne: Es ist der erste Ball, dem Herr Edgar v. Spiegl präsidiert. Respectvoll blicken sie zu ihm auf, der es vom Fremdenführer in Budapest heute so weit gebracht hat, dass ihn die Fürstin Metternich als ihren Rathgeber bei allen Praterfahrtsactionen und als »Feldmarschall« bei ihren Blumenschlachten bezeichnet. Vertreter des freien Schriftthums gratulieren ihm. Er verspricht, den Pensionsverein durch den Zwang der Wohlthätigkeitsvorstellungen, den die »Concordia« den Wiener Theatern immerdar auferlegt hat, auch weiterhin kräftig zu fördern und ihm nichts entgehen zu lassen, was ein kunstvoll ausgearbeitetes Bettelsystem nur irgend hereinzubringen vermag. Ein paar Herren, die auf einmal vergessen, dass sie Mitglieder des Schriftstellervereins, und sich erinnern, dass sie Schriftsteller sind, stehen abseits und versuchen, sich zu schämen. Es fällt ihnen ein, dass dieser Herr Edgar v. Spiegl, den sie eben zu ihrem Oberhaupt erkoren, identisch mit jenem Spiegl ist, der sich seit zehn Jahren von einem Wiener Antisemitenblatt die entehrendste Beschuldigung gefallen lässt, ohne in diesem Zeitraum auch nur einmal mit der Wimper gezuckt zu haben. Zwar sei dies Blatt in einem so pöbelhaften Tone gehalten, dass seine Angriffe kein Mensch, der etwas auf sich hält, zu beachten brauche. Immerhin müsste aber, wenn nicht bloße Beschimpfungen vorgebracht, nein, grausame Facten behauptet werden, auch die letzte und infamste Zeitung einer Klage, einer Erklärung, irgendeiner Äußerung seitens des Beschuldigten wert sein. Wir empfangen — sagen sie sich schon ganz verschüchtert — als unseren Sprecher, Führer und Repräsentanten bei allen öffentlichen Ge-

Digitized by Google

legenheiten einen Mann, gegen welchen ein Vorwurf erhoben ward, den ungestraft kein Mensch zu wiederholen wagen sollte; wenn wir schon den langjährigen Vicepräsidenten bedenkenlos uns gefallen ließen, müssten wir nicht den Präsidenten endlich zu einem Schritte gegen die Verleumder zwingen? Dürfen wir die Verleihung des Adelsprädicats als ausreichende Rehabilitierung für all die schmähenden Attribute ansehen? Existiert für die »Concordia« in dieser ganzen schäbigen Angelegenheit nur jener andere Mantel, der der christlichen Nächstenliebe nämlich, mit dem sie Jugendsünden, sowie alle noch nicht verjährten Unanständigkeiten ihrer Angehörigen sorgsam zu bedecken bereit ist?

So erwogen, abseits stehend, die Mitglieder des neuerwählten Ehrenrathes der »Concordia«. Herr Rabensteiner aber rief zum Tanze, und alle Sorgen und Bedenken giengen unter in den Klängen eines von Herrn Weinberger zusammengestellten Walzers. Fort mit allen Zimperlichkeiten! Die »Concordia« hat einfach einen neuen Präsidenten gebraucht, und als es Frühling ward und Alle die Winterröcke ablegten, da traten sie zusammen und wählten Herrn Edgar v. Spiegl . . .

* * *

Herr Dessauer, der Director der Depositenbank, hat einen anonymen Roman geschrieben, und diesen haben, wie auf ein Commando, sämmtliche großen Blätter Wiens in mehreren Feuilletonspalten besprochen. Wahrhaftig, ich halte mich an Freund Hardens Mahnwort und »vergesse die wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht«. Wenn die »Neue Freie Presse«, die für die Gaben der Strindberg, Garborg, Knut Hamsun nicht ein Wörtchen der Erwähnung übrig hat und überhaupt nur allmonatlich einmal den Literaturschutt ablagert, der sich auf dem Schreibtisch des Herrn v. Thaler angesammelt hat, nunmehr dem Romancier Dessauer einen 180zeiligen Essay am Sonntag widmet, so wird das niemandem be-

Digitized by Google

sonders auffallen. Zu wünschen wäre nur, dass, wenn schon die Pauschalien einer Bank auch den Büchermarkt beeinflussen sollen, die Anpreisung von Romanen à la »Götzendienst« künftighin wenigstens im »Ekonomisten« erfolge. Gewiss wäre es anständiger, die Wohlthat der Schweiggelder nicht zu missbrauchen und nicht plötzlich redselig zu werden, sobald der Bankdirector ein Buch geschrieben hat; aber die Vermengung von verschiedenen Ressorts sollte jedenfalls vermieden und im Literaturtheile nicht das protzig angezeigt werden, was unter den finanziellen Nachrichten ein bescheidenes Plätzchen verdiente. Auch der Stil, den der Autor des »Götzendienst« schreibt, weist ja nach der Warenbörse. Man erfährt da von einem Mann, der »ungeachtet er von Natur gut veranlagt war, nur sehr geringe Kenntnisse gesammelt hatte«, von einem Theaterdirector, der »alte Weine ganz entschieden jungen Talenten bevorzugte« und von einem dritten Herrn, der »seit der gehabten Begegnung« sehr aufgeregt war. Die Wiener Blätter hätten weit besser gethan, Herrn Dessauer »in Erwiderung seines Jüngsten« zu eröffnen, dass sie nicht in der Lage seien, »ihm mit Weiterem näherzukommen«, insolange er sich nicht ein besseres Deutsch angewöhnt habe.

Wenn das »Extrablatt« an der Spitze eines großen Feuilletons über den anonymen Verfasser dessen wohlgetroffenes Conterfei bringt, so ist das ohne Zweifel recht neckisch und ein Übermaß an Gefälligkeit seitens des Chefredacteurs, der im Hause des Herrn Dessauer ohnedies gratis Tischbänkel zum Besten gibt. Nur hätte der »vorsichtige Capitalist« — so ist die Börserubrik des Blattes überschrieben — es nie und nimmer zulassen sollen, dass die Beziehungen zwischen Autor und Zeitungsunternehmer so offenkundig im Feuilletontheil zum Ausdruck gelangen.

Banquier Dessauer hat den Wahrheitsmuth des Satirikers, und wenn er auch die gewissen Wiener Gesellschaftskreise, denen er selbst angehört, nur anonym

Digitized by Google

zu geißeln wagt, so sorgen doch sowohl sein Stil als seine journalistischen Götzendienstboten dafür, dass er nicht unerkannt bleibe.

* * *

Das Publicum des »Deutschen Volkstheaters« hat sich kürzlich nicht mit Unrecht gegen die Zumuthungen des Herrn Theodor Wolff zu Wehr gesetzt. Gedankenärmeres als das Märchenspiel »Die Königin« ist selbst an dieser Stätte bisher nicht geboten worden. Der Pariser Correspondent des »Berliner Tageblatt« breitet seine Geschichtsauffassung umständlich vor uns aus und entwickelt an der französischen Vorrevolutionszeit, die er zu schildern unternimmt, eine Romantik, die dem Gefühlskreise des Berliners Banquiersviertels entsprossen scheint. Dass unsere Zeitungen aus ihrer geistigen Verwandtschaft mit dem dilettierenden Neffen Mosses kein Hehl machten, ist ihnen weiter nicht zu verargen und zeugt sogar von einer gewissen Ehrlichkeit. Läppisch ist dafür der Tadel, den sie dem zischenden Publicum für seine Haltung zutheil werden ließen. Soll darum, weil Kritiker meistens nicht das sagen dürfen, was sie über ein Stück denken, es auch dem Theaterbesucher, der kein Blatt zu Verfügung hat und sein Billet bezahlt, verwehrt sein, seiner Erbitterung in der natürlichsten Form Ausdruck zu geben? Die Herren mögen froh sein, dass die faulen Äpfel, die ein erzürntes Parket auf die Bühne wirft, heute noch über ihre Köpfe hinwegfliegen.

Freilich rächte sich unser Publicum bloß für die Langweile, zu der es Herr Wolff verurtheilt hatte. Der Geist, aus dem sie erfloss, wäre in anderer Form willkommen gewesen, und die Scene, in der der Verfasser die Handwerker und Abgesandten des nothleidenden Volkes mit schnöde dem »Sommernachtstraum« entlehnten Mitteln als komische Figuren hinstellt und schnodderig den »Utopismus« socialer Erhebung zu verhöhnen wagt, blieb natürlich ohne Widerspruch.

Das Ensemble des »Deutschen Volkstheaters« verwahrlost zusehends. Man denke sich Frau Odilon als Märchenkönigin. Neben ihr, unerträglicher denn je, Herr Kutschera und ein zwerghaftes Frl. Großmüller, das, von Herrn Bahr entdeckt, wie ein Alpdrücken über die Bühne schreitet. Frl. Annie Kalmar erwies sich in der langen Erzählung des ersten Actes als die beste, weil einzige Sprecherin dieses Theaters. Ich habe jüngst Frl. Kalmar als vor-

Digitized by Google

nehmes, natürliches, besserer Beschäftigung würdiges Talent zu loben mich erkühnt. Dies verhalf mir zu dem Anblicke etlicher breit grinsender Gesichter, und gewisse Leute konnten es nicht fassen, dass eine Schauspielerin, deren von Gott und der Direction gegebenes Amt es wäre, »bloß schön« zu sein, am Ende auch Begabung zeigen könne. Herrn v. Bukovics mag es freilich unbequem sein, wenn er einer Dame, die er ausschließlich als Augenweide für ein Stammpublicum von Lebemännern engagiert hat, allmählich auch Rollen wird zutheilen müssen; ich aber pflege mir aus grinsenden Gesichtern nichts zu machen.

*

Anders als Wolffs »Königin« wurde »Peter Kron« von Ernst Rosmer im Burgtheater von der zuständigen Kritik behandelt. Allerdings zeigt die Dichterin in geradezu erschreckend deutlicher Weise, wie der ganze schildernde Naturalismus, der in den Details einer philiströsen Häuslichkeit aufgeht, schließlich in L'Arronge'scher Gemütlichkeitsmeierei enden muss und sich nur Dank seiner schlechteren Mache als selbständiges Genre noch zu behaupten vermag. Dennoch hätte die sympathische Novellistin, der selbst in dem gründlich verfehlten »Peter Kron« mancher feine Zug gelang, nicht so hochmüthig und lümmelhaft abgethan werden müssen. Über den Zustand des heutigen Burgtheaters, den es anlässlich der letzten Neuheit wieder einmal entblößte, wird sich bald ausführlich sprechen lassen.

* * *

In der Perosi-Woche haben uns einige Blätter genau geschildert, wie der »schlichte Mann im Priesterrock« isst und trinkt. Zugleich bezeichneten sie den schon lauernden Autogrammjägern das Gasthauslocal, in welches sich Perosi, der, wie sie selbst sagten, von niemandem behelligt werden wollte, aus dem Impresariolärm mittags zu flüchten liebte. Die liberalen Reporter feierten wahre Orgien der Zudringlichkeit und schleppten ganze Tonnen Weihrauchs herbei, um dem clericalen Musiker den Wiener Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Zumal die »Neue Freie Presse« ließ nicht ab, in der Beschreibung des »seltenen Anblicks« zu schwelgen, den »ein in aller Form geweihter Priester, der Schützling Leos XIII. und somit des katholischen Clerus der ganzen Welt, als Capellmeister bot«, und rief begeistert aus: »Wir gestehen, dass auch wir hieraus den größten Genuss des Abends gewonnen haben.«

Digitized by Google

Inzwischen schien der Musikalienhändler Gutmann in seinen neuerworbenen Beziehungen zum Clerus völlig aufzugehen und nahm die Gelegenheit wahr, am Schlusse des Concertes *coram publico* dem Fürsterzbischof Gruscha die Hand zu küssen. »Wir gestehen, dass auch wir aus diesem seltenen Anblick den größten Genuss des Abends gewonnen haben.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Niemand. Besten Dank! Sie könnten mir, der Ihnen allen »alten Institutsdamen« zum Trotz Verschwiegenheit zusagt, Ihren Namen doch nennen. Ihr Brief ist mit all seinen Ungerechtigkeiten einer der besten, die ich empfangen habe. Wenn Sie die Anonymität aufgeben, will ich gerne auf Ihre Vorwürfe im Einzelnen und brieflich erwidern. Dass das Blatt den Kritiker »entlasse«, habe ich doch nicht verlangt; meine Angriffe gelten dem System. Ihr Stil lässt mir übrigens die Mitarbeit des Frl. »Niemand« wünschenswert erscheinen.

Technikus. Beide Formen im Sprachgebrauch begründet. Siehe Sanders, der sogar die feminine voranstellt und Ihnen hoffentlich competent sein wird.

Ing. J. W. Besten Dank für die Verse, die mich sehr gefreut haben.

Schauspieler. Herzlichen Dank. Wie heißt der Autor?

S. M. Die Zustände vor den Cassen der Hoftheater sind gewiss kläglich. Man kann gelegentlich darauf zurückkommen.

R. B. Dass in Wien kein einziges Exemplar der Staatsgrundgesetze erhältlich, ist eine ergötzliche Erscheinung. Offenbar hat die Regierung alle aufgekauft.

A. R. Versuchen Sie es immerhin.

Zionist. Ihr Brief eignet sich nicht zur Veröffentlichung. Ich habe auch nicht ersehen können, nach welcher Richtung eigentlich Sie meinen Rath wünschen.

M. H. Was Sie mir als Entschädigung für den »Hass der Männer« in Aussicht stellen, ist ja nicht unangenehm. Die Photographie war leider nicht beigelegt.

Allen Anonymen, liebenswürdigen und schmähenden, Dank für die Bemühung.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Digitized by Google

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

Soeben in DRITTER AUFLAGE erschienen:

Die

Demolirte Literatur.

Von **KARL KRAUS.**

Mit einem Titelbild von Hans Schliessmann.

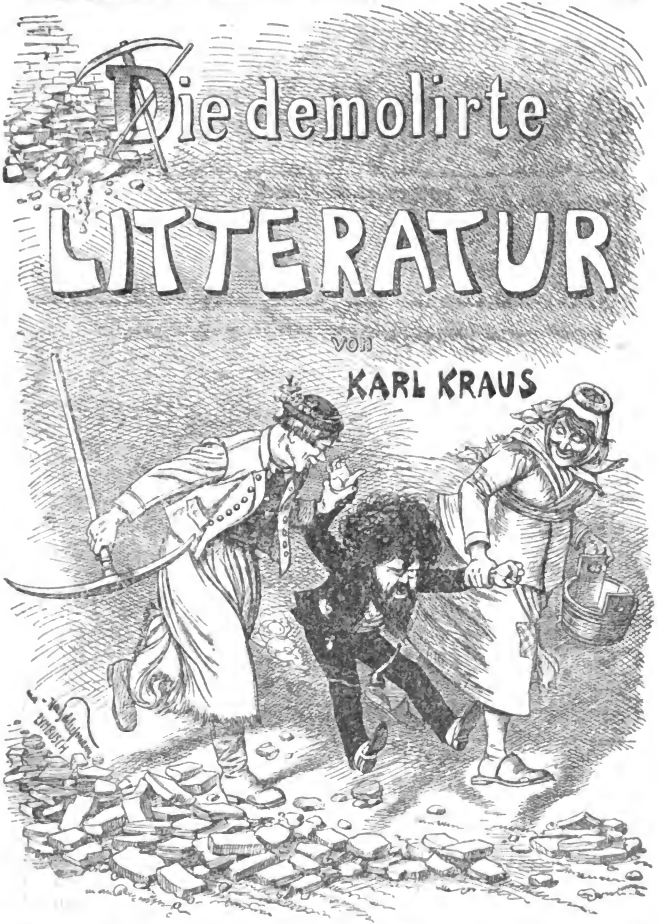
M. G. Conrad äußert sich im »*Deutschen Dichterheim*« über »*Die demolierte Literatur*« folgendermaßen:

Die 36 Seiten kosten 40 kr. Sie sind das Geld wert. Man bringt mit Hilfe dieser geistvollen Parodierung der Wiener Café Griensteidl-Literatur wirklich das Unglaubliche fertig: die abgerackertsten Karrengäule im Triumphzug der decadenten Poseure erwecken nicht fade Unlustgefühle, sondern herzliches, gesundes Lachen. Die uns das anzuthun vermögen, allerdings erst durch die Zubereitung, die sie in der Küche des genial kaustischen Karl Kraus erfahren — verdienen wahrhaftig ein Denkmal. Und Vieles, was sich hier urwienerisch ausspricht, ist zugleich urmünchnerisch und urberlinerisch. Für den Kenner der letzten zehn Jahre Jung-Literatur verstärkt sich also der Eindruck aufs Erfreulichste. Diese biederen alten Knaben, die nie jung gewesen und nie zur Reife gekommen sind, eben weil sie keine Natur in sich hatten, sondern nur Moment-Witze und -Blitze, Umsturzprogramme, technische Wunder-Recepte und artistische Posen, die also mehr Théâtre variété denn Literatur im Leibe hatten — sie haben doch nicht umsonst gelebt und »Bewegung« gemacht. »*Die demolierte Literatur*« zeigt classisch, wie nutzbar und amusant sie sind.

»**Berliner Fremdenblatt**« (in einem Feuilleton): »*Die demolierte Literatur*« enthält eine gewaltige Summe von gesunder, witziger Satire, scharfer Beobachtung und wirklicher Menschenkenntnis; die Pointen sind messerscharf, ohne geklügelt zu sein, die Sprache selbst das eleganteste, makelloseste Deutsch, das der Autor mit der Bravour eines Künstlers zu meistern und für seine Zwecke zu verwenden weiß. Karl Kraus gehört momentan zu den bestgehassten Schriftstellern Jung-Wiens; nur muss man mich auch recht verstehen, gehasst wird er von denen, die er angegriffen hat: Mit der unbarmherzigen Geißel der Satire jagte er die Clique, die sich in der Literatur breit macht und sich gegenseitig in die Höhe poussieren will, von ihren bequemen Ruhe- und Plauderplätzchen auf. Manche Partien aus der »*Demolierten Literatur*« enthalten Aperçus, die zum Besten gehören, was Satire je geschaffen. . . . . .

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Wien 1897. Verlag von A. Bauer. Preis 40 kr., portofrei 45 kr.

Digitized by Google

Im Verlage von **Moriz Frisch,** Wien, I., Bauernmarkt Nr. 3, ist soeben in **zweiter Auflage** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

EINE KRONE FÜR ZION.

SATIRISCHE STREITSCHRIFT

GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.

VON

KARL KRAUS.

Preis 40 kr., mit portofreier Zusendung 45 kr.

Die beste Empfehlung des Büchleins liegt von Seite der zionistischen Presse vor, die es beschimpft, und von Seite der liberalen, die es todtgeschwiegen hat.

VERLAGSBUCHDRUCKEREI MORIZ FRISCH
Wien, I., Bauernmarkt 3.

ÖSTERREICHISCHES

FIRMEN-REGISTER

(II. Jahrgang) **2 Hauptbände** zus. ca. 1400 Seiten. Umfassend **sämmtliche** protokollierten Firmen, **sämmtliche** Actiengesellschaften und Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften Österreichs mit dem Stande vom 31. December 1898, hiezu **11 monatlich erscheinende Supplementhefte** mit den jeweiligen Veränderungen, resp. Ergänzungen. Abonnementspreis pro 1899 für Österreich-Ungarn fl. 8.—, für Deutschland M. 15.—, für das andere Gebiet des Weltpostvereines M. 18.— inclusive portofreier Zusendung. Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Abonnements entgegen. Im Auslande auch die Postanstalten.

Digitized by Google

DIE FACKEL

NR. 4 WIEN, ANFANG MAI 1899

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Vor einem merkwürdigen Bilde, das kürzlich irgendwo ausgestellt war, konnte man Menschen, die aus den verschiedensten Lebensbezirken kamen und in die verschiedensten Richtungen strebten, nachdenklich und wie gebannt verweilen sehen. Es schien alle zusammenzuführen, und die populäre Symbolik, hinter der jeder Einzelne seine besondere Gegenständlichkeit schmerzlich entdecken durfte, wirkte auf Alle. Das Bild hieß »Vers l'abîme« und zeigte, nein, schrie, was Menschliches dem Abgrund zustrebe. Beschauer kamen und giengen, aber am stärksten war die Aufmerksamkeit einiger Herren gefesselt, die den gemalten Warnungsruf immer wieder für ihren eigenen Wirkungskreis reclamieren wollten. Was schien ihnen dem Abgrund zuzustreben? Waren es überzeugte Ankläger unserer Gesellschaftsordnung, bekümmerte österreichische Patrioten vielleicht, oder am Ende gar Mitglieder eines Trabrennvereins? In plötzlich aufdämmernder Erkenntnis konnten ja — so eindringlich klang das Allarmsignal — auch Angehörige der »Concordia« die Anmeldung des kommenden Debâcle auf sich beziehen. Nichts von alledem. Der lebhaft erregten Unterhaltung entnahm ich, dass es Mediciner seien. Der eine stieß etwas wie »Niedergang der Facultät« hervor, ein anderer sprach von Abgrundstrebern der Wissenschaft, ein dritter gedachte wehklagend der Zeiten, da Rokitansky, Skoda und Hyrtl gewirkt, beschwor den hellenischen Großgeist

Digitized by Google

Billroths und meinte schließlich, man könne die Zeitgenossen, welche die Wiener Universität heruntergebracht haben, nicht oft genug vor dies Gemälde und seine deutliche Weisheit führen.

Für mich, den weniger das Werk als seine Wirkung auf so vielerlei Betrachter anzog, hatte von allen Geständnissen, die es gepressten Herzen entlockte, das medicinische weitaus das größte Interesse. »Vers l'abîme« hat mir den Weg, auf dem man manches verstehen und nichts verzeihen lernt, gewiesen, und hätte so passend wie die »Fackel«, die ihn erhellt, als Titel dieser Zeitung dienen können. Dass und warum er der Weg ist, den bei uns Gesellschaft, Künstler und Politiker gehen, war mir bekannt; dass die Wissenschaft ihnen zu folgen sich entschlossen hat, musste ich erst erfahren. Ich forschte weiter und fand, dass auch hier sich manches bereite, das dem Cliquenthum auf allen anderen Gebieten unserer weiten Öffentlichkeit erschreckend ähnelt, dass auch hier die momentane Bereicherung Einzelner zum Ruin des Ganzen führen und dass unser Gelehrtenthum, wenn das erschlichene Ansehen vordringlicher Wissenshändler nicht bald zerstört wird, eines Tages das Verfallszeitliche gesegnet haben wird.

Muss ich mich vor den Lesern entschuldigen oder werden sie es selbst einsehen, dass mein Fachwissen in vielen Fällen hinter meiner Empörung zurückbleiben muss? Gewiss, eigene Erfahrung befeuert und lenkt den Hohn, gibt ihm Sporen und Zügel zugleich, und ich gestehe offen, dass ich an der medicinischen Facultät nie inscribiert war.

Wenn also auch meiner Kritik ihres Zustandes leider Gottseidank der Ingrimm des Erlebten fehlt, so brauchte ich darum den Sprengstoff, der mir von allen möglichen Sachkennern ins Haus getragen wird, nicht von der Hand zu weisen. Meine Sache war es, ihn zu sammeln und entsprechend zu formieren, an die Erbitterung, von der heute tausend Ärzte, unglückliche Stiefsöhne der Alma Mater, erfüllt sind, zu glauben

Digitized by Google

und all die Wunschrecepte, die oft in seltsamer Geheimschrift mir überreicht wurden, in die Apotheke publicistischer Erfüllung zu tragen.

Nicht nur in der medicinischen, auch in ihren anderen Häuslichkeiten hat Alma Mater ihren Protectionskindern warme Nester erbaut. Solch behaglichem Gethue wird die »Fackel« ihren Schein nicht vorenthalten; jener würdigen Matrone, die noch Spuren einstiger Schönheit zeigt, will sie alle schuldige Aufmerksamkeit erweisen. Vornehmlich wird die Abtheilung für medicinisches Gönnerthum berücksichtigt werden müssen. Dort herrschen noch die reinen Freuden professoralen Familienlebens, dort ziehen sich Väter, die zu Jahren kommen, blühende Söhne heran, dort ruht sich's am wohligsten. Nur darf man nicht erwarten, dass in einem einzigen Artikel gleich alle aufgezählt werden, die das Ansehen der Facultät von Tag zu Tag herabdrücken; aber noch bevor sie ihr die letzte Vers l'abîme-Ehre erwiesen haben werden, soll die Liste eine vollständige sein ....

Auf die grauenerregenden Zustände in den staatlicher Aufsicht unterstellten medicinischen Instituten hat heuer bereits die Gefahr einer Pestepidemie die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt. Die »Fackel«, deren Auftreten in manchen Kreisen wie das einer Seuche empfunden werden mag — als wirksamsten Schutz empfehle ich eine moralisch und geistig geregelte Lebensweise — will, bevor sie weiter um sich greift, zunächst mit den in unseren Kliniken maßgebenden Persönlichkeiten sich beschäftigen.

In dem Momente, da die Professur des todten Billroth von einem Ausländer nach reiflicher Prüfung der hiesigen Verhältnisse schnöde zurückgewiesen ward, sind auch außerhalb der ärztlichen Kreise zahlreiche Wiener stutzig geworden. Soeben war man Zeuge des beschämenden Schauspiels gewesen, dass um die erste chirurgische Lehrkanzel des Reiches in umständlicher Weise gehandelt ward, bis endlich Einer Billroths

Digitized by Google

Erbe anzutreten sich herbeiließ. Da wollten denn die Fragen nach den Gründen für die Discreditierung der Wiener medicinischen Schule nicht mehr verstummen. Unsere liebe Tagespresse hat, wo es in gleicher Weise die vitalsten Interessen und den localpatriotischen Stolz ihres Publicums galt, im Drange der laufenden Culturgeschäfte geschwiegen. Auf all die immer beharrlicheren Fragen wusste sie höchstens mit der beruhigenden Versicherung zu antworten, dass Hofrath Nothnagel kein Antisemit sei. Von Bedeutung für unsere Blätter war vielleicht noch die Entdeckung des Professors Schenk, dessen agiler Forschergeist so rasch den Weg der Ankündigung durch die »Correspondenz Wilhelm« gefunden hatte, und sie gedachten des mehr den Inseratentheil als die Facultät zierenden Gelehrten auch nur, weil er immerdar ihrer gedacht hatte. Man kann wohl behaupten, dass erst unter dem Protectorat der Wiener Presse der Krämersinn seinen effectvollen Einzug in die medicinischen Hörsäle gehalten hat; Eingeweihte begannen sich das Bild eines von Herrn v. Spiegl arrangierten Festcorsos auszumalen, bei dem gleich hinter dem Wagen des Paprika-Schlesinger die Symbole des Geschlechtsbestimmers Schenk feierlich einhergetragen werden, und der Tag schien nicht mehr fern, da die Zeitungen neben anderen Specialitäten »auch brieflich« ordinierende Universitätsprofessoren in Schwang bringen könnten.

Aber wo eine jedem compacten Klüngel dienstwillig ergebene Presse schwieg, begann ein beredterer Frequentationskatalog klaren Aufschluß zu geben. Man erfuhr, dass die ausländischen Ärzte es sich längst abgewöhnt hatten, die Wiener Universität als vorbildliche Wissensstätte zu betrachten, dass sie nicht neugierig waren, eine Hochschule der Geschäftspraktiken aufzusuchen, von der sie, da die Machenschaften doch als Geheimwissenschaft geübt werden, nichts zu profitieren imstande wären. Hochmüthige Grobheit der Sesshaften hatte ihnen lange genug Auf-

Digitized by Google

enthalt und Studium in jenen Kliniken erschwert, wo selbst Einheimische infolge der kleinlichen Verhältnisse und der planmäßig betriebenen Monopolisierung des Materials übel genug daran sind.

Ein Fremder könnte hier höchstens bewundernd wahrnehmen, wie lebhaft die Praxis — nicht etwa bloß die Consiliar-, nein, die Kleinpraxis — vieler unserer Gelehrten gedeiht, wie zwischen Professoren und Sanatoriumsbesitzern eine innige Geschäftsfreundschaft sich entwickelt hat und wie eine Hand die andere in fünf- oder auch mehrpercentiger Carbollösung wäscht. Er könnte erfahren, wie die Concurrenz noch am Lager eines Sterbenden waltet und die rasch herbeigeholte Capacität den Hausarzt — sagen wir — überflüssig macht. Ist er Specialist in Krebsschäden, dann hat er allerdings reichliche Gelegenheit, hierzulande Studien zu machen; dann werden ihn Protectionswirtschaft und Nepotismus fesseln, und wie die Übel alle heißen mögen, die den garstigen Verwesungsprocess am Körper unserer Facultät verschuldet haben...

Sieht man die Liste der Tausende von klinischen Studenten und Frequentanten höherer Semester jedes Jahres durch, so erkennt man eine österreichisch-ungarische Mischung der Herkunft und Nationen mit einem gewissen, wenn auch heute nur mehr geringen ausländischen Einschlag. Vergleicht man damit die Liste der angestellten Herren — Demonstratoren und Assistenten — so stößt man immer wieder auf Namen, die Einem sehr bekannt vorkommen. Da aus Assistenten Privatdocenten zu werden pflegen, gilt diese auffallende Erscheinung geradeso, ja vielleicht noch mehr, für den hoffnungsvollen »akademischen Nachwuchs«. Dass unter den vielen, vielen Medicinern sorgfältige Auswahl getroffen werden soll, wenn es gilt, die Assistenten- und Privatdocentenschar zu ergänzen, ist eine einleuchtende Forderung. Dass aber bei dieser Auslese an Stelle der Tüchtigsten just immer nur die durch mächtige Väter oder Onkel Protegierten heraus-

Digitized by Google

kommen, ist einer der schwersten Schäden unserer medicinischen Facultät. Bei einem gemüthlichen »Tapper« wird die Zukunft der Facultät so ganz nebenbei versorgt: »Du nimmst meinen Sohn, er is a fescher Kerl, zu Dir auf die Klinik, ich schick' den alten Assistenten fort und mach so Platz für Deinen Neffen ....« So ungefähr mag das Programm für die Besetzung von Assistentenstellen lauten; ein Tarockspiel, bei dem seltsamerweise immer nur die Buben ausgespielt werden. Dass die sogenannten maßgebenden Herren dabei nicht zielbewusst vorgiengen, wird niemand behaupten können. Ist einmal den glücklichen Nachkommen durch die Assistentenstelle ein gelehrtes Mäntelchen der Forschung umgehängt, so beginnen sie alsbald mit den praktischen Cursen Geld zu verdienen und dann mehr oder weniger verschämt auch außerhalb des Allgemeinen Krankenhauses zu prakticieren. Dabei setzen sie sich alten Ärzten, die an der »güldenen Praxis« in Wien zu kauen haben, auf das Genick und schädigen sie im unlauteren Wettbewerb. Denn die Herren sind als Assistenten bestellt, um zu forschen und den Professor im Unterricht zu unterstützen, nicht aber, um den akademischen Titel als Aushängeschild zu verwenden. Assistenten dieser Art — doch ich habe heute Anderes zu sagen; nächstens will ich unter sie treten.

Gerechterweise wird man zugeben müssen, dass die privilegierten Professorensöhne und -Neffen mitunter auch fleißig und begabt sind und etwas Tüchtiges zu leisten vermögen. Ob jedoch unter der Masse der anderen Mediciner nicht noch fleißigere und leistungsfähigere Herren sich fänden, das ist die bange Sorge, die immer wieder aufsteigt. Und da zum Assistenten der Beste gerade gut genug ist, müsste es manchmal vorkommen, dass auch andere als Söhne und Neffen akademische Stellen erlangen. Ein gewisses Vorurtheil für eigene Verwandte wird man bei den klinischen und Abtheilungsvorständen — nichts Menschliches ist ihnen fremd — wohl voraussetzen dürfen. Nun wird aber die

Digitized by Google

Verordnung, welche dem Professor verbietet, den eigenen Sohn zu seinem Assistenten zu machen, von einigen Herren, deren Familiensinn mächtiger als alles Gesetz ist, einfach missachtet, und so tritt denn an der Wiener medicinischen Facultät regelmäßig in Erscheinung, was in — Budapest auf das Strengste perhorresciert wird. Wenn die sogenannten maßgebenden Factoren nur auch bedächten, dass sie wirklich befähigten jungen Leuten — es gibt in der Reihe ihrer Blutsverwandten solche — durch die Protection einen Judaskuß aufdrücken fürs ganze Leben. Der junge Herr ist und bleibt »Protectionskind«, bei dessen Facharbeiten man nie weiß, wo die Tüchtigkeit seiner wissenschaftlichen Amme aufgehört und seine eigene begonnen hat. Und wird er Professor, so weiß man nicht, ob Titel und Rang durch Fideïcommiss oder Arbeit erworben ward.

Die Wiener medicinische Facultät ist zum Schauplatz einer Feudalherrschaft sondergleichen geworden. Statt eine Gelehrtenpublik zu sein, in der die Fähigsten das Principat innehaben, ist sie eine auf zufällige Secundogenituren gestützte Oligarchie. Das Seltsamste ist, dass in dieser Welt noch die Todten für ihre Kinder sorgen. Wer an der Fernwirkung nach dem Tode gezweifelt haben sollte, wird auf sie schwören, wenn er die Verhältnisse an der Wiener Facultät von heute kennen gelernt hat.

Da es sich um gelehrte Herrschaften handelt, wird sich zum Beweise des Vorgebrachten die in wissenschaftlichen Arbeiten übliche Form der Tabelle empfehlen. Für das pünktliche Zusammentreffen von Blutsverwandtschaft und Talent sprechen folgende Fälle:

Tab. A. Onkel und Neffen.

Professor Salomon *Stricker* (†) war Vorstand des Institutes für Experimentalpathologie;	sein Neffe Dr. Jakob *Pál* ist Primararzt an der I. medicinischen Abtheilung.

Digitized by Google

Professor *Kundrat* (†) war Vorstand des pathologisch-anatomischen Institutes;	sein Neffe Dr. Rudolf *Kundrat*, gewesener Assistent an der chirurg. Klinik des Hofrathes Albert, derzeit Primarius am Landesgerichtsspital.
Hofrath Professor Dr. Ernst *Ludwig* ist Vorstand des pathologisch-chemischen Institutes;	sein Neffe Dr. Heinrich *Ludwig* ist Assistent an der geburtshilflich. Klinik des Hofrathes Chrobak.
Hofrath Professor Dr. Gustav *Braun*, Bruder des Hofrathes Professor Dr. Carl Braun Ritt. v. Fernwald, leitet die Landesgebäranstalt im Allgemeinen Krankenhause;	seine Neffen Egon und Richard sind Privatdocenten (siehe Tab. B).

Tab. B. Väter und Söhne.

Hofrath Professor Dr. Leopold *Schrötter* Ritt. v. Kristelli ist Vorstand der III. medicinischen Klinik;	sein Sohn Dr. Hermann *Schrötter* Ritt. v. Kristelli ist Assistent an derselben Klinik.
Professor Dr. Josef *Weinlechner* ist Vorstand der I. chirurgischen Abtheilung;	sein im Vorjahre verstorbener Sohn war Assistent an derselben Abtheilung.
Hofrath Dr. Carl *Braun* Ritt. v. Fernwald (†) war Vorstand der I. gynäkologischen und geburtshilflichen Klinik;	seine beiden Söhne: Dr. *Egon Braun* Ritt. v. Fernwald war Assistent an der Klinik seines Vaters, derzeit Privatdocent für Gynäkologie und Geburtshilfe; Dr. *Richard Braun* Ritt. v. Fernwald war Assistent an der Klinik seines Onkels, derzeit Privatdocent (siehe Tab. A).
Hofrath *Bamberger* (†) war Vorstand der Klinik für interne Medicin;	sein Sohn Dr. *Bamberger* jun. war Assistent an der Klinik für interne Medicin des Hofrathes Nothnagel und ist derzeit k. k. Primarius am Rudolfsspital.
Professor Dr. v. *Dittel* (†), war Vorstand der II. chirurgischen Abtheilung;	sein Sohn Dr. v. *Dittel* jun., emeritierter Assistent der Frauenklinik des Hofrathes Chrobak, ist derzeit Privatdocent für Frauenheilkunde.

Digitized by Google

Professor Dr. Josef *Gruber* war bis zum Vorjahre Vorstand der Klinik für Ohrenkranke;	sein Sohn Dr. Rudolf *Gruber* war Assistent an der Augenklinik des Hofrathes Schnabl, derzeit Privatdocent für Augenheilkunde.
Professor Dr. Carl *Stoerk* ist Vorstand der laryngologischen Klinik;	sein Sohn Dr. Oskar *Stoerk* ist Assistent am pathologisch-anatomischen Institute des Professors Weichselbaum.
Hofrath Professor Dr. Ritt. v. *Hofmann* (†) war Vorstand des gerichtlich-medicinischen Institutes;	sein Sohn Dr. Karl Ritt. v. *Hofmann* ist Assistent an der I. chirurgischen Klinik des Hofrathes Albert.
Regierungsrath Professor Johann *Schnitzler* (†), war Professor für Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufsorgane und Director der Poliklinik;	sein Sohn Dr. Julius *Schnitzler* war Assistent an der chirurgischen Klinik Albert, ist Privatdocent für Chirurgie und k. k. Primarius am Franz Josefs-Spital.
Regierungsrath Professor Hermann Edler v. *Zeissl* (†) war Vorstand der Abtheilung für Geschlechtsleiden;	sein Sohn Dr. M. v. *Zeissl* ist Professor für Hautkrankheiten, Syphilis und venerische Krankheiten.
Professor Ferd. Ritt. v. *Hebra* (†) war der Begründer der wissenschaftlichen Dermatologie;	sein Sohn Professor Dr. Hans Ritt. v. *Hebra* ist Professor der Dermatologie und k. k. Primarius am Wiedener Spitale.

Es geht aus diesen beiden Tabellen hervor, dass an der Wiener medicinischen Facultät zwar nicht immer fachliche Begabung, sicher aber akademische Stellen erblich sind. Häufiger natürlich als in der Verwandtschaft Onkel-Neffe offenbart sich die Erscheinung der erblichen medicinischen Belastung in der Verwandtschaft Vater-Sohn. Hier ereignet sich wieder einmal das von den größten Philosophen noch nicht erklärte Wunder der Vererbung: wir sehen den Sohn Meister desselben Specialfaches werden, in dem sich der Vater hervorgethan hat. Ein Phänomen nach dieser Richtung ist das Haus Braun, sowohl in der bürgerlichen als in der

Digitized by Google

adeligen Linie. Jeder Braun ist ein geborener Geburtshelfer. Pflanzt sich die Familieneigenthümlichkeit fort, dann ist die Wiener medicinische Facultät auf Generationen hinaus mit Gynäkologen versorgt .... Vielleicht ist die wohlwollende Duldung aller Usancen des Professors Schenk einfach aus dem Wunsche unserer Universitätsprofessoren zu erklären, sich von ihm ihre Nachkommenschaft bestimmen zu lassen?

Ich werde ein andermal aufzeigen, wie das Verwandtensystem nicht bloß innerhalb der medicinischen Facultät wuchert, wie es vielmehr auch von anderen Facultäten Besitz ergriffen und zwischen den einzelnen zu einem regelrechten Tauschhandel geführt hat. Die theologische ist im Rahmen der durch wissenschaftliche Inzucht degenerierten Universität die einzige Facultät, bei der sich der Protectionismus zwischen Vätern und Söhnen bis heute nicht nachweisen lässt .... Es wäre angezeigt, auch unsere medicinischen Gelehrten zum Cölibat zu verhalten.

Die folgende Reihe von Studien vereinigt Vornehme und Geringe, Gute und Böse, Pauschalienzahler und Pauschaliennehmer. Gemeinsam ist ihnen allen, auch den Besten, ein Merkmal: Sie belügen sich selbst und andere über ihre Stellung in unserer Öffentlichkeit, und zwar mit Erfolg. Sie vertreten jenen Opportunismus, dessen Geißelung — wie gerne würde ich »Beseitigung« schreiben — zu den wichtigsten Aufgaben eines streitbaren Blattes gehört. Ihr häufig in sich widerspruchsvolles Wirken wurzelt in der Gedanken- und Gewissenlosigkeit der Menge. Der gelindeste ihrer Widersprüche scheint mir in jenem lieblich

Digitized by Google

unberührten Kinderglauben enthalten zu sein, man könne die »Neue Freie Presse« — wie der schamhafte Kunstausdruck lautet — »als Sprachrohr benützen« und daneben doch ein würdiger Universitätsprofessor, unverdächtiger Volksmann, Socialist oder Socialpolitiker sein.

Weitere effectvolle Contrastwirkungen liefert die Geneigtheit, sich von Herrn v. Taussig mit Pfründen, Ämtern und Betheiligungen versorgen oder sonstwie an verschiedene Krippen stellen zu lassen, gepaart mit dem Berufe, Güter zu verwalten, welche der allerreinsten Hände bedürfen. Der Eine bewahrt dem Zuckercartell gegenüber eine allzeit wohlwollende Haltung, so dass es ihm bald gelingt, Herausgeber eines unabhängigen Wochenblattes zu werden; denn — wer immer um Redlich sich bemüht, den werden wir erhören. Von der Corruption der Unabhängigen zu der eigentlichen ist nur ein Schritt. Der Andere ist für Geld und gute Informationen oder sonstige Gefälligkeiten zu haben; aber während er heute seine Bestechlichkeit förmlich annonciert und mit seinem noblen Zwischen-den-Zeilenhonorar ordentlich Staat macht, trägt er morgen die Märtyrerkrone des strammoppositionellen, man weiß freilich nicht ob Preußen- oder Palästinaseuchlers.

Gewiss, man kann die unerhörtesten Pauschalienforderungen ausstehen haben und doch mit pyramidaler Verachtung von den Elenden sprechen, welche nicht wissen, dass, wer die »Ehre genießt, am »Economisten« mitzuarbeiten, das größte materielle Interesse daran hat, die Wahrheit zu schreiben«. Und ein Anderer kann wieder der »Neuen Freien Presse« Schonung schädlicher Regierungen vorwerfen und gleichzeitig verrathen, dass er selbst dies weit schädlichere Blatt geschont und im Besitze urkundlicher Beweise von dessen Käuflichkeit es durch Jahre gegen das Wohl Österreichs ungestraft hat wüthen lassen. Ja, nichts wäre ungerechter, als wenn die »Neue Freie Presse« der »Zeit« ihre Unterstützung wegen beginnender Unbot-

Digitized by Google

mäßigkeit entzöge und alle Sorgfalt auf die folgsame »Wage« allein verwendete. Herr Kanner deutet an, dass er manches gegen das Mutterblatt auf dem Herzen habe; aber er spricht heute nur, um der »Fackel« zuvorzukommen, und wird, seine Schnelligkeit bereuend, wieder schweigen. Oder hat er vielleicht wirklich durch ein Interview mit dem Portier der »Neuen Freien Presse« herausgebracht, dass hin und wieder ein Minister in die Redaction kommt, so wie er einst durch einen anderen Portier erfahren hat, dass der Redacteur der »Reichswehr« zuweilen ins Ministerium kam? Ähnliche Enthüllungen pflegen niederschmetternd zu wirken, und bewundernd muss vor dieser seltenen Kundschaftergabe sich beugen, wem, wie mir, die einzige Quelle seiner Informationen über die »Neue Freie Presse« und über die »Zeit« diese Blätter selbst sind.

Von diesem oder jenem, der hier geschildert werden soll, wird manchermann sagen: Er ist ein Braver und verdient nicht, in solcher Gesellschaft abgethan zu werden. Darauf sei erwidert: Nicht ich habe ihn, nein, er selbst hat sich dort eingeführt. Und dass auch treffliche Männer der Fackel bedürfen, um der Schande gewahr zu werden — das eben ist das Schlimmste, was die »Fackel« beleuchtet . . . .

*

Moriz Benedikt, Herausgeber der »Neuen Freien Presse«; — er ist der kenntnisreichste, begabteste und rechtschaffenste, man kann sagen: der Idealist unter den Pauschalienmännern Wiens. Was ich gegen ihn zu sagen habe, muss ich mir immer erpressen. Wer ihn kennt, muss ihm gut sein; denn es sind alle guten Keime in ihm. Gemüth, Fleiß, Fachkenntnisse — außerhalb des Handwerks auch Charakterstärke, Ehrgefühl und Überzeugungstreue sind theils ausgeprägt, theils andeutungsweise vorhanden. Eine liebenswürdige, ja charmante Art des Umgangs, die all die Klagen ge-

Digitized by Google

peinigter Redactionssclaven einfach unglaubhaft erscheinen lässt; man sieht es dem freundlichen, wenn auch nervös lebhaften und rasch entzündeten Manne nicht an, dass er sich in der Bureauluft so plötzlich zum harten Brotherrn und grausamen Selbstherrscher aller Reporter wandeln könne, dessen Berserkerwuth im Setzersaal oft die Lettern zusammenstürzen lässt.

Eher weist sein Stil auf solche Laune hin. Die Hast und Ungeduld dieser Schreibweise sind ja sprichwörtlich, und manches seiner Worte, das dem eiligen Bemühen, den Curszettel mit Romantik zu verbrämen, seine Entstehung dankt, hat Flügel bekommen. Von dem berühmt gewordenen einleitenden Satz: »Der Zinsfuß ist mit uns! — rufen wir mit Gottfried v. Bouillon« geht es in jagendem, stoßendem Tempo vorwärts, und die galoppierende Stilsucht zeitigt die köstlichsten Blüten. Während aber die Börse »Gott, wie poetisch!« ruft und in ästhetischer Verzückung Hausse ansagt, erkennen nüchterne Beurtheiler, dass hier Mangel an Concentration ein starkes, bildhafter Schilderung zuneigendes Können verdorben hat. Ihnen wird es auch erklärlich, wie das überschüssige Temperament, wenn es einmal keine Gelegenheit hatte, in stilistischen Effecten sich zu entladen, naturnothwendig zu redactionellen Explosionen führen muss.

Ich sagte schon, dass er besser sei, als die andern. Gewiss, er ist vor seinen meisten Standesgenossen ausgezeichnet durch einen wirklich ehrenwerten Neid gegen die Leute, welche noch Aussicht haben, einen unbemakelten Namen zu hinterlassen. Beruf und Gesellschaft haben ihn auf den schlechten Weg gebracht, im Vereine mit einer höchst gefährlichen Gabe, die mit seinem Idealismus zusammenhängt. Es ist die Gabe der Autosuggestion. Er lebt geradezu von der Autosuggestion. Denn wenn er seine erniedrigende Rolle im öffentlichen Leben erkennte, wie sie ist, wenn er das Maß seiner bürgerlichen Stellung nicht in den unterwürfigen Mienen etlicher Hofschranzen der Öffentlich-

Digitized by Google

keit suchte, die sein Vorzimmer belagern, wenn er die Entschuldigungen hörte, welche seine geachtetsten Mitarbeiter wegen der Benützung »des Sprachrohrs« austauschen — ich glaube, sein Ehrgefühl ließe ihn kaum eine »Börsenwoche« leben. Wenn Minister bei ihm Audienzen nehmen oder ihn empfangen, so spiegelt ihm sein selbstgefällig Wesen Unabhängigkeit oder Herrschaft vor, wo unbefangener Sinn nur Sclaverei auf Gegenseitigkeit fände. Wenn er behauptet, dass im spanisch-amerikanischen Krieg das einzige Bild wahren Heldenmuthes die Königin-Mutter Christine geboten habe, da sie mit ihrem Sohne vor den Cortes erschien, oder wenn er den Grafen Goluchowski, der einen Vorwand für Marinesport sucht, officiös beschwört, nach China zu gehen, so hindert ihn das nicht, sich ganz ehrlich für einen freien Publicisten zu halten.

Die fixe Idee von seiner Unabhängigkeit ist nur eine von den brauchbaren und bequemen Überzeugungen, welche er sich zu suggerieren verstanden hat, die aber immerhin wirkliche Überzeugungen geworden sind. Alle die volkswirtschaftlichen Glaubenssätze, deren Grundzug ausbeutungförderndes, veraltetes Manchesterthum ist und die trefflich zum Metier passen, gehören hieher. Einer der obersten dieser Grundsätze ist nun die Vermeidung staatlicher Bevormundung im Wirtschaftsleben, insbesondere die Beseitigung des Concessions- und Aufsichtssystems bei Actiengesellschaften. Aber so wenig Schwierigkeiten dies leichte Gepäck manchesterlicher Überzeugungen in der Regel macht, es gibt doch Momente, in welchen selbst eine solche Überzeugung unbequem zu werden vermag. So ein Moment kann z. B. kommen, wenn ein Minister Informationen oder Besseres bereithält, ihm die Hand drückt oder ihn vollends als wissenschaftliche Autorität im Wege einer Enquête, in absichtsvoller Weise um seine Meinung fragt. Ein Enquête-Mitglied, das einem freundlichen Minister widerspenstige Antwort ertheilte, ist an sich unerhört; um wieviel mehr, wenn solche Antwort

Digitized by Google

den guten Freunden, welche die Börse monopolisieren und die heute noch auf neuem freien Fuße sind, ungelegen wäre. Und so wird Benedikt, der Manchestermann, zum Anhänger von Staatsaufsicht und Regulativ, geradeso wie er sich, vom wissenschaftlichen Nimbus der Valutaregulierungs-Enquête umstrahlt, zur Überraschung seiner Anhänger mit Münzverschlechterung und leeren Versprechungen abfand und damit eine Wirtschaft herbeiführen half, welche sich den Volksgeldidealen des vielverhöhnten Professors Schlesinger wahrhaftig nähert.

Für all diese Wandlungen hat er sich die erforderlichen Überzeugungen suggeriert oder durch ministerielle Hypnose suggerieren lassen. Und als ich ihm jüngst das Spiegelbild seiner Haltung in der Actienregulativfrage vorhielt, schien er wie ein Nachtwandler zu erwachen und schrieb zum Schluss seiner Börsenwoche vom 30. April Worte, welche den Gehorsam gegen das Verbot der »Concordia«, die »Fackel« zu nennen, mit dem Bestreben, sich zu verantworten, seltsam vereinigten. Eine Regung, die — gerechterweise muss man es zugeben — dafür zu sprechen scheint, dass er bei der Präparierung der Gemüther für die Regulativexportpanzerschiffchinagründungsschwindelära — ein Wort, das ich Herrn Mark Twain zuliebe ersonnen — diesmal keinem überlegten Plane, sondern bloß seinen ausbeutungsfreundlichen Instincten folgt.

Die wichtigsten der sonst bei ihm vorkommenden Cursvariationen zeigt u. s. w., u. s. w.

Digitized by Google

Das Amtsblatt der »Wiener Zeitung« vom 2., 3. und 4. Juli 1896 verlautbart, dass mit Bescheid des k. k. Landesgerichtes Wien vom 23. Juni 1896, Z. 51949, die Vormundschaft über den am 13. Juli 1896 volljährig werdenden Oscar Friedmann wegen gerichtlich erhobenen Schwachsinns auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.

*

Am 3. October 1898 schreitet Oscar Friedmann bei dem Bezirksgerichte Neubau um Aufhebung der verlängerten Vormundschaft ein.

*

Am 22. April 1899 äußern sich der als Personalvormund bestellte Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Alfred Schmidt und die Curatoren Dr. Max Neuda und Dr. Emil Kohn über dieses Gesuch in zweifelndem Sinne, worauf das Bezirksgericht Neubau die neuerliche Untersuchung des Geisteszustandes Friedmanns durch die Gerichtsärzte Prof. Dr. Fritsch und Dr. Hoevel verfügt und eine Tagsatzung zu diesem Ende für den 24. Mai 1899, 11 Uhr Vormittags, Abtheil. I, Zimmer Nr. 6, anordnet.

*

Am 2. Mai verlautbart der Theaterzettel des Carltheaters:

Das Dreieck.
Lustspiel in drei Acten von Oscar Friedmann.

*

Die Zusammenstellung obiger Thatsachen und Kundmachungen gestattet dem Theaterpublicum einen Einblick in das hässlichste Capitel, das die Geschichte unseres literarischen Cliquenthums aufzuweisen hat. Ich weise den Verdacht von mir, als ob es mir darum zu thun wäre, ein der psychiatrischen Controle unterstelltes Menschenkind dem öffentlichen Gespötte preiszugeben; auch der Verfasser des »Dreieck« darf wie jeder, der von gerichtswegen des freien Verfügungsrechtes beraubt ist, meines schonungsvollen Mitleids versichert sein. Weit entfernt bin ich, dem Ereignisse,

Digitized by Google

das sich am 2. Mai im Carltheater vollzog, auch nur zwei Zeilen theaterkritischer Erwägung zu widmen, und ich hätte jenes, das sich am 23. Juni 1896 im Landesgerichte Wien abspielte, mit keinem Worte gestreift, wenn nicht beide zusammen mir einen so drastischen Beleg für die Erbärmlichkeit unseres Theatergetriebes an die Hand geliefert hätten. Wenn heute einige sonst der Clique bedingungslos ergebene Recensenten Herrn Friedmann angreifen und in ihrer Weise gegen den groben Unfug protestieren, den sich neulich das Carltheater mit seinem Publicum erlaubt hat, so mag die späte Entrüstung dem Eingeweihten ein Lächeln abgewinnen. Es gehört fürwahr ein trauriger Muth dazu, den armen Herrn Friedmann für seine täppische Freude an sexuellen Erörterungen oder für die scenische Unbeholfenheit, mit der er dergleichen auf dem Theater behandelt, verantwortlich zu machen. Auf der Bühne des Herrn v. Jauner ward in beziehungsreicher Weise von den »feschen Mädeln« gesprochen, die »der Jauner heuer engagiert« habe, und alles fühlte, dass sich hier schon etwas wie die Prostitution der Prostitution vorbereite. Das Publicum mochte mit Recht ob der plumpen Äußerungen erotischer Gier aufgebracht sein, und da es die Zusammenhänge nicht kannte, seinen Unwillen den bedauernswerten Verfasser fühlen lassen; der Curator hatte sich dem Proteste der Wiener Dramatiker gegen den Hervorruf nicht angeschlossen, und Herr Friedmann erschien vor dem Vorhang. Die Empörung hat sich in der Adresse geirrt; nicht ihn, der bleich und zitternd linkische Verbeugungen machte, — seine gewissenlosen Protectoren hätte das Publicum auszischen sollen, die den Kranken erst den Aufregungen einer Première ausgesetzt hatten und nun im Mittelgange rasch noch zwischen den Vertretern der Journalistik Stimmung zu machen suchten.

Die Herren Bahr, Bauer und Karlweiß haben in den Jahren, da sie die Hand auf den Wiener Bühnen halten, manche klägliche Impotenz, die liebedienerisch

Digitized by Google

sich ihnen attachiert hatte, in die Literatur gepresst und zur Höhe eines Premièrenerfolges emporgestapelt. Diesmal gelüstete es sie, mehr zu wagen. Die römischen Imperatoren der Decadenceepoche warfen gefesselte Christenmädchen wilden Thieren vor oder ließen sie als lebende Fackeln ihren Wollustmählern leuchten und fröhnten ihrem Machtkitzel in den ausgesuchtesten Grausamkeiten; unsere Bühnengewaltigen, ihrer Notizenprätorianergarde sicher, vermaßen sich, einen Schwachsinnigen dem Theaterpublicum vorzuführen. Der ewiglächelnde Herr Karlweiß, der mit seltenem Raffinement sich in die Alluren des harmlosen Urwieners hineingelebt hat, er thronte heute in seiner Loge und weidete sich mit perversem Behagen an der Hilflosigkeit, welche der junge Mann dort zur Schau trug, da er der entfesselten Wuth des Publicums ausgeliefert war .... Indes bearbeitete Herr Bahr die Kritiker, setzte es thatsächlich bei Herrn Herzl durch, dass am andern Tag in unserem Weltblatt der nur von Gerichtsärzten ernst genommene Autor »ein Talent, das noch der Klärung bedarf« genannt wurde, und erreichte es, dass in einem andern Blatte, neben einer heftigen Abfertigung von Ibsens »Stützen der Gesellschaft« ein volles Lob des Friedmann'schen »Dreieck« zu lesen war.

Während die Journalisten in Wonne schwammen und der für den »Berliner Börsencourier« correspondierende Kunstkenner Löwy sich bereits ein begeistertes Telegramm zurechtlegte, machten die im Saale verstreuten Curatoren und Sachverständigen angesichts des 24. Mai-Termins bedenkliche Gesichter und schienen einander zu bedeuten, dass, falls die Direction durch höheren Druck gezwungen sein sollte, das Stück auf dem Repertoire zu belassen, es zwar ein paarmal bei aufgehobenem Abonnement, nimmer aber bei aufgehobener Curatel in Scene gehen könnte ....

Was das Anwidernde dieses seltsamen Theaterabends ausgemacht hat, war die bedenkenlose Freimüthigkeit, mit der hier literarische Großgönner einem

Digitized by Google

Unmündigen seine stammelnde Gemeinheit an öffentlichem Orte zu entleeren erlaubten; und wenn es Ein Moment gibt, das für die — Abschaffung der Polizeicensur spricht, so mag es ihre Gleichgiltigkeit diesem Treiben gegenüber sein, welches sie ruhig duldet, nachdem sie vorerst durch »Streichungen« dem erklärten Schwachkopf eine Märtyrerkrone aufgesetzt hat.

Solange Herr Friedmann in engeren Kreisen missbraucht wurde, solange er, glückselig in der Nähe jedes Statisten, sein Theaterinteresse mit allerlei erniedrigenden Foppereien, deren Opfer er ward, büßen musste, solange blieb das eine Art Kurzweil, die höchstens seine Verwandten angieng. Der Menschenfreund mochte sich ins Mittel legen, wenn Provinzschauspieler, zu banalen Folterspässen aufgelegt, den linkischen Mann einen Kaffeehaustisch besteigen hießen und ihm befahlen, mit einem Spazierstock längere Zeit einen schweren Teller an den Plafond zu halten. Bedenklich erst wurde die Sache, als Herr Julius Bauer, geschmeichelt durch die Höflichkeit des jungen Mannes, der plötzlich ein paar Verse aus dem »armen Jonathan« vor ihm aufsagte, sich für ihn zu interessieren begann; er war überrascht von der kräftigen Lache, über die der homo novus — eine prächtige Acquisition für den Tisch der Humorsclaven — verfügte und protegierte ihn für die Literatur. Allmählich gieng Herr Friedmann in die Hände Hermann Bahrs über, der einen so treuen Nachhausebegleiter in ihm entdeckte, dass er ihn bald dem muntern Freunde Karlweiß zu allfälliger dramatischer Hauscorrectur übergeben konnte. So ward Herr Friedmann »gemacht« und die Wiener Öffentlichkeit um einen neuen Typus bereichert — den »dummen Kerl von Jungwien« . . . .

Am vierundzwanzigsten Mai ist Tagfahrt, und da wird überprüft werden, was sich am zweiten im Carltheater begeben hat. Leider wird es ein gerichtliches Nachspiel sein, das nur den armen Oscar Friedmann treffen wird, nicht die frevlen Förderer, die ihr Spiel

Digitized by Google

mit ihm getrieben und das Theatergewerbe so entsetzlich erniedert haben. Friedmann wird nach wie vor der einzige Wiener Schriftsteller bleiben, bei dem der Schwachsinn gerichtlich erhoben ist.

* * *

Concordiabankettbericht.

Um Herrn Edgar v. Spiegl für die dritte Nummer der »Fackel« theilweise zu entschädigen, erinnerten sich die Herren von der »Concordia«, dass ihr Präsident 60 Jahre alt geworden sei, und luden ihn zu einem Bankett. »Anwesend waren u. a.« ein paar Journalisten. Zwei Redacteure der »Neuen Freien Presse«, die auch an der Tafel gesessen und in allen anderen Blättern genannt waren, schämten sich nachträglich und ließen in der Notiz, die die »Neue Freie Presse« brachte, ihre Namen verschweigen.

Der Bericht, den die Herren selbst erscheinen ließen, lautete natürlich wesentlich anders als der, den einige unter ihnen mir anonym ins Haus schickten. Ich kann also aus bester Quelle berichten, dass die Sache nicht besonders amüsant verlief und dass eine drückende Nachdenklichkeit sich schon nach der ersten Strophe des Bauer'schen Tischgesanges aller Theilnehmer bemächtigte. Zwischen jedem Gange wurde meine Wenigkeit verspeist, und auch das Bänkel, das von Herrn Julius Bauer beigestellt und von dem unvermeidlichen Herrn Udel vorgetragen ward, hat durchaus mir gegolten. Gerne will ich meine Leser damit verschonen, und begnüge mich, als den tiefsten Gedanken, den es enthält, die folgende neckische Charakteristik des Herrn v. Spiegl zu citieren: »Er ist ein Taschenspiegel für die »Concordia«, hinten voll Quecksilber, vorne hat er den besten Schliff.« Ich nehme an, dass dies Herrn v. Spiegl für die Unbilden, die seine quecksilberne Partie jüngst durch mich erfuhr, überreichlich entschädigt hat. Herrn Bauer will ich verrathen, dass sich über meine Klarlegung seines Treibens in der ersten Nummer der »Fackel« kein Mensch in Wien so sehr gefreut hat, wie — Herr Edgar v. Spiegl. Mich konnte der propagandistische Eifer, den dieser Herr damals für mein Blatt — natürlich jedem gegenüber »unter strengster Discretion« — entfaltete, nicht davon abhalten, auch über ihn die Wahrheit zu sagen. Herr Bauer aber hätte, wäre er rechtzeitig von der Gesinnung des Herrn v. Spiegl in Kenntnis gesetzt worden, es sich wohl vergehen lassen, ihn anzubänkeln.

Digitized by Google

Sonst hat das Bankett eine biedere Gesellschaft in heiterer Verträglichkeit gezeigt; ich freue mich, dass die Herren, ob sie nun über den Dramatiker Philipp Haas zu schreiben haben oder ob sie gegen mich etwas vorbringen wollen, immerdar zu essen bekommen. Einen Misston brachte nur der Toast, den Herr Chiavacci auf den gefeierten Präsidenten hielt. Es berührte peinlich und wie ein Kunstfehler in dem sonst tadellosen Ensemble, den liebenswürdigen Mann den düstersten Schmöcken zutrinken zu sehen. Hier sollte, wenn schon nicht »eine Würde, eine Höhe«, so doch jedenfalls Echtheit und Begabung die Vertraulichkeit mit der journalistischen Sippe entfernen.

Das Fest endete damit, dass einige Mitglieder der »Concordia«, die eben noch retten wollten, was zu retten ist, den Jubilar in eine Nische zogen und ihm das ehrenwörtliche Versprechen abnahmen, sich nie wieder von der Fürstin Metternich öffentlich »Feldmarschall« nennen zu lassen. Diese ungewöhnliche Härte gegen den »verdienten Präsidenten« wird ihren Stachel gegen die Herren selbst kehren. Es ist lächerlich, Herrn v. Spiegl seiner einzigen Würde und jener, der doch die »Concordia« so viel verdankt, mit einemmal entkleiden zu wollen. Wenn sie in literarischem Stolze ihm die Thätigkeit an der Seite der Fürstin Metternich verbieten, so bleibt von ihm nichts übrig, als ein Präsident der »Concordia«, der nicht schreiben kann . . . .

In gedrückter Stimmung war man gekommen und verdrießlich schied man. Herr Bauer hatte wie der umgekehrte Banquo in dieser Tafelrunde gewirkt; leibhaftig stand er da und nahm die Stelle des abwesenden Geistes ein. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, und zum Schluss kam gelegentlich der harten Worte, die Herr v. Spiegl hören musste, — der »Mantel christlicher Nächstenliebe« abhanden, den ich kürzlich noch an der »Concordia« bewundert habe. Er war allerdings bei Rothberger angefertigt und hatte nur einen geringen Wert.

* * *

[Personalnachrichten.] Die diesjährige Arbeiter-Maifeier war die erste, an der Herr Dr. Josef Kaizl nicht theilgenommen, die kürzlich abgehaltene Hofjagd die erste, an der er theilgenommen hat. — Das unglaubliche Gerücht bestätigt sich: der Statthalter von Niederösterreich, Graf Erich Kielmansegg, nimmt bei Herrn Kornau Unterricht im Coupletvortrag. — Herr Bahr ist von seiner »Zweiten Italienischen Reise« zurückgekehrt.

* * *

Digitized by Google

Herr *Richard Wengraf* sendet mir den folgenden Epilog zur »Saison«:

Jourbesuch.

Die Thür geht auf; in den hellen Schein
Des Glühlampenlusters tret' ich ein:
Flüstern und Flirten, Gebrumm und Gesumm —
Schon kommt die Hausfrau und führt mich herum.
»Sie kommen sehr spät!«
»Ja, gnädige Frau,
Ich konnte — ich wollte . . .«
»Herr Wengraf«
»Blau!«
»Fräulein Fischl und Pollak, Herr Doctor Kohn,
Fräulein Blum —«
»Ich glaube, wir kennen uns schon
— Unsicher bin ich —: von Bällen — vom Eis.«
»Ja, vorigen Winter, gewiss, ich weiß.«
Das Stubenmädel bringt Brödchen und Thee —
Zum drittenmal heute! mir wird ganz weh.
Die Schale in Händen, so werd' ich jetzt
Auf den Stuhl neben Fräulein Blum gesetzt.
Und ich beginne mit ernstem Gesicht:
»Ich glaub', diesen Winter friert es nicht.«
»Sie glauben? Schrecklich! ich kann's kaum erwarten,
Zu was nehmen wir unsere Eislaufkarten?«
»Fräulein, Sie dürfen das Wetter nicht tadeln,
Sie konnten dafür im December noch radeln.«
»Radeln? ich? Ich bitt' Sie, mein Vater
Ist so dagegen!«
»Aber im Prater
Kann dieser Sport doch nicht unpassend sein.«
»Mit wem soll ich fahren? Ein Mädchen allein!
Sagen Sie das einmal dem Papa!
Der spricht so wie so voll Ärger und Hohn
Über die Frauenemancipation.«
— — Gott sei's gelobt, nun sind wir da!
Kaum denk' ich mir's und schon sagt sie:

Digitized by Google

»Höchstens die Damenakademie
Erlaubt der Papa, und das nicht gern.«
Ich höre noch zu — doch ganz von fern.
Von der französischen Revolution,
Von Gerhart Hauptmann, der Secession,
Von Wagner und Nietzsche, von Marx und Lassalle
Dringt an mein Ohr nur ein schwacher Schall.
Auch andere reden: die Tochter vom Haus
Packt das letzte »Philharmonische« aus
Und gleich darauf den verflossenen Jour.
Ich sage manches — und seh' auf die Uhr:
»Pardon, meine Damen, es ist halb acht.«
»Sie geh'n schon?«
»Gnädige Frau verzeih'n,
Ich sollte schon längst in der Oper sein.«
»Also nächstens auf länger!«
»Gewiss — gute Nacht!«
Ein Händeschütteln im Kreis herum
Und wieder Geflüster, Geschwätz und Gesumm . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Am nächsten Morgen — ich lag noch im Bett —
Brachte der Bote ein kleines Billet:
Die Hülle zerriss ich mit hastiger Hand:
Ein Karte. Von wem?
— — Auf der Karte stand:
Familie Blum, Vater, Mutter und Kind,
»Jeden dritten Sonntag« zuhause sind.

* * *

Sehr geehrter Herr!

Da Sie es sich zur Aufgabe gemacht haben, den anmaßenden Cliquengeist aus allen Winkeln der Öffentlichkeit aufzustöbern, werden Sie vielleicht für die folgende Beschwerde ein wenig Interesse und Raum übrig haben.*)

*) Der Name der Einsenderin ist dem Herausgeber bekannt; er hat, vorurtheilslos, ihren heftigen Vorwürfen ebenso gerne Raum gegeben, als er bereit ist, im nächsten Hefte die eventuelle Erwiderung einer der allgemeinen österreichischen Frauen zu veröffentlichen.

Digitized by Google

Ich ward einmal — und ich werde den Anlass nennen — von der Präsidentin des »Allgemeinen österreichischen Frauenvereines« ausdrücklich ersucht, »mich nicht mehr für den Verein zu verwenden«. Das war also klar. Und wenn ich mich heute neuerdings mit diesem Wirkungskreis der Frauen befasse, so geschieht es nicht für den Verein. Möge mir also das Fräulein Präsidentin verzeihen — ich habe ihre mütterliche Warnung nicht vergessen.

Ich will nur einige Erfahrungen aus diesem die Frauenbewegung Wiens, Österreichs repräsentierenden Vereinsleben einem Publicum zur Verfügung stellen, das selten oder nie in die Lage kommt, sie unter moralischen Rippenstößen selbst zu sammeln.

Als der Verein seine constituierende Versammlung veranstaltete, da stellte ein Weib aus der Classe der Enterbten die Frage, ob auch Arbeiterinnen in den Verein aufgenommen würden, und die schlagfertige damalige Vorsitzende gab mit Pathos und in Pose die Antwort: »Unser Verein heißt allgemeiner österreichischer Frauenverein!«

*

In traulicher Comitésitzung ward bald darauf beschlossen, einer socialdemokratischen Rednerin die Aufnahme zu verweigern.

*

Die schlagfertige Vorsitzende von damals ist längst aus dem Vorstand hinausgeekelt worden, ebenso eine zweite sehr tüchtige Arbeitskraft. Nun blüht auch hier in Frieden und innerer Eintracht — die Clique.

In traulicher Comitésitzung — ich sage das schon zum zweitenmale? — oh, sie finden sehr oft statt! — also in traulicher Comitésitzung werden die Rollen für die Discussionen vertheilt, denn eine freie, fröhliche Debatte ist sehr nützlich. Wie schlagfertig doch dieser oder jener geistreiche Einwand zurückgewiesen ward! Ein unerwarteter Gast in der Debatte bringt so wie ein unerwarteter Gast zu Tische — wir sind ja doch unter Hausfrauen — Verlegenheit hervor. Eine junge Dame (ich kann mit Namen dienen) die Ähnliches arglos versuchte, machte sich sofort missliebig und ward im engeren Kreise, ach!, für einen »vorlauten Schnabel« erklärt.

Und ich wunderte mich, dass sich unter den Mitgliedern noch einige fänden, die etwas Anderes thäten, als den Beitrag schuldig bleiben und Bücher entlehnen. Ich selbst war nie Mitglied dieses Vereines;

Digitized by Google

anfangs war ich statutenmäßig zu jung, und später — ich weiß nicht, war es das Alter, das mich ausnahmsweise geschützt hat, oder der erhöhte Beitrag — kurz, ich bin's noch immer nicht. Daher meine Beobachtungen aus der Vogelperspective. Doch hatte ich Beziehungen zu dem Vorstande, da ich anfangs glaubte, meine Kräfte der guten Sache zu widmen, wenn ich sie im Centrum der Bewegung verwertete — daher meine Kenntnis des »Hinter den Coulissen«.

*

Es war einmal eine sehr gut besuchte Versammlung der »Fabier« im Ronachersaal, und die Anwesenheit eines so zahlreichen und so gewählten Publicums benutzte das ebenfalls anwesende Comité des Frauenvereines geschickt zur Propaganda für eine andere, eine Frauenversammlung, die demnächst stattfinden sollte, eine »ernste, dringende« Sache zur Tagesordnung hatte und bei der jede selbstständig denkende, vorgeschrittene Frau erscheinen sollte.

So wurden also Einladungen ausgetheilt, und eine Kameradin und ich übernahmen dies Amt mit Vergnügen.

Und auf jeder Einladung stand es mit Tinte unter der Tagesordnung geschrieben: »Mark Twain hat sein Erscheinen zugesagt.«

Damals hielt ich noch so viel von dem Vereine, dass ich dieses Mittel etwas »schofel« fand, und — ja, ja, pater peccavi — dies dem Fräulein Präsidentin auch erklärte.

Daraufhin stellte sie an mich das eingangs erwähnte Ersuchen. Dies vollzog sich in der Garderobe des Ronachersaales; nur damit man nicht denke: »in traulicher Comitésitzung« . . . .

Mit solchen, die Frauen und Mädchen, die man heranziehen will, beleidigenden Mitteln wird in Wien »bürgerliche Frauenbewegung« gemacht, sogar lächerlich gemacht von — ja, natürlich von einer Clique.

*

So sind denn bis heute Armuthszeugnisse die wichtigsten »Documente der Frauen« geblieben.

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Ihr Schreiben ist wieder klug und liebenswürdig; ich beginne an der Institutsvorsteherin, die hinter Ihrem Rücken stehen soll, zu zweifeln. Sie wollen nicht zu den Mädchen gehören, »die, freigebig und wahllos in ihrem Enthusiasmus, u. a. anwesend sind, wenn man Frau Palmay die Pferde ausspannt, die es mit ihren literarischen Grundsätzen sehr wohl vereinbar finden, Heyse um ein Bild und Hauptmann um ein Autogramm zu bitten, die Perosi andächtig schwärmerische Briefe schreiben und mit Bruno Wille womöglich den Märtyrertod sterben möchten«. Recht so! Treffend ist, was Sie über den Feuilletontheil der »Neuen Freien Presse« sagen: »Wir sind ja nicht verwöhnt. Dass aber an solcher Stelle, und von Herrn Herzl, für den Besuch der Bischari-Colonie Reclame gemacht würde, hätte ich denn doch nicht erwartet. Mag sein, dass meine Empfindung kindisch ist: Ich finde es geradezu schamlos und empörend, Menschen zur Schau zu stellen und gegen Entgelt zur Preisgebung und Verzerrung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten zu verhalten; und das alles nur, um dem Wissensdurste »bequemer Forscher« entgegenzukommen und deren »ethnographische Theilnahme« zu befriedigen. Das sind die Herren, die, um ihre eigene Volkheit so besorgt, fremde Nationalität so wenig zu achten wissen! Herr Herzl thut sich offenbar etwas zugute darauf, dass er eine solche »Gelegenheit, primitive Völker im Urzustande kennen zu lernen«, nicht ungenutzt lässt. Er ist auch kein müssiger Gaffer oder gedankenloser Zuschauer bei derartigen Productionen; nein, ihn regen solche Schauspiele zu ernsten Betrachtungen, wissenschaftlichen Schlüssen an, mit denen eine naive Freude an Strampeln, Heulen, Herausstürzen seltsam contrastiert. Die betreffende Stelle stammt vielleicht gar aus der Feder seines Töchterchens, von dessen schönen Fortschritten im Schreiben Herr Herzl neulich so ausführlich berichtet hat. — — — »Die kleineren Menschenfresser der Literatur« gelten wohl Ihnen. Im Grunde ein recht nettes Geständnis der so übel zugerichteten Herren.« — — — — Ob Herr Herzl mich mit einem Bischari vergleichen wollte, weiß ich nicht; möglich ist es immerhin, dass ihm nichts Witzigeres einfiel. Sein Interesse für die Pratercolonie ist leicht erklärlich; er ist ja fest entschlossen, demnächst Europäer am Fuße des Libanon auszustellen. Nochmals herzlichen Dank und — seien Sie nicht zu stolz auf eine »ehrliche Anonymität«, der Sie es zuzuschreiben haben, wenn Sie heute trotz Ihrem Sträuben zu meiner Mitarbeiterin geworden sind.

N. Sie schreiben: »Eine Venus ist deshalb noch kein Talent«. Das ist ein Axiom, das jeder bedingungslos hinnehmen muss. Nur den Verdächtigungen möchte ich widersprechen, die Sie daran zu knüpfen sich erlauben. So kann nur eine geärgerte Collegin schreiben, die sich vermuthlich mehr über die andere unbestreitbare Wahrheit kränkt, dass nämlich »keine Venus deshalb auch noch kein Talent« ist. Ich will Ihnen also rasch mittheilen, dass einst ein sicheres Fräulein Wolter

Digitized by Google

Solodame am Carltheater war und dass der Blick der Leute nur an ihrer bekannten Schönheit haften blieb. »So schön und so talentlos!« riefen damals alle Theatersachverständigen ... Noch eines ersuche ich Sie und die Leute Ihresgleichen zur Kenntnis zu nehmen: die Dame, der Ihre ganze Missgunst gilt nnd mit deren Lob ich nach Ihrer Meinung ein Unrecht an der Theatermenschheit begangen habe, kenne ich nicht persönlich und habe nie mit ihr ein Wort gesprochen. Sonst bin ich mit einer Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen persönlich bekannt, was aber die Unabhängigkeit meines Urtheils nie tangiert hat. Man müsste in Wolkenkuckucksheim leben, wollte man sich kritisch nur mit Leuten befassen, mit denen man nie zusammentrifft. Freilich wäre es am unverdächtigsten, die Nummern der »Fackel« mit Polemiken gegen unbekannte, wenn auch tobsüchtige Briefschreiber auszufüllen; aber auf die Dauer würde dies den Leser nicht minder als den Herausgeber ermüden.

Cordelia. Lieben Sie und — schweigen Sie!

Robert. Sie verlangen entschieden zu viel — und in einem Tone, als ob Sie meine Weltanschauung pfänden wollten. Was in der »Krone für Zion« gegen die Bewegung und ihre Führer gesagt ist, muss Ihnen vorläufig genügen. Es ist eben meine Sachlichkeit; das scurrile Gehaben gewisser Vorkämpfer bedarf keiner andern Behandlung. Auf Details werde ich gewiss oft noch zurückkommen; aber Sie werden mich doch nicht auf Herausgabe einer zweiten Broschüre, in der ich »alle meine Gründe gegen den Zionismus« darlege, klagen wollen?

L. Relieff. Vielen Dank. Wie kann man nur 16 Seiten mit Ungerechtigkeit füllen?! Die zahlreichen guten Einfälle haben mich theilweise entschädigt.

Ein mir Geneigter. Ich bitte mich zu verschonen.

A. J. G. Vielen Dank für Ihr freundliches Interesse.

R. B. Ist das scherzhaft gemeint?

Ignorant. Gewiss, mein Herr, der Satzbau ist »correct«. Sie sehen, ich, verstockter Sünder, halte alles aufrecht. Dem von den Klarheiten des Reporterdeutsch verwöhnten Ohr mochte der Satz allerdings nicht klingen. Ich wusste die Sache nicht bildhafter, conciser und sprachreiner auszudrücken. Aber warum sind Sie in der Wahl Ihres Pseudonyms so grausam gegen sich selbst? Sie ersparen mir so die passendste Kritik Ihrer Bedenken.

Austro-Americanus I. } Gleichzeitig eingelangt. { Sie überschätzen Mark Twain.
Austro-Americanus II. } { Sie unterschätzen Mark Twain.

M. R. Gerne nehme ich zur Kenntnis, dass Herr v. Taussig die Generalversammlung der österr.-ungar. Staatseisenbahngesellschaft auch im »Kikeriki« annoncieren lässt. Dazu würde eine Illustration sehr hübsch passen, aber einer solchen hat Herr v. Taussig eben durch das Inserat ein- für allemal vorgebeugt.

Digitized by Google

J. L. Bielitz. 1., 2., 3., 4: Nein.

Alpha. Sie schreiben: »Ein Wiener Bankdirector hat sich über Ihre Abfertigung des Romans »Götzendienst« wörtlich geäußert: Recht geschieht's dem Dessauer. Immer will er sich auf den Cateau (spr. Cató) hinausspielen. Was heißt das? Entweder man ist ein Bankdirector oder man ist keiner; Aut Caesar aut nihil . . . .«

T., Prag. Nein, der normale Umfang der »Fackel« ist nicht 32, sondern, wie seit Beginn ausdrücklich auf der 2. Umschlagseite vermerkt ist, 16—24 Seiten. Stoffliche Überfülle kann mich zu willkürlicher Verstärkung des Blattes veranlassen.

Alle Verfasser anonymer Briefe und solche, welche es werden wollen, sind hiemit gebeten, sich in Hinkunft auf kurze Mittheilungen zu beschränken.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DIE DEMOLIRTE LITERATUR.

VON

KARL KRAUS.

MIT EINEM TITELBILD VON HANS SCHLIESSMANN.

Dritte Auflage. Preis 40 kr., portofrei 45 kr.

EINE KRONE FÜR ZION.

SATIRISCHE STREITSCHRIFT

GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.

VON

KARL KRAUS.

Zweite Auflage. Preis 40 kr., portofrei 45 kr.

Die beste Empfehlung des Büchleins liegt von Seite der zionistischen Presse vor, die es beschimpft, und von Seite der liberalen, die es todtgeschwiegen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 5 WIEN, MITTE MAI 1899

Wie meinen Lesern bereits bekannt sein dürfte, wurde ich in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. überfallen und blutig geschlagen.

Solches geschah mir für einen Artikel, den ich geschrieben hatte, um an einem abnormen Einzelfall die fast groteske Verkommenheit unserer Theaterzustände aufzuzeigen. Seitdem ich mir in freier Selbstbestimmung — ich möchte sagen: Selbstverdammung — den undankbaren Beruf erwählt, als Rächer des wehrlosen und an jedem Tage insultierten Geschmackes der Wiener Öffentlichkeit einer von ihrer Allmacht trunkenen Clique die Wahrheit zu sagen, ist kein so rein sachlicher Artikel aus meiner Feder geflossen. Mit keinem glaubte ich so sehr dem allgemeinen Interesse zu dienen, in keinem war ich so peinlich bemüht, die Persönlichkeit, die durch ein theatralisches Wagnis der kritischen Behandlung überliefert wurde, von den grauenerregenden Zuständen, die solches ermöglicht, zu trennen.

Ich habe nur dem Entsetzen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, Ausdruck gegeben und dem Unwillen des Publicums, der in den Tageszeitungen kein Echo mehr findet. Was uns ein erstes Wiener Theater zuzumuthen wagte, hat in diesem Blatte eine Charakteristik erfahren, die über das Maß des Erlaubten

Digitized by Google

in keinem Satze hinausgeht. Ich bedauere es, wenn die Zusammenstellung der Acten über gerichtlich erhobenen Schwachsinn und eines Theaterzettels drastisch und wie schneidender Hohn klingt, aber ich habe den von einer dreisten Clique Genarrten nicht für seine Thaten verantwortlich gemacht. Kein Wort ist zur Aufdeckung des Treibens dieser von den »Concordia«-Blättern gehegten Bande verschwendet, und ich gelobe es, dass ich mich durch die körperliche Revanche, die mir widerfahren, in der ferneren Bekämpfung eines das arme Geistesleben unserer Stadt und unseres Landes erdrückenden Journalistenringes nicht beirren lassen werde.

Für das, was ich ohne Rancune und ohne Nebenabsichten, bloß mit der Sprache der Erbitterung seit ein paar Wochen an dieser Stelle sage, hat Wiens Geistigkeit sich nicht anders zu rächen gewusst, als durch den verteufelt schlauen Einfall, dass sie mir drei Blutbeulen beibringen, die Lippen zerkratzen und mein Auge gefährden ließ. Wieder trifft — wie im Falle jener Theaterpremière — die öffentliche Entrüstung nicht den armen Missbrauchten, der vom Claqueur zum Bravo sich erniedern ließ, sondern seine Hintermänner. Was sie gethan oder veranlasst, harrt der gerichtlichen Überprüfung. Darum muss ich mir heute eine eingehendere Besprechung des Falles und seiner fünf bis sieben Begleitumstände versagen. Die Leser werden sich damit begnügen müssen, vorerst aus den entstellten Gerichtssaalberichten der Tagesblätter manches Detail zu erfahren; ich selbst werde wohl bald in der Lage sein, mit der Geheimgeschichte des Überfalls und zugleich auch mit einer Besprechung der Stellungnahme, die einem Theil der Wiener Presse beliebte, zu dienen.

Digitized by Google

Die Herren, die im Executor ihrer Wünsche Schwachsinn und Körperkraft glücklich gepaart fanden, haben nichts erreicht, als dass mein Kampf diesmal um ein paar Tage später, als kalendarisch in Ordnung wäre, fortgesetzt wird. Meine Leser verzeihen mir die kleine Unregelmäßigkeit. Nichts ist geschehen, als dass mir in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. ein Ziegelstein den Kopf streifte. Sollte er mir nächstens den Arm verstümmeln, so bleibt mir noch ein Mund, »auszusprechen, was ist,« laut zu sagen, dass die Versippung zwischen Theater und Presse bald zum Ruin beider Institutionen führen muss, und die Führerschaft, die sich die Herren Bahr und Bauer angemaßt, zu verfluchen.

ICH UND DIE »NEUE FREIE PRESSE«.

Ein Process, den kürzlich der Verleger meiner Zionssatire gegen die »Neue Freie Presse« vor dem Handelsgerichte geführt und in erster Instanz verloren hat, schafft mir die Gelegenheit, manches zu sagen, was früher oder später zur endgiltigen Absteckung der Distanz zwischen mir und der liberalen »Futterkrippe« hätte gesagt werden müssen. Dass ich zu ihr nicht zugelassen wurde und nur einem planlosen Rachebedürfnis zuliebe mir mein eigenes Blatt begründet habe, wird seit dem Erscheinen der ersten »Fackel« da und dorten positiv behauptet oder mindestens in Form höhnischer Anspielung unter die Leute getragen. Wo Verkleinerungssucht allein nichts ausrichten kann, macht sie bei der Dummheit

Digitized by Google

eine Anleihe und verbreitet aufs Gerathewohl, mein Kampf gegen die journalistische Verseuchung des Theaters, mein Protest gegen die Gewaltherrschaft, die eine witzhaschende Winzigkeit wie Herr Julius Bauer im Reiche der Wiener Geister aufgerichtet hat, kurzum die ganze Art meines Auftretens sei einfach aus meinem Ärger zu erklären, dass ich mit dem — »Extrablatt« »schlechte Erfahrungen gemacht« habe.

Bisher hatte mir immer nur das Gerücht geschmeichelt, ich sei nicht in den Redactionsverband der »Neuen Freien Presse« aufgenommen worden, und siehe da, nun erfahre ich zu meinem Entsetzen, dass es eigentlich das »Illustr. Wr. Extrablatt« ist, dessen Redactionsthüren meinem streberhaften Ehrgeize sich verschlossen zeigten. Was nützt jetzt alle Versicherung, dass ich mit diesem Blatte nie in meinem Leben andere »schlechte Erfahrungen« gemacht habe als die, welche jeder Zeitungsleser im Kaffeehause mit ihm macht, wenn der Marqueur es just auf den Tisch wirft? Lasst mich nachdenken: — Ist es nicht auch möglich, dass mir einmal die Aufnahme in das Ballcomité der »Concordia« verweigert worden ist? Vielleicht erinnere ich mich nur nicht .... Immerhin steht fest, dass ich mich hinter meinem Rücken bemüht habe, in irgendein Wiener Zeitungsbureau zu gelangen: »so schreibt nur einer«, den Herr Stern, Herr Löwy oder Herr Buchbinder lange Zeit unterdrückt hielt und dem von den Theatern alle Freikarten vorenthalten wurden, die jene Herren, seitdem sie nicht schreiben können, bekommen haben.

Ich kann mir heute nach all den Nachrichten, die mir über meine literarischen Anfänge zugekommen sind, so recht ein Bild von mir machen. Da stand ich, froher Hoffnung voll, im Mittelgange des Volkstheaterparkets, mein Auge erglänzte, meine Pulse flogen, und ich lauschte der Weisheit, die von den Lippen Landesbergs strömte und allen Wissenden zu sagen schien: das Stück geht sechsmal .... Zu Füßen Fischls bin ich gesessen, habe lernbegierig die Kunde, die Erfahrung

Digitized by Google

bot, in mich gesogen und wohl auch von einer schönen Doppelstellung dereinst — Tantièmenmann und Theaterrichter zugleich — in den Tagen argloser Jugend geträumt. Und dann . . . mit einemmal hinausgestoßen, vielleicht wegen einer unbedachten Äußerung, vielleicht weil ich auf einem Clubkränzchen der Tochter eines Localredacteurs auf den Fuß trat, geächtet; schwermüthig, wie der Dänenprinz, dem's »an Beförderung fehlt«, durch Wochenblätter irrend .... ein leises Anklopfen noch an der Thür des »Extrablatt«, und nach der Resultatlosigkeit dieses letzten Versuches — die Gründung der »Fackel« ....

Wie muss es meine guten Feinde kränken, wie unsanft ihren Glauben an meine Beziehungen zur »Futterkrippe« angreifen, dass die Schöpfungsgeschichte dieses Blattes denn doch etwas anders lautet.

Am Anfang war das Futter, und ich sahe, dass es nicht gut war. Man könnte fortsetzen: und er sprach, es werde Licht, und es ward »Die Fackel« .... Das Futter war nämlich wirklich nicht gut, und viele Esel sah ich, die sich um die Krippe drängten. Nicht weit aber standen andere Krippen, aus denen jene dort immerzu gefüllt wurde. Und ein Mann stand da, der hielt den »Economist« in Händen und sprach zu den Subventionen: Seid fruchtbar und mehret euch! Und es ward Morgenblatt und es ward Abendblatt: Ein Tag ....

— — — — — — — — — — — —

Ich habe keine Geheimnisse, und weil heute — schon nach vier Proben rückhaltloser Meinungsäußerung — ein Meer von Gemeinheit über meinem Haupte zusammenzuschlagen droht, muss ich noch weiter gehen und ungescheut den Leser auch zur Besichtigung meiner Jugendsünden einladen. Es gilt dem immer lauernden Verdacht zu begegnen; darum darf ich nicht zögern, auch rücksichtslos mich selbst — »persönlich anzugreifen«. Ich öffne die unterste Lade meines Schreibtisches und entdecke, dass ich seit den

Digitized by Google

Tagen meines literarischen Novizenthums über manches anders zu denken gelernt habe. Hier eine Visitkarte und dort ein Brief, die mir beweisen, dass ich einige der Leute, die ich heute bekämpfe, einst persönlich gekannt. Ich bin also im höchsten Grade undankbar. Oder nicht? Oder soll man die Kreise, von denen man sich in Zeiten besserer Erkenntnis mit Scham und Ekel wendet, überhaupt nie gekannt haben? Das sind logische Feinheiten, für welche die gute Gesellschaft jederzeit empfänglich ist; von meinen Hassern behende aufgegriffen, verdichten sie sich im Nu zu Lügenknüppeln, die dem Aufrechtschreitenden vor die Beine fliegen.

Nun also, — aber ich bitte nicht zu erschrecken: ich hatte im Alter von neunzehn bis dreiundzwanzig Jahren »Verbindungen«, das bedächtige Warmhalten neugewonnener »Beziehungen« war mein Sturm und Drang und ein feinsittsames Auskommen im liberalen Zeitungskreise der Inhalt meiner Flegeljahre. Ja, ich will es nicht leugnen, dass den literatursüchtigen, politisch völlig ahnungslosen Neuling ein Feuilletonistenplatz in der »Neuen Freien Presse« zuweilen verlocken mochte, dass mich von allen bestehenden Blättern dies eine mit den seither durchschauten Mätzchen der Vornehmheit getäuscht hat. Wenn heute ergraute Universitätsprofessoren, Socialpolitiker und wirtschaftskundige Publicisten durch einen Gnadenblick sich von der Höhe modernsten Wissens in die Fichtegasse locken lassen, so wird man die Verirrungen einer im liberalen Schulglauben befangenen Jugend nicht allzu hart beurtheilen. Ich verzeihe mir. Ich habe eingesehen, dass ich besserungsfähig bin. Aber ich will mir die Grausamkeit nicht ersparen, noch ein wenig in den Idealen meiner Vergangenheit zu wühlen.

Dass ich »früher oder später zu der ‚Neuen Freien Presse' komme«, galt bei den Wissenden als eine ausgemachte Sache. Redacteure des Blattes hatten wiederholt darauf angespielt und, wenn auch das Machtwort der Herausgeber noch nicht gesprochen war, aus dem

Digitized by Google

sorgsam gehüteten Thronsaal drang halbamtlich die Nachricht, dass man mein Talent schon seit längerer Zeit »beobachte«. Höfische Gebärdenspäher hatten mir den Wink vermittelt, mich gelegentlich mit kleineren Beiträgen einzustellen, und als vollends eine directe Einladung an mich ergangen war, zögerte ich nicht, zu thun, was sämmtliche jüngeren Literaten auch ohne formelle Aufforderung zu thun bereit sind. Ich bitte meine Leser um Verzeihung: ich habe damals ein paar Literaturkritiken, Plaudereien u. dgl. für die »Neue Freie Presse« geschrieben. Noch mehr: Auch an rein journalistischen Versuchen meine Kraft zu messen, begann ich von Ischl aus sommerliche Correspondenzen für das Blatt zu führen, depeschierte mit dem Eifer des werdenden Schmocks über Dinge, die nicht an sich, bloß durch die Art journalistischer Verwertung mich interessierten, und verlebte traurige Tage, als eine falsche Verlobungsnachricht, die ich in die Welt gesetzt, meiner Betriebsamkeit ein jähes Ende zu bereiten drohte.

Indes wurde ich, so oft der Sommer ins Land kam, immer wieder »aufgemuntert«, man schien an meiner Reporterbefähigung nicht zu verzweifeln und war froh, so billig sich einen Ischler Correspondenten zulegen zu können. Mein Ansehen stieg umso höher, je weniger ich mich durch die schlechte Bezahlung abschrecken ließ. Der Verbreiter des etwas übertriebenen Gerüchtes von der Verlobung einer Theaterdame durfte sich bald mit einem Bericht über die Begegnung Goluchowskis und Hohenlohes einstellen, und die Ereignisse in Ischl gehorchten fortan dem designierten Vertreter der »Neuen Freien Presse«. Ich hatte bei ihnen schon ein gewisses Prestige, und die große Überschwemmung, die vor zwei oder drei Sommern das Salzkammergut verheert hat, schien denn auch zu mir viel mehr Vertrauen zu haben, als zu Herrn Herzl, der als Fremdling nach Ischl gekommen war und mit stimmungsvollen Telegrammen der Katastrophe beizukommen suchte. Ich sehe ihn noch in der Loggia des fluthenumbrandeten Hotels, auf

Digitized by Google

Impressionen lauernd, einen Skizzenblock in der Hand, auf dem er jeden Baumstamm, der herangeschwommen kam, gewissenhaft vermerkte. Ich ahnte die Unzufriedenheit der Redaction, sprang ihm hilfreich mit »Thatsachen« bei und überbrachte ihm Bergrutschungen, verbogene Bahnschienen, eingestürzte Tunnels und zerstörte Brücken. Dafür sollte ich ihm eigentlich dankbar sein, und es ist hässlich von mir, dass ich ein Jahr später die »Krone für Zion« geschrieben habe.

Braven Correspondenten pflegt die »Neue Freie Presse« hin und wieder ermunternde Depeschen zu schicken, und ich besitze deren einige, die meine Thätigkeit eine »ausgezeichnete« nennen und von dem »Aufsehen« sprechen, das dieser oder jener von mir verfasste Bericht hervorgerufen habe.

— — Nach alledem darf man aber nicht glauben, dass ich je nach einer rein journalistischen Stellung gegeizt. Meine Neigung hatte mich längst auf ein anderes, mehr literarisches Gebiet gewiesen, und ich fröhnte dem Nachrichtensport, der mir fast wie eine Art sommerlicher Lustbarkeit bequem war, auch nur, um mich nicht zu weit aus dem Gunstkreise des Blattes zu verlieren. Es blieb mir auch ferner gewogen. Ich bitte meine Leser um Entschuldigung, dass ich diese lasterhaften Beziehungen so lang ausspinne, aber ich lasse den Zeitpunkt nicht aus dem Auge, wo mir die Pflicht erwächst, die »Neue Freie Presse« zu verachten . . . . .

Das Blatt hat durch mehr als dreißig Jahre die Vorsehung der Inneren Stadt gespielt, nicht aus Nummern setzte sich sein Dasein zusammen, sondern aus Offenbarungen, und es gibt nach alttestamentarischer Vorstellung keine irdische Möglichkeit, in directe Beziehungen mit den Herausgebern der »Neuen Freien Presse« zu treten, die, wie man sich in scheuer Bewunderung erzählt, selbst mit den Bankdirectoren nur durch Mittelsmänner verkehren sollen. Junge Literaten sind auf ein »Zeichen« angewiesen, und Engagements

Digitized by Google

scheinen ausschließlich durch Träume oder Visionen abgeschlossen zu werden. »Alles in der Natur vollzieht sich nach Maßgabe des dafür in der ‚Neuen Freien Presse' verfügbaren Raumes« lautet ein alter physikalischer Grundsatz, und der Begriff der Größe alles Irdischen wird erst durch Messungen an dem Größenwahn der Redacteure jenes Blattes festgestellt. Tritt einmal ein Ereignis ein, ohne dass die »Neue Freie Presse« etwas davon erfährt, dann ist dies immer von gewissen Unregelmäßigkeiten im Weltenraume begleitet, und man hat stets noch gefunden, dass gleichzeitig mit einer Blamage des Blattes irgendwo ein Komet oder Sternschnuppenfall beobachtet wurde. Gewöhnlich pflegt dann noch überdies Herr Benedikt auf das Ereignis, das ihm entgangen, sehr böse zu sein. Das Ende der Präsidenten und Minister der französischen Republik ist z. B. etwas, womit die »Neue Freie Presse« in der Regel Malheur hat. So lange sie leben, geht's ja noch nothdürftig, sind sie aber einmal todt, dann ist es aus mit der Gunst, und nicht der Correspondent, der die Gelegenheit versäumte, sondern die französische Republik hat sich's mit der »Neuen Freien Presse« verdorben. Herr Herzl erwies erst, dass er zu Höherem tauge, als er die Ermordung Carnots verschlief, und Herr Berthold Frischauer war es, dem Felix Faure zu früh gestorben ist. Gambetta ist wohl der einzige, mit dem die Sache noch halbwegs glückte; er hatte aber vorher, anlässlich seiner Anwesenheit in Wien, die Redaction — noch heute zehrt sie von dieser Ehre — besucht und den Herren versprochen, gegebenenfalls rechtzeitig ihren Pariser Vertreter zu wecken.

Doch dies nur nebenbei. Es sollte die mystische Größe, die das Blatt auch in seinen Irrthümern bewährt, illustrieren. Hochmuth, Feilheit, Stilschnitzer — alles wächst dort ins Lapidare. Ehrfurcht erfasst den Anfänger, den ein bedeutungsvoller Wink zum erstenmal in das Allerheiligste der öffentlichen Meinung führt. Für mich hatte sich der Schauer des Geheimnis-

Digitized by Google

vollen bald verflüchtigt, und geblieben war die von Druckerschwärze getränkte, ölige Athmosphäre, in der, hier nicht anders als anderswo, etliche nur besser organisierte und vor dem Augenrollen des Brottyrannen zitternde Stilbeamte zu vegetieren verdammt waren .... Man ließ mir Zeit, um ein paar Illusionen ärmer und um ein paar sociale Anschauungen reicher zu werden, und als ich dem Zwang eines »unabhängigen« Wochenblattes entfloh, wünschte ich mir alles eher denn — »in die ‚Neue Freie Presse' zu kommen«. Als Chroniqueur der »Wage« hatte ich allwöchentlich länger darüber nachdenken müssen, was ich schreiben dürfe, als alles das zu schreiben Zeit erfordert hätte, was ich nicht schreiben durfte. Ich dachte nicht daran, solche Berechnungen gar erst für einen Wirkungskreis innerhalb der »Neuen Freien Presse« anzustellen. Während die Leiter dieses Blattes noch immer an ein Talent glaubten, das ausschließlich für sie in der Stille reife, dessen Entwicklung man aber durch freundlichen Zuruf nicht stören dürfe, hatte ich längst entdeckt, dass nicht ich für die »Neue Freie Presse«, wohl aber die »Neue Freie Presse« für mich reif sei.

Mitten in dieser Erkenntnis traf mich ein Engagementsantrag eines der Herausgeber; die Herren hatten erfahren, dass ich Gründungspläne hege, und glaubten, mit einer directen Ansprache nicht länger zurückhalten zu sollen: Man habe schon längst mit mir »Absichten« gehabt; nun sei es an der Zeit, mit mir ein gerades Wort zu sprechen. Ein neues Blatt könne sich in Wien nicht halten. Ich möge für ein kurzes Intervall — etwa sechs Monate — zu meiner bisherigen Thätigkeit zurückkehren und dann völlig dressiert in den Zwinger der »Neuen Freien Presse« schlüpfen; die Unfreiheit, über die ich klage, sei untrennbar mit dem Besitzstand jeder Zeitung verknüpft, ich würde das bald einsehen und dann schlackenlos der »Neuen Freien Presse« angehören. Es sei »die seit dem Tode Daniel Spitzers verwaiste Rubrik«, die meiner harre und die heute

Digitized by Google

»keinem Besseren« übertragen werden könne. Der Antrag, gleißend und geeignet, die Sinne manches jungen Schriftstellers zu verführen — mich hat er nicht verlockt. Ich wollte ihn erst annehmen, wenn wir, ich und der Herausgeber, genau in Erfahrung zu bringen vermöchten, ob Daniel Spitzer heute in die Redaction der »Neuen Freien Presse« einzutreten gesonnen wäre. Mit voller Sicherheit war dies nicht zu eruieren, und als der Allgewaltige die redactionellen Streichungen aufzuzählen begann, »die selbst Spitzer sich gefallen lassen musste«, glaubte ich das Freiheitsbedürfnis des Todten nicht besser respectieren zu können als durch eine stricte Absage . . . So nahe stand die vielcitierte »Futterkrippe«, aber bevor ich zugriff, hätte ich mein besseres Bewusstsein betrügen müssen, das mir in den Jahren, da mich die Herren von der ‚Neuen Freien Presse' »beobachteten«, zugewachsen war.

Die »Neue Freie Presse« hatte sich wieder einmal verspätet; ihr Antrag kam, als dem früher nur literarisch Beflissenen bereits der Sinn für die »ökonomischen Zusammenhänge« aufgegangen und so etwas wie politisches Gefühl in mir erwacht war . . . Es gibt zwei schöne Dinge auf der Welt: Der »Neuen Freien Presse« angehören oder sie verachten.

Ich habe nicht einen Augenblick geschwankt, wie ich zu wählen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Ich komme wahrhaftig erst in zweiter Linie dazu, die öffentlichen Dinge zu betrachten, weil leider gar so viel Journalschmutz davor liegt, den wegzufegen eine penible, aber nothwendige Arbeit ist. Ich möchte über die Verhandlungen im Haag sprechen und

Digitized by Google

stoße auf die »Neue Freie Presse«. In der That: An der Abrüstungsconferenz scheinen mir vom Wiener Gesichtspunkt die frommen Reden am curiosesten, mit denen die »Neue Freie Presse« das Werk begleitet. Sie windet sich zwischen Verlegenheit und Verlogenheit bis zu dem Punkte, wo sie die Interessen des Auswärtigen Amtes mit den Pflichten eines für Humanität begeisterten Blattes nothdürftig verketten kann. Als das gefügige Organ der Herren Goluchowski und Krieghammer muss sie just jetzt für eine Vergrößerung der Wehrlasten Stimmung machen, und wenn sie als Fleißaufgabe einige Aufsätze für die Erhöhung der Officiersgagen liefert, so hat sie wahrlich bis zu der Herrn Pattai so sehr verübelten Begeisterung für das »gesunde Stahlbad« keinen weiten Weg mehr zurückzulegen. Daneben gilt es, bis an die Zähne mit Phrasen aus dem geistigen Zeughaus des Herrn Leopold Katscher bewaffnet, das Ideal der Friedensfreunde zu vertheidigen. Unter so erschwerenden Umständen mehrere Leitartikel über die Verhandlungen im Haag zuwegezubringen, ist gewiss keine Kleinigkeit. Zu alledem kommt noch das Malheur, dass der immer hilfsbereite Herr Dóczi eben jetzt eine Urlaubsreise angetreten hat; da ist denn guter Rath sogar theurer als ein dem Auswärtigen Amt zuliebe geschriebener Leitartikel.

Kein Wunder, wenn ein Unfall nach dem andern passiert und die dienstwilligste Feder auf Abwege geräth. Bemerkenswert in dieser Richtung sind schon die Ausführungen, die das Blatt vor der Conferenz gebracht hat. Eine heillose Verwirrung ist das journalistische Vorspiel der Friedensconferenz, und wir sehen die »Neue Freie Presse« sich zu einer solennen Verherrlichung des — Papstthums versteigen. Der holländische Minister des Äußern hatte nämlich erklärt, dass eine Einladung des päpstlichen Stuhles nicht erfolgen könne, weil dieser seit dem Jahre 1870 zu internationalen Conferenzen nicht herangezogen werde, und eine Abweichung von solcher Gepflogenheit war mit Rücksicht

Digitized by Google

auf Italien diesmal unmöglicher denn je. Das Dreibundblatt ist nun ganz empört über das Vorgehen des Ministers Beaufort, das ja förmlich »die Streichung des päpstlichen Stuhles aus der Liste der weltlichen Mächte bedeute«, Herr Bacher fasst sich aber bald und begnügt sich damit, den Papst zu trösten und ihm beruhigend auf die Schulter zu klopfen. »Die Curie hat keinen Grund, die kleine diplomatische Widerwärtigkeit allzu tragisch zu nehmen.« Sie verfüge »trotz alledem über colossale Machtmittel«. Dem Papst, als dem »Beherrscher der Gemüther von circa dreihundert Millionen Menschen weisser Rasse«, sei die Grossmachtstellung sicher — betheuert hier einer, der zu jenen dreihundert Millionen nicht gehört. »Und ob ein päpstlicher Delegat unter den Vertretern der Mächte weilt oder nicht, der Schatten der Papstgewalt fällt doch über den grünen Tisch der Diplomaten und beeinflusst alle ihre Erwägungen.« Vielleicht weilt überdies als Correspondent der »Neuen Freien Presse« Herr Siegmund Münz im Haag, von dem ja bekanntlich Leo XIII. seit längerer Zeit protegiert wird, und Herr Bacher dürfte in diesem Falle gewiss nicht verfehlt haben, Herrn Münz einzuschärfen, dass er sich bei jeder Gelegenheit des päpstlichen Stuhles nachdrücklich annehmen solle.

So recht im Tone der Genugthuung schreibt das Blatt die Sätze hin: »Die sogenannte Gefangenschaft des Papstes hat seinem Prestige nicht geschadet, wenn man will, ihm eher genützt. Und die vom Heiligen Stuhle in ihrer Haltung inspirierten politischen Parteien haben auf die Geschicke der Länder, in denen sie thätig sind, einen Einfluss errungen, wie er Jahrhunderte hindurch geradezu undenkbar war. Von der brutalen Misshandlung eines Papstes durch einen Napoleon bis zur fast gebietenden Stellung des Heiligen Vaters in fast allen Fragen der inneren und äußeren Politik der Nationen, welch ein Abstand!« Und nachdem der sonderbare Schwärmer der Reihe nach die europäischen Regierungen aufgezählt hat, die alle dem vaticanischen

Digitized by Google

Einflusse sich beugen, kommt er zu dem Schlusse, dass »das Papstthum auch uneingeladen eine Macht« ist, vertröstet den greisen Leo auf das kommende Jahrhundert mit seinen Friedensconferenzen und ruft emphatisch aus: »Mag immerhin in einer Etikettefrage Italien den Sieg davongetragen haben über die Bestrebungen der Curie. Während der Vertreter des innerlich schwer leidenden Italien am Diplomatentische im Haag repräsentieren darf, wird die wahre Großmacht, die in Rom residiert, auf die Fragen, die den eigentlichen Hintergrund der dort zu erledigenden bilden, von entscheidenderer Wirkung sein, als ein gut Theil der berathenden Mächte zusammen.«

Ob zu diesem Gedankengang vom Vorzimmer des Auswärtigen Amtes eine Verbindung führt, soll hier nicht untersucht werden. Die Felonie an Herrn Goluchowski mag dem Blatte nicht schwerer angerechnet werden als der Verrath an den Interessen der Deutschnationalen, mit deren Bundesgenossenschaft die »Neue Freie Presse« sonst so gewaltig groß thut. Vielleicht ist im gegebenen Momente selbst dies auffallende Ausspielen der Curie gegen die Dreibundmacht Italien eine Art, dem Grafen Goluchowski oder am Ende gar dem Grafen Thun zu dienen; dass aber alle Wege los von Rom führen, wird uns der deutschradicale Herr Bacher schwerlich einreden.

Oder sollte der Artikel eigentlich in der Redaction des »Vaterland« abgefasst und nur infolge einer launigen Wette zwischen den Setzern dieses Blattes in die »Neue Freie Presse« eingeschmuggelt worden sein? Vielleicht war diese auf dem besten Wege, den Papst »todtzuschweigen«, und Herr Benedikt, der einen Leitartikel gegen »clericale Übergriffe« für den Druck bestimmt hatte, musste am andern Morgen mit Schrecken wahrnehmen, was Setzertücke ihm für einen Streich gespielt. Anders ist der Hymnus auf das Papstthum, der am 6. Mai in der »Neuen Freien Presse« stand, kaum zu erklären. Man müsste denn annehmen, dass ein Redacteur

Digitized by Google

des Blattes, der an dem Presse-Congress in Rom theilgenommen und den Papst gesehen hatte, in plötzlicher Verzückung einen politischen Glaubenswechsel in sich verspürt hat, und dass er, der »in finsterm Hass des Papstthums aufgesäugt war«, nunmehr an sein Bureau die Worte Mortimers telegraphierte:

Wie wurde mir, als ich ins Inn're nun
Der Kirchen trat — — — — —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen . . . .

— — Worte, deren zügelloses Pathos in die Form eines Leitartikels gegossen ward. Unbekannt ist nur, welchen Special-Mortimer die »Neue Freie Presse« nach Rom geschickt hat.

* * *

Von mancher Seite ergeht an mich die Aufforderung, mich doch einmal auch über die Wiener Antisemiten herzumachen und endlich ob dem wüsten Treiben im niederösterreichischen Landtag empört zu sein. Ich gestehe, dass ich hiezu nicht die geringste Veranlassung finde. Was sich jetzt in Wien und im Erzherzogthum Österreich unter der Enns begibt, bietet mir nichts als das anziehende Schauspiel einer Überschwemmung, und der satirischen Betrachtung wert scheint mir nur, dass einer unausgesetzt über den vielen Schlamm klagt, den jene mit sich wälze. Ich begnüge mich in solchen Fällen, mir die Sache auf natürlichem Wege zu erklären, und meines Amtes ist es nicht, einem Elementarereignis wie Herrn Gregorig satirisch zu Leibe zu gehen. Ein langjähriger liberaler Schnürlregen hat alles verschuldet, und der meteorologisch geschulte Beobachter vermag vorauszusagen, dass sich die Wässer wieder verlaufen werden. Kaltblütig, ohne

Digitized by Google

parteimäßige Verantwortlichkeit, und im Bewusstsein, aller Pflichten eines politischen Opportunismus ledig zu sein, glaube ich die Ablösung Frischauers durch Bielohlawek, Szeps' durch Vergani mir keck als die Erfüllung eines ewigen Naturgesetzes erklären zu können. Die Schmutz- und Tobsucht eines Schneider, mehr noch die Beharrlichkeit, mit der ein Gudenus passive Assistenz leistet, mögen mir an sich und momentan einigen physischen Degout abgewinnen, aber ich fühle mich ganz und gar nicht berufen, den kläglich ungeschickten Abwehrversuchen derer von Matzenauer und Noske das Wort zu sprechen. Sonst ist es ein mehr wehmüthiger Eindruck, den die Verzweiflung der von einer Überschwemmung Heimgesuchten hervorruft. Mit den liberalen Brückenresten, die hier dem Anprall der christlichsocialen Kothwellen nicht mehr Stand zu halten vermögen, kann ich beim besten Willen kein Mitleid empfinden, und wenn Herr Kick auf dem Berge steht und wie ein verängstetes Bäuerlein das einzige, was ihm von seiner Habe geblieben, die Milch der frommen Denkungsart, zu bergen sucht, so gibt es ausnahmsweise einen komischen Anblick. In einer dreißigjährigen Herrschaft haben diese Leute alle Schleußen der Dummheit geöffnet, — wehklagend stehen sie jetzt der entfesselten Urgewalt gegenüber. Ich kann den Strom nicht satirisch nehmen, sondern nur die sorglosen Wächter, die, wo Entschlossenheit noththut, durch entsetztes Gesticulieren alles zu retten glauben.

* * *

Endgiltige Lösung des Räthsels, warum Graf Kielmansegg im niederösterreichischen Landtag kein Wort zum Schutze der obersten Richter fand, als die christlichsocialen Abgeordneten gegen die bekannte Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes Sturm liefen.

Er war der Meinung, dass sich der Drohruf, »Mir wern kan Richter brauchen!« nur auf den Taxameterstreit der Wiener Einspänner beziehen könne.

* * *

Digitized by Google

In ihrem Leitartikel vom 14. d. M. befasst sich die »Deutsche Zeitung« mit dem Phänomen, dass meine Angriffe von der jüdischen Clique viel stärker empfunden werden, als die der Antisemiten. Der Grund hievon sei, dass ich die »jüdische Gemeinbürgschaft« verletze und verrathe.

Eine solche Gemeinbürgschaft besteht wohl nicht; denn mit mir empfinden ungezählte Juden die unsägliche Gemeinheit jener Officiösen des Kapitalismus, die mit den angemaßten Alluren des Freisinns und der modernen Bildung einherstolzieren, weit schwerer als die Pöbelhaftigkeiten der Beherrscher des Landtags und der Gemeinde. Der Grund, warum die Pfeile der Herren Vergani und Wähner minder schmerzhaft treffen, ist ein ganz anderer. Sie befassen sich nicht ernst mit der Kritik der Thaten dieses Klüngels, sondern die Pointe ihres Angriffs ist das Wort »Jud«. Nun haben die so Bezichtigten einmal das unerschütterliche Bewusstsein, dass sie wirklich ganz unschuldiger- und jedenfalls unbeabsichtigterweise Juden sind. In diesem einen Punkte haben sie alle wirklich ein reines Gewissen. Sicher hätte Herr Szeps recht gerne mit dem stolzen Ritter Calderons im kritischen Momente seinem Erzeuger zugerufen: »Von Dir lasse ich mich nicht erzeugen!« Ich meine aber, Herr Vergani hätte sich in dieser Situation auch nicht heldenmüthiger und entschlossener benommen.

So bringt ihr unsinniges Aushängeschild die antisemitische Bewegung um die wünschenswertesten Erfolge. Im übrigen leidet die christlichsociale Presse an einem Übermaß von Gewissenhaftigkeit. Herr Vergani denkt zu meinem aufrichtigen Bedauern zu vornehm, um Anderen Schlechtigkeiten vorzuwerfen, die er jeweilig selber, wenn auch plumper begeht. Da muss er freilich die Ansicht verbreiten helfen, der größte Fehler der »Neuen Freien Presse« sei, dass sie ein Judenblatt ist. Und so hat sich denn, wenn man von den schon abgebrauchten Vorwürfen des Geburtsscheines absieht,

Digitized by Google

zwischen den beiden journalistischen Gruppen ein Verhältnis wohlwollender Duldung herausgebildet, und wir kommen bei näherer Betrachtung zu dem Resultat, dass die »Neue Freie Presse« und die Antisemitenhäuptlinge sich in die Herrschaft Wiens theilen und sozusagen von einander leben. Auf der Scene spielt man Ausweisung aus der Journalistenloge des Gemeinderaths, und hinter den Coulissen wird Eröffnung des Rathhauskellers gefeiert, bei der Vertreter der liberalen Blätter sich fetieren lassen, der Schmach des Jahrhunderts zutrinken und auf das leibliche Gedeihen des Herrn Strobach toastieren.

Bevor man von einer jüdischen Gemeinbürgschaft spricht, wird man gut thun, das Vorhandensein einer Gemeinbürgschaft der jüdisch-antisemitischen Wiener Corruption zu constatieren. Konnte sie sich dem Kennerauge besser enthüllen als in dem Tauschgeschäfte, das neulich sich zwischen »Extrablatt« und städtischem Museum vollzog? Herr Lueger hat die Spende etlicher Original-Photographien des Mörders Luccheni mit der ironischen Bereitwilligkeit beantwortet, sich zum Specialzeichner des Extrablatts zu degradieren, und durch Überlassung einer von ihm selbst angefertigten Skizze seiner Audienz beim Papste Herrn Julius Bauer erfreut.

* * *

Warnung.

Se. Excellenz Herr Dr. Eugen v. Böhm-Bawerk, Senatspräsident, hat kürzlich wieder die »Neue Freie Presse« als »Sprachrohr« benützt, um den neuen regierungs- und verwaltungsgerichtshoffähigen Socialismus Bernsteins zu begrüßen. Ich mache Se. Excellenz und alle anderen Anhänger der Sprachrohrtheorie darauf aufmerksam, dass es nöthig ist, den Apparat vor der Benützung gründlich zu desinficieren und genau acht zu haben, wer vor ihnen hineingesprochen hat. Ein Gesunder, der bedenkenlos jenen verseuchten Apparat

Digitized by Google

benützt, ist ansteckungsverdächtig und soll in Hinkunft von mir ärztlich untersucht und wenn nöthig unter moralische Quarantaine gestellt werden. Die Unbefangenheit, mit der selbst treffliche Männer sich dem Blatte in voller Kenntnis seiner Hintergründe nähern, muss aufhören. Wäre mir die Erreichung dieses Zieles versagt — und mancher ist schon an solchem Kampfe verblutet —, so müsste ich mir gestehen, dass ich mein bestes Können und redlichstes Wollen vergebens eingesetzt habe. Wenn ich aber fühlen werde, dass jeder mich unterstützt, der jemals trotz aller Gewöhnung entrüstet oder angeekelt dies Blatt von sich warf, dann lasse ich meinen Muth nicht sinken.

* * *

Herrn Kick ist die Benützung der »Neuen Freien Presse« hiemit ausdrücklich gestattet. Dem Epigonen des Herrn Noske würde ohnehin kein anderes Blatt für die Ablagerung seiner schwatzhaften Trivialitäten zur Verfügung stehen.

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Er wird nächstens fortgesetzt werden, und auf der schwarzen Tafel prangen schon neue Namen und neue Übelstände. Von vielen Seiten wird mir zur Vervollständigung meiner Tabellen Material zugetragen, das vorerst noch sorgfältiger Prüfung bedarf. Dem Vorwurf, man könne nicht von Machenschaften reden, wo die Begabung dieses oder jenes Assistenten oder Docenten außer Frage stehe, glaube ich gleich vor Eröffnung der Tabelle wirksam entgegengetreten zu sein. Schon da-

Digitized by Google

mals meinte ich, dass der Protectionismus nicht nur den Talenten, welche er abseits liegen lässt, sondern auch jenen, die er ausnahmsweise fördert, gefährlich sei, weil dann eben nicht die vorhandene Fähigkeit, sondern der Verwandtschaftsgrad das Stigma der Carrière bilde. Auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel, und mag auch bei Manchen Fleiß und Können längst bemerkbar sein, just sie werden durch das System in ihrer Geltung am empfindlichsten geschädigt. Eingeweihte sind übrigens der Ansicht, dass man selbst zum Können protegiert werden kann: dass der beneidete Professorensohn durch fortwährende Beschäftigung mit dem viel besser veranlagten Ärzten unzugänglichen Material, durch Einführung in irgendeine Speciallehre, die den Anderen ewig eine Geheimwissenschaft bleibt, am Ende zum tüchtigen Fachmann heranzuwachsen vermöchte.

Der »Universitätsbummel« ist kürzlich in einer Sitzung des Landtags zur Sprache gebracht worden. Der Abgeordnete Leopold Steiner sagte laut stenogr. Protokolls vom 12. Mai:

. . . . Wenn Seine Excellenz der Herr Statthalter besorgt ist, dass durch die Errichtung einer medicinischen Facultät in Linz das Niveau der Wiener Universität herabgedrückt werden könnte, dann bitte ich ihn, die heutige Nummer der »Fackel« zu lesen, in welcher die ganze*) Corruption aufgedeckt und die ganzen*) Verschwägerungen, Verneffungen und Vernichtungen der Professoren an der Wiener medicinischen Facultät untereinander nachgewiesen werden. Jeder Professor hat einen Schwager oder einen Neffen, und wenn der alte Professor stirbt, so ist schon der junge Assistenzarzt da, welcher für diesen Posten prädestiniert ist. Das, meine Herren, sind ungesunde Verhältnisse, und sie haben auch soweit geführt, dass unsere Leute nicht mehr an unsere medicinische Facultät gehen wollen. Ich empfehle Ihnen, wie gesagt, meine Herren, den erwähnten Artikel in der »Fackel« zu lesen, denn er charakterisiert diese Zustände in trefflicher Weise.

*) Oho-Rufe des Herausgebers der »Fackel«.

Digitized by Google

Ich citiere diese Rede, weil sie in einigen Zeitungen völlig unterschlagen war, und schließe mit dem Versprechen, dass ich mich weder durch die Todtschweigetaktik der liberalen Presse, noch durch das Lob der Christlichsocialen beirren lassen werde.

Der Familiensinn der »Neuen Freien Presse« ist bekannt; sie vermittelt nicht nur auf dem Wege der Insertion die sogenannten »Einheiraten«, auch in ihrem Hauptblatte weiß sie durch Auffindung immer neuer zärtlicher Nuancen den Sinn für das traute Familienleben in ihren Lesern zu wecken oder zu stärken. In der letzten Zeit hatte sie wiederholt Gelegenheit, die Vorzüge eines solchen mit beispielhafter Deutlichkeit zu illustrieren. Ihr Druckereileiter, Herr Reinhold Geyer, feierte ein Jubiläum; die »Neue Freie Presse« brachte aus diesem Anlass vier schwungvolle Artikel, in deren einem sie dem Jubilar nachzurühmen wusste, dass er mit seiner Schwester »schon seit Jahren in echt geschwisterlicher Harmonie lebt«. — Dem Hofopernsänger Neidl passierte ein Unfall, und flugs war die »Neue Freie Presse« mit der Meldung zur Stelle, dass »Frau Neidl am Bette ihres Gemahls weilt und ihm Eisumschläge macht«. Mögen sich's die Gattinnen anderer Hofopernsänger merken, welche davonlaufen, wenn ihren Männern der eiserne Vorhang auf den Kopf fällt. — Herr Sonnenthal ist von seiner amerikanischen Reise zurückgekehrt, Wien steht im Zeichen dieses Ereignisses, und helle Freude lässt alle politischen und communalen Sorgen vergessen. Die »Neue Freie Presse« beeilt sich, dieser Stimmung in einem längeren Artikel Ausdruck zu geben. Damit man aber nicht etwa glaube, dass, wo alles jubelt, die Familie des Künstlers ob seiner Rückkunft verstimmt sei, versichert das Blatt in einer Nachtragsnotiz, dass Herr Sonnenthal »auf dem Bahnhofe von seiner Tochter und seinen drei Söhnen herzlichst begrüßt« wurde.

Gibt es gegen die zärtlichen Eingriffe in das Privat- und Familienleben, die sich die »Neue Freie Presse« gestattet, kein straf-

Digitized by Google

rechtliches Mittel der Abwehr? Satiriker müssen sich die abgeschmacktesten Vorwürfe gefallen lassen, weil sie oft dem öffentlichen Interesse nicht anders als durch die Bloßstellung des Einzelnen zu dienen vermögen. Freilich verfolgt auch die »Neue Freie Presse« mit der umständlichen Erörterung aller Personalien eine höhere ethische Absicht. Sie will in diesen Zeiten der Zerklüftung Gutzkows Wahrheit, dass »tief in unserm Volke die Familie wurzelt«, nicht aussterben lassen — besonders wenn diese Wahrheit nach dem tarifmäßigen Satze bezahlt wird.

* * *

Lapidarsätze der »Neuen Freien Presse«. Leitartikel vom 20. Mai: »Ein gütiges Geschick hat den Erzherzog Albrecht davor bewahrt, 1859 in Italien und 1866 in Böhmen an dem Kriege theilzunehmen.« — Feuilleton von Hugo Wittmann in der Pfingstbeilage: »Am 18. Mai 1799 starb in Paris Caron de Beaumarchais — zwei Tage später, am 20. Mai 1799, wurde in Tours Honoré de Balzac geboren .... Frankreich konnte also dieser Tage ein stolzes Doppeljubiläum feiern.«

* * *

[Personalnachrichten.] Die »Neue Freie Presse« vom 19. d. M. meldet in einer eigenen Notiz, dass beim Gartenfest im Volksgarten »auch Frau Auspitz Champagner verkaufen wird«. Das ist erfreulich, wird manchen Leser, welcher der Entwicklung der Dinge nur mit Besorgnis entgegensah, beruhigen, und schließlich beweist es auch, dass die ‚Neue Freie Presse' »doch noch« das bestinformierte Blatt ist. — Mark Twain ist von Wien abgereist.

Digitized by Google

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. ?

Nur ein M. Für Sie erliegt ein dringender Brief. Wollen Sie ihn gefl. zwischen 2 und 3 Uhr bei mir beheben lassen. Ich bitte Sie darum. Der Bote erhält ihn aber nur gegen Ihre handschriftliche Anweisung ausgeliefert.

Ernst O. G . . . . . d. a) Die Haltung dieses Blattes und dieser Blätter ist doch ein täglich erneuter Missbrauch der Gutgläubigkeit und des allgemeinen Vertrauens. *b)* Das Inserat, das Sie meiner Aufmerksamkeit empfehlen, ist mir nicht entgangen. *c)* Die citierte Schrift kenne ich nicht, aber mit dem Thema beschäftige ich mich seit Langem.

J. A. Für Sie gilt die vorstehende Antwort *c)*.

Robert F. Ich bitte mich so bald als möglich zu besuchen.

Anna Mahr. Verzeihen Sie die verspätete Antwort, die keine ist. Ich hatte Ihr Schreiben verlegt und fand es erst nach Herausgabe des letzten Heftes. Jetzt habe ich leider nicht Zeit genug, auf alle Ihre Fragen zurückzukommen. Vielleicht haben Sie die Güte, mich später noch einmal zu erinnern.

Frau A. H., Anna M., Marie B., Brutus, S. S. Vielen Dank für die freundlichen Worte. Leider nicht möglich; weitere Versuche erwarte ich gerne.

Ohne Unterschrift. Ihnen ganz besondern Dank für theilnehmendes Gedenken. Sie gehören zu den vier Briefschreibern, die mir in das Einerlei der fortwährenden Sympathiekundgebungen die Abwechslung pikanter Schadenfreude gebracht haben. Ihr Bedauern, dass mir »nicht die Knochen gebrochen wurden«, und Ihren frommen Wunsch, dass dies bald nachgeholt werde, motivieren Sie mit dem Hinweis auf meinen »perfiden Angriff insbesondere gegen den Statthalter«. So machen Sie es mir recht bequem, den Ursprung Ihrer Entrüstung und die Aufgabestelle Ihres Kartenbriefes zu errathen. Ich weiß nicht, ob das dem Statthalter erwünscht sein kann. Was habe ich denn schließlich bisher gegen ihn vorgebracht? Dass er ein perfecter Radfahrer ist, im Coupletvortrag aber heute noch Unterricht nehmen muss. Ich gebe zu, dass in der zweiten Bemerkung ein Tadel enthalten ist. Aber ich habe ihn nicht rücksichtslos herausgesagt; bloß liebevolle Strenge und schonende Geduld war es, was mir die Feder geführt hat. Ich bin überzeugt, »wenn die Schwalben wiederkommen« — wird der Statthalter von Niederösterreich dies Couplet bereits ohne die Anleitung des Herrn Kornau singen können.

Leider ist es mir unmöglich, für die hunderte von Briefen, die mir jüngst theilnahmsvolle Liebenswürdigkeit ins Haus geschickt hat, anders als auf diesem Wege herzlichst zu danken.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Digitized by Google

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die demolierte Literatur.

Von Karl Kraus. Mit einem Titelbild von Hans Schliessmann. Dritte Auflage. — Preis 40 kr., mit portofreier Zusendung 45 kr.

Eine Krone für Zion.

Von Karl Kraus. — Zweite Auflage. — Preis 40 kr., mit portofreier Zusendung 45 kr.

ZU HABEN IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN, ZEITUNGSVERSCHLEISSEN UND IN DER ADMINISTRATION: WIEN, VI/1, MAGDALENENSTRASSE 12.

PFLEGE DEINE ZÄHNE!

Kein Zahn- und Mundreinigungsmittel war imstande, sich so schnell die Gunst weitester Kreise zu erringen, wie

OSAN

Dieses bewährte Präparat ist antiseptisch, conservierend, reinigend, angenehm und übertrifft die besten bisher bekannten Zahnmittel um ein Bedeutendes. Ärztlich begutachtet.

OSAN-Mundwasser-Essenz à 88 kr., **OSAN-Zahnpulver** à 44 kr.

ANTON J. CZERNY, WIEN

XVIII., Carl Ludwigstrasse 6. — Niederlage: I., Wallfischgasse 5.
DEPOTS in Apotheken, Parfumerien, Droguerien etc.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 6 WIEN, ENDE MAI 1899

In unseren Redactionsräumen gährt es gewaltig, und im ersten Moment begreift man nicht, was die Beiträger der gutgesinnten Presse in so lebhafte Aufregung versetzt haben mag. Über das Ausbleiben der Orden am 2. December müssen sie sich doch längst getröstet haben. Meine Angriffe können nicht die Ursache sein; denn sie werden todtgeschwiegen. Die Lueger'sche Wahlreform und die Aussicht, fortan dem vierten Wahlkörper zugezählt zu werden, haben die Wortführer unserer Intelligenz mit kühler Gelassenheit hingenommen. Was also ist geschehen, dass heute sich selbst das Extrablatt auf die culturelle Mission der Journalistik berufen darf? dass ein anderes Annoncenorgan die Presse als eine Königin bezeichnet, die nichts dafür könne, wenn der »Saum ihres Purpurmantels hin und wieder den Straßenkoth« berühre? Fürwahr, das Ausbleiben einer »Betheiligung« vermöchte nicht ärgere Wuth hervorzurufen als das abfällige Wort, das sich Fürst Auersperg in einer der letzten Landtagsdebatten gegen das Institut der modernen Tagespresse erlaubt hat. Man nennt ihn unter den Nachfolgern des Grafen Thun, und er hat den unziemlichen Versuch gewagt, sich die Gunst der Zeitungen, die er sich in absehbarer Zeit erkaufen wird, vorher ein bischen zu verscherzen. Er hat — und niemand wird die Taktlosigkeit seines Auftretens bestreiten können — Zeitungen und Zeitungen durcheinandergeworfen, hat Pauschalverdächtigungen ausgesprochen, anstatt sich mit einem gerechten Pauschalien-

Digitized by Google

vorwurf gegen die bürgerliche Presse zu begnügen, und die moderne Journalistik als eine Schmach des Jahrhunderts bezeichnet, die man »wie so viele andere« hinnehmen müsse. Nun gibt es noch immer ein paar anständige Publicisten, die nicht geneigt sein werden, diese fürstliche Geberde des »Legt's zu dem Übrigen« ruhig hinzunehmen. Aber allgemeine Heiterkeit mag es hervorrufen, wenn sich die »Concordia«, die gegen den Zeitungsstempel keinen Finger gerührt hat und die sich seit Jahren ausschließlich mit jener andern »Schmach des Jahrhunderts« werkthätig beschäftigt, plötzlich zu einer Erklärung gegen den landtäglichen Zeitvertreib des Fürsten Auersperg aufraffen sollte. Wird man Herrn Edgar Spiegl, der von den Aufregungen des Blumencorsos und von den sonstigen Culturaufgaben der Wiener liberalen Presse noch ganz erschöpft ist, ernstlich zu einer politischen Stellungnahme verhalten und in eine kostspielige Feindschaft mit der Aristokratie hineinhetzen wollen? Bisher hat Königin Presse eines standesmäßigen Umganges nicht entrathen können, und wo man vom Saum ihres Purpurkleides spricht, wird man gerechter Weise auch an die Schleppe der Fürstin Metternich erinnern müssen ....

Man sucht den pressfeindlichen Fürsten an die liberalen Traditionen seiner Familie und an das Beispiel seines Oheims Carlos Auersperg zu mahnen, aber man verschweigt, dass auch im Hause Frischauer die einzelnen Mitglieder nichts von einander wissen wollen und in völlig verschiedener Weise die Belästigung unserer Öffentlichkeit durchführen. Am allerwenigsten aber dürfen die Herren allen Gegnern der liberalen Tagespresse den Vorwurf der »Rückständigkeit« entgegenschleudern.

Es gibt auch Großgrundbesitzer des Geistes, die der Journalistik entgegenzutreten wagten, und was dem Abgeordneten Auersperg als anmaßlicher Zwischenruf verübelt werden mag, gewinnt im Munde Richard Wagners höhere Bedeutung.

Digitized by Google

Von einem, der es mit eigenen Ohren gehört, wird mir ein Wort Wagners berichtet, das die Wiener Presse seit dem Tage, da es gesprochen ward, beharrlich vertuscht hat. Wagner selbst erwähnt in seinen Schriften den Ausspruch und die veränderte Wiedergabe durch die Wiener Blätter nur flüchtig. Die Begebenheit, die jenen veranlasst hat, verdient eine genauere Aufzeichnung.

Im November 1875 war Richard Wagner über Aufforderung des damaligen Directors der Hofoper Franz Jauner nach Wien gekommen, um eine seinen dichterisch-musikalischen Absichten möglichst treue Aufführung des »Tannhäuser« zu veranstalten. Es war eine glückliche Idee Jauners, der dem Schöpfer des musikalischen Dramas Gelegenheit geben wollte, zu zeigen, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen der von ihm ins Leben gerufenen und einer mit den Mitteln der geaichten Bühnenroutine herausgebrachten Aufführung sich ergebe. Dies gelang denn auch so vollständig, dass selbst Eduard Hanslick, trotz seiner durch persönliche Motive gesteigerten, bourgeoisen Wagnerfremdheit, sich bemüssigt sah, die Vorstellung unbedingt zu loben. Am Schlusse der Aufführung unter beispiellosem Jubel vor die Rampe gerufen, sprach Wagner einige Worte an das Publicum, in denen er jener berühmten Lohengrin-Vorstellung im Mai 1861 gedachte, welche dem Wiener Publicum Anlass geboten, dem anwesenden Componisten in so warmer Art seine vorbehaltlosen Sympathien kundzugeben. »Es scheint,« fuhr er fort, »sich heute etwas Ähnliches wiederholen zu wollen, da ich den Versuch mache, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, meine Werke Ihnen noch deutlicher zu machen. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Ermunterung!«

Das seither zum geflügelten Wort gewordene »Soweit die vorhandenen Kräfte reichen« fiel zunächst nicht auf und wurde von den Wellen der Begei-

Digitized by Google

sterung verschlungen. Einige Stunden später von Reportern bemängelt und gedeutet, den mitwirkenden Künstlern in verhetzendem Sinne in Erinnerung gebracht, erzeugte es Missstimmung im Personale, welches beschloß, durch Hans Richter von Wagner Aufklärung über die Bedeutung des Wortes zu verlangen. Um die Sache wieder zu ebnen, wandte sich Director Jauner sogleich an Wagner, der ihn bat, das Personal in die Oper einzuladen, wo er als Künstler zu Künstlern bald eine Verständigung herbeiführen werde.

Director Jauner lud nun die Mitwirkenden ein, sich am Vormittag des andern Tages im Regiezimmer der Hofoper einzufinden. Hier hielt Richard Wagner eine Ansprache, die in dem für uns interessanten Theile folgende Worte enthielt: »Niemals konnte es mir in den Sinn kommen, die vorzüglichen Künstler, die zum Gelingen meines Werkes beitrugen, herabzusetzen. Ich habe diese Gesinnung heute in einem Schreiben niedergelegt, welches ich an die Adresse des Herrn Directors Jauner gerichtet habe. Sie mögen es immerhin den Zeitungen übergeben. Aber — wenn Sie auf der Veröffentlichung bestehen, so stelle ich meine Thätigkeit ein, da ein solcher Wunsch von Ihrer Seite nur eine Fortdauer des Misstrauens gegen meine Person bedeuten könnte. Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn — ich verachte die Journalistik.« ...

Herrn Director Jauner trat bei diesen Worten der Schweiß auf die Stirne. Er stellte sich an die Thüre und nahm jedem Abgehenden das Wort ab, dass er über die Äußerung Wagners unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werde. Die Folge davon war, dass Wagners Rede ziemlich wortgetreu in sämmtlichen Abendblättern zu lesen war. Nur der Schluss erschien, wie auf ein gegebenes Nothsignal, in allen Blättern dahin geändert, dass Wagner statt der Worte: »Ich verachte die Journalistik« die unblutigeren: »Ich hasse die Journalistik« in den Mund gelegt wurden ....

Digitized by Google

Man wollte von einem Manne, dessen mit jedem Tage wachsende Autorität unliebsam deutlich erkennen ließ, dass er der Tagespresse gegenüber das letzte Wort behalten werde, doch lieber gehasst, als verachtet sein.

Keine Wiener Redaction bewahrt den Ausspruch in ihrem »Zettelkasten«, der sonst jede beiläufige Bemerkung auch kleinerer Berühmtheiten aufnimmt. Die Haltung des Fürsten Auersperg wird freilich erst, wenn er ans Ruder kommt, vergessen sein. Dann wird er seine Ansicht, dass die Journalistik »kein reinliches Handwerk« sei, mit vermehrter Erfahrung — bei sich behalten.

BRÜNN.

In einem Kreise kluger, edelgebildeter und hilfsbereiter Männer und Frauen, deren Gespräch die Geschehnisse der Woche sichtet und ihren Wert für die Förderung unseres Volkes und des Gemeinwesens zu finden bestrebt ist, sprach jemand unlängst den Namen der mährischen Hauptstadt aus. Da fand er ringsum verwunderte Blicke auf sich gerichtet. Diese klugen, gebildeten und hilfreichen Menschen, die den öffentlichen Angelegenheiten des Staates eine unablässige Aufmerksamkeit schenken, die gespannt die politischen Triebwerke von Wien und Prag belauschen, auf die Regungen Nordböhmens und Tirols horchen und die dem Unrecht, der Gewaltthat und der Noth in den Weg treten, um zu bessern, soweit der freie Verein guter Menschen zulangt, sahen rathlos den Sprecher an, der diese gleichgiltige Stadt mit Bedeutung genannt hatte. Ein von Schloten umsäumtes, rauchverdüstertes Häusermeer, dem man kaum einen Blick aus dem Coupéfenster gönnen will, wenn man im Schnellzug

Digitized by Google

gegen Norden fährt, die industrielle Vorstadt von Wien, in die sich die Invaliden des österreichischen Liberalismus zurückgezogen haben, am Fuße des Spielberges gelegen, in dessen Kasematten das alte Österreich seine freien Geister folterte — was sollte das neue von diesem Brünn zu erwarten haben? — — —

scheinen müsste, den Kampf allein für den Zehnstundentag führen, beweist dies, dass er für sie eine größere Bedeutung haben muss, als die Ziffer von drei und dreiviertel Arbeitsstunden ausdrückt. In der That machen erst die besonderen Verhältnisse des Brünner Industriegebietes den Nachdruck begreiflich, den die Arbeiter auf diese Forderung legen. Denn so weit sind unsere ausgemergelten Industriesclaven noch lange nicht, dass sie etwa gleich den stolzen englischen Proletariern principielle Kämpfe ausfechten könnten, um den Unternehmern Achtung vor den Ansprüchen und Vorschriften ihrer Gewerkschaft beizubringen. Ein nacktes, verzweifeltes Ringen um eine nothdürftig menschliche Existenz ist es, was in Brünn sich gegenwärtig vollzieht .... Das Flugblatt, das die Streikenden an die Bevölkerung gerichtet haben, spricht in seinen thatsächlichen, unanzweifelbaren Angaben eine furchtbare Sprache. Wir erfahren, dass die Mehrzahl der Brünner Arbeiter nicht in der Stadt wohnt. Aus Dörfern, die sechs Stunden entfernt sind, fahren sie täglich zur Werkstatt, drei Stunden gehen sie zu Fuß. Sechs Stunden täglicher Marsch neben elfstündiger Arbeit, das ist das Glück, das unsere Gesellschaft, das unsere Industrieblüte ihren eigentlichen treibenden und tragenden Kräften beschert hat. Spät abends sind diese Armen heimgekommen und früh um 5, ja um 4 und um 3 Uhr müssen sie aufstehen, Sommer und Winter, um den Arbeitsbeginn nicht zu versäumen. Es sind zumeist Frauen, und viele von ihnen sehen ihre Kinder nur Sonntags wachend und beim Tageslicht. Die Woche über mag sie der Zufall pflegen und betreuen, denn noch schützt der Staat das Palladium der Familie, dieser natürlichen Erzieherin .... Andere, die in entfernteren Orten zuhause sind, leben die ganze Woche hindurch in Brünn, in dumpfigen, schmutzigen Quartieren. Männer, Frauen und Kinder durcheinander, fünf bis zehn Personen in einem Zimmer zusammengepfercht, ausnahms-

Digitized by Google

los zwei in einem Bett, wenn nicht zur Erde auf einem Strohsack gebettet, und manchmal mit einer merkwürdigen Anpassung an das Schichtsystem, so dass der Nachtarbeiter sich morgens in das noch warme Bett legt, welches der Tagarbeiter eben verlassen hat. Die Krankenstatistik mit ihren furchtbaren Ziffern, der entsetzliche Percentsatz der an Tuberculose Hinsterbenden beleuchten den Zustand einer Verelendung, an der die traurigen Lohn- und Wohnungsverhältnisse, der Mangel an Schlaf und Ruhe und die Wanderungen durch Winterfrost und feuchten Nebel gleichermaßen mitgewirkt haben.

Der Zehnstundentag soll den Arbeitern um eine Stunde mehr Ruhe und Schlaf gewähren, soll sie von einer Stunde des Aufenthaltes in der verderblichen Luft der Werkstatt befreien. Er soll Mütter instand setzen, auch an Wochentagen mit ihren Kindern zu sprechen, und es Frauen ermöglichen, ihre Wohnung morgens rein zu machen. Die Fabrikanten nennen dieses Ziel die »Unterjochung der Unternehmerschaft«. Man muss nicht gerade Socialist sein, um den Vorwurf ungerecht und lächerlich zu finden. Er wäre es auch dann, wenn die Unternehmer mit ihrer Behauptung recht hätten, dass die Einführung des Zehnstundentages gegenwärtig eine wirtschaftliche Unmöglichkeit sei. Aber denselben Einwurf haben sie auch erhoben, als der gesetzliche Normalarbeitstag in Österreich eingeführt wurde, und sie haben ihn jedem socialpolitischen Fortschritt, ob er nun auf dem parlamentarischen Wege oder durch die freie Vereinbarung erreicht werden sollte, entgegengesetzt. Der Hinweis auf die nothwendige internationale Gleichstellung der Arbeitsdauer will ebensowenig verfangen. Denn wenn die Leistungsfähigkeit der Arbeiter durch die Verkürzung der Arbeitszeit gesteigert wird, wie neben den Arbeitern die hervorragendsten Theoretiker und zahlreiche Praktiker behaupten, wenn durch sie Ersparungen im Productionsprocess bewirkt werden, wenn sie endlich die Veranlassung gibt, zeitgemäße Verbesserungen des technischen Apparates anzubringen,

Digitized by Google

die die Menge und Qualität der Producte mehren und fördern, wie würde da die Concurrenzfähigkeit unserer Industrie geschädigt? Gerade die Berufung auf das Ausland führt der Sache der Unternehmer wenig Argumente zu, während sie die bitteren Anklagen der Arbeiter glaubhafter macht, die österreichischen Fabrikanten hätten die Kosten für ihre wirtschaftliche Unfähigkeit und Indolenz, für ihre politische Feigheit und Kurzsichtigkeit von der Arbeiterschaft aufbringen lassen. Die unvergleichlich höhere Lebenshaltung und kürzere Arbeitszeit der englischen Arbeiter hat die englische Textilindustrie nicht gehindert, die Welt zu erobern, sie hat im Gegentheil durch die Vervollkommnung der Geschicklichkeit des Arbeiters diese Eroberung erst ermöglicht.

Doch wir wollen hier nicht untersuchen, wie groß der Antheil ist, den ernste ökonomische Erwägungen, und wie groß jener, den Eigensinn und hochmüthiger Herrendünkel an der Haltung der Unternehmer haben. Auch die dem Unparteiischen sich aufdrängende Frage mag hier unerörtert bleiben, ob das Zugeständnis der Zehnstundenarbeit auf ein Probejahr nicht einem Conflicte vorzuziehen gewesen wäre, welcher — abgesehen von einem Ausfall an Arbeitsstunden, der heute schon den des geforderten Probejahres um die Hälfte übersteigt — die Brünner Industrie in die gefährlichste commercielle und finanzielle Verwirrung stürzt. Aber selbst die Prognose des Streiks scheint uns verhältnismäßig unwichtig gegenüber der Thatsache, dass in Brünn sich zum erstenmale Kräfte durchringen, von denen die Regierer und Politiker dieses Staates bisher nichts wissen wollten, deren da und dort emporspringende Quellen sie verächtlich und gehässig zuzuschütten bemüht waren.

Wenn man die eigentliche Bedeutung des Brünner Streiks erkennen will, wird man einen Blick in die Sammellisten thun müssen, welche die Arbeiter-Zeitung jeden Tag veröffentlicht. Über zwanzigtausend Gulden sind hier gezeichnet, nicht von »angesehenen Firmen«,

Digitized by Google

wie sie sich in dem für diese unentgeltlichen Reclameinserate großmüthig geopferten Theile der Tagesblätter als Wohlthäter so gerne dem Publicum ins Gedächtnis bringen, sondern von armen Arbeitern und noch ärmeren Arbeiterinnen, die ihre im bittersten Sinne vom Munde abgesparten Kreuzer zusammenlegen. Weil aber der Streikenden so viele sind und selbst die ans Hungern gewöhnten Weber wöchentlich einen Gulden und ein paar Pfund Erbsen und Brot zum Leben brauchen, hat die organisierte Arbeiterschaft sich jetzt eine Parteisteuer auferlegt. Fünf Kreuzer wöchentlich zahlt nun jeder Arbeiter, möge er wie immer entlohnt sein, für den Streikfonds der Brünner. Wer drei und vier Gulden verdient, gibt nicht minder gern und freudig, als der qualificierte und besser bezahlte, der freilich seine größere Leistungsfähigkeit außerdem in der freiwilligen Gabe zu bethätigen strebt. Die reicheren Gewerkschaften haben überdies ihren Steuerantheil nach oben abgerundet. So haben die Eisenbahner gleich tausend Gulden an den Streikfonds abgeführt.

Ist diese Bereitschaft, um eines großen, wenn auch vielleicht unzeitgemäßen Zweckes willen, für die Genossen einer idealen Gesammtheit Entbehrungen zu leiden, etwas in unserem Staate der wildesten Parteiung, des chauvinistischen Hasses, des vergifteten Streites überreizter Fractiönchen gar so Gewöhnliches, dass es an dem Auge des berufsmäßigen Richters der öffentlichen Ereignisse unbeachtet vorübergehen dürfte? Wir hören über unsere culturelle Rückständigkeit so oft Klage erheben, über unsere Unthätigkeit und Gleichgiltigkeit und einen Mangel an Gemeinsinn, welcher uns zu den großen civilisatorischen Werken unfähig macht, mit denen die Bürger anderer Staaten ihren Besitz befestigen und mehren. Im Brünner Streik sehen wir die sittlichen Mächte lebendig, die allein den ausgetrockneten Boden unserer Cultur verjüngen könnten. Aber die Gesellschaftskritiker der »angesehenen« Tageszeitungen haben

Digitized by Google

für sie nur jenes giftige Schweigen, das glücklicherweise heute nicht mehr tödtet. Wir verlangen wahrhaftig von unseren Journalisten nicht, dass sie sich auf die Seite der Arbeiter stellen und die Meinung ihrer Leser gegen die Verweigerer des Zehnstundentages wenden sollen. Aber selbst ein »Economist« wäre der wirtschaftlich so bedeutungsvollen Thatsache einige Aufmerksamkeit schuldig, dass die Productivkraft von 12.000 Menschen durch Wochen lahmgelegt ist, dass unsere industrielle Erzeugung einen täglichen Verlust von 80- bis 100.000 Gulden erleidet und die drittgrößte Stadt des Reiches in die Gefahr einer furchtbaren gewerblichen und kaufmännischen Krise gerathen ist. Sollte man weiters darüber hinweggehen dürfen, dass im österreichischen Proletariate Kräfte des Mitleidens und der Solidarität rege sind, die von fünfzigtausend Menschen einen Monat lang die Verzweiflung des Hungers fernhalten können? Und wäre es nicht eine der Aufzeichnung würdige Erscheinung, wenn eine Anzahl der von den feiernden Arbeitern bewohnten Gemeinden ihre Verköstigung für die Streikzeit auf sich nimmt und so dem communalen Verband eine — wir wollen hier nicht entscheiden, ob gerechte oder ungerechte — Theilnahme an der Auseinandersetzung zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat vindiciert?

Man vergleiche einmal die Berichterstattung über die gewerblichen Classenkämpfe in den großen englischen Blättern von den conservativen »Times« angefangen bis zum radicalen »Daily Chronicle« mit der unserer gesammten bürgerlichen Presse. Dort ausführliche, der ökonomischen Bedeutung des Ereignisses angemessene Berichte und die vollkommene Redefreiheit eines Sprechsaals, hier dürftige Bulletins, die das Unternehmercomité ausgegeben und das officiöse Depeschenbureau befördert hat. Ein Streik, und mag er noch so viel Heroismus und thatfreudigen Gemeinsinn freimachen, dünkt unserer Presse nicht des Eigenberichtes würdig, der einem Schulvereinstag nicht versagt bleibt, und der Arbeiter ist ihr

Digitized by Google

so lange uninteressant, als er nicht jüdische Schnapsschänken plündert. Diese brutale Gleichgiltigkeit der bürgerlichen Zeitungen ist aber für den socialen Frieden eine viel größere Gefahr als das tirolisch-unentwegte Sprüchlein vom Ausharren, das Herr Dipauli den Fabrikanten beschert hat und das er vielleicht ebenso den Arbeitern zum besten gegeben hätte, wenn sie früher bei ihm vorgesprochen hätten. Diese Gleichgiltigkeit wird trotz Bernstein und Böhm-Bawerk die gläubigen Vorstreiter der socialen Katastrophe mehren müssen und die Hoffnungen vernichten, welche Idealisten von einem friedlichen Zusammenschluss aller arbeitsfrohen Volkskräfte noch wahren mögen. Unserer liberalen Presse genügte es, den gehässigen Ausfall der Berliner Kreuzzeitung commentarlos wiederzugeben, die deutschen Gewerkschaften, weil sie den tschechischen Brünner Webern 25.000 Mark zugewiesen haben, der »Schädigung des Deutschthums« zu beschuldigen und so die nationale Sache mit der Sache der industriellen Ausbeuter zu identificieren. Sie hat nicht einmal das Ehrgefühl aufgebracht, einen Mann wie Dr. Lecher, den sie vor einundeinhalb Jahren als den besten Deutschösterreicher gefeiert hat, vor den Angriffen der Fabrikantenblättchen zu schützen, welche, mit einer Übersetzung Gregorigs ins Manchesterliberale, den »von den Unternehmern bezahlten Handelskammersecretär« wegen heimlicher Sympathien für die Arbeiter um seine Stellung bringen wollen. Sie trägt die schwerste Schuld an der die bürgerliche Cultur immer höher umfluthenden Barbarei, an der Hoffnungslosigkeit, mit der das junge Geschlecht in die Zukunft sieht. So wird jenes »J'accuse«, das die Geschichte einst den zerstörenden Mächten dieses Staatswesens zurufen wird, vor allem jene heuchlerischen Anwälte treffen, die den Verklagten und Verletzten der Welt ihr Pathos geliehen haben und an den Bedrückten des eigenen Landes gleichgiltig vorübergegangen sind.

XX

Digitized by Google

DAS PROVISORISCHE ÖSTERREICH.

Die rapide Culturentwicklung der slavischen Nationalitäten hat Österreich und die Deutschen in Österreich nicht zur Ruhe kommen lassen. Jeder Fortschritt zu Gunsten einer Gruppe von Staatsangehörigen vollzieht sich auf Kosten der anderen und vor allem jener, welche die Macht besitzen. So kam es, dass die Deutschen aus ihrer zu Beginn der constitutionellen Ära ausgeübten Vorherrschaft in jahrelangem Kampfe auf das Niveau gleicher Berechtigung mit den anderen Nationalitäten gedrängt wurden und dass endlich die Entwicklung bis zur slavischen Coalition, zur slavischen Übermacht in Parlament und Verwaltung gedieh. Jedem dieser drei Stadien entsprang ein Provisorium: dem ersten ein centralistisches, dem zweiten ein theilweise autonomistisches und dem dritten die provisorische Auflösung des Staatsverbandes. Es sind eben in Österreich Probleme gestellt, die einem parlamentarischen Staatswesen unlösbar sind, die nur lösbar waren einem Absolutismus des 18. Jahrhunderts. Es lässt sich keine Majoritätsherrschaft von Nationalität gegen Nationalität aufrechterhalten, kein Volksstamm lässt sich vom andern in seiner Entwicklung auch nur behindern. Und so trat an die Deutschen in Österreich die Frage heran: was sollen wir in diesem namenlosen Lande beginnen?

Da versammelten sich die conservativen unter den deutschen Abgeordneten mit den verfassungstreuen Großgrundbesitzern und den Handelskammer-Abgeordneten, hielten peinlich die paar Radicalen ferne, deren Stimme in zahlreichen Volksschichten der Deutschen vernommen wird, und beschlossen die »nationalpolitischen Forderungen der Deutschen«.

Was sollen die Deutschen in diesem namenlosen Lande beginnen? — Dem Land einen Namen geben: In Punkt 3 fordern sie ausdrücklich, dass »dieser Staat die Gesammtbezeichnung Österreich erhalte«.

Wie wollen die verfassungstreuen Großgrundbesitzer die Verfassung schützen? — Indem sie einen

Digitized by Google

Paragraphen des Staatsgrundgesetzes aufheben, — um ihn übrigens bei einem Hinterthürchen sofort wieder einzuschmuggeln: In Punkt 4 verlangen sie die Beseitigung des § 14 und eine »neue Bestimmung für wirkliche Nothfälle«. Als ob der § 14 ursprünglich etwas anderes als »wirkliche Nothfälle« vorgesehen hätte und als ob nicht auch die »neue Bestimmung« jederzeit ein Ministerium verlocken könnte, mit ihrer Hilfe außer der Noth auch dem eigenen Triebe zu gehorchen.

Wie endlich fangen es die deutschen Vertrauensmänner an, »durch den Druck der Verhältnisse gezwungen, ihr eigenes Haus zu bestellen«? — Sie klammern sich an den utopischen Plan eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der festländischen Staaten Europas. (Siehe Punkt 8).

Halb Staatsprogramm und halb Kleinigkeitskrämerei, halb prahlend und halb feig, halb revolutionär und halb hofdienerisch, halb gescheidt und halb dumm, liegt dieses Stück Papier als ein classisches Document des österreichischen Liberalismus, des leider nur als Scheintodten so oft begrabenen, vor uns.

Das Programm ist dumm:

Punkt 2 lautet: Wir verlangen den Bruch mit dem System, die Ansprüche aller anderen Nationalitäten auf Kosten der Deutschen zu befriedigen. — So lange eine vordringende und eine besitzende Nationalität in einem Staate zusammenzuleben gezwungen sind, so lange wird es keiner Regierung, und wäre sie selbst so gescheidt wie die des Grafen Thun, gelingen, die Ansprüche der einen anders als auf Kosten der andern zu befriedigen. Punkt 8 lautet: Es soll zum Schutze der einheimischen Production ein engerer Zusammenschluss der festländischen Staaten angestrebt werden. Dazu vgl. Punkt 3: »Was wir fordern, ist ein Mindestmaß.« Wenn also Frankreich oder Dänemark dieser ob ihres Alters ehrwürdigen Utopie nicht beistimmen, dann sind die Deutschen in Österreich wie gelähmt, weil sie sich in § 1 verpflichten: ... unsere

Digitized by Google

nationalpolitischen Forderungen festzustellen und für dieselben gemeinsam einzutreten.

Das Programm ist feig:

Punkt 6 (zu lang, um hier ganz citiert zu werden) knüpft an die Sonderstellung Galiziens an, um auch für die Deutschen im Wege der Gegenseitigkeit eine Art nationaler Autonomie zu begehren. Gab es, wenn man schon Galiziens gedachte, nicht einen Menschen in dem Subcomité, der die Sehnsucht, dass Österreich und Galizien wenigstens puncto Geld- und Verwaltungssachen eine reinliche Scheidung eingehen, mit so vielen Österreichern theilte? Und Dalmatien wurde ganz vergessen?

Das Programm ist verlogen:

Punkt 3: Unter Abweisung aller staatsrechtlichen Bestrebungen anderer Nationalitäten halten wir an der Verfassung und an dem Einheitsstaate fest. — Das ist die Frucht eines vieljährigen Kampfes .... Sie waren immerdar conservativ, staatserhaltend und verfassungstreu, waren es in einem Lande, das keinen Conservatismus verträgt, weil es in Österreich nichts zu conservieren gibt.

Und so stehen wir in einem neuen Provisorium. Österreich ist schon lange schwer krank; ursprünglich meinte man, es liege an den Ärzten, an den Professoren und liberalen geldmachenden Advocaten, an den Feudalen und Agrariern, an »Säbel und Weihwedel«; jetzt aber ist alles erprobt und alles erschöpft; nicht einmal mehr der § 14, das dem Staate angelegte Verfassungsbruchband, kann Österreich helfen. Und da wartete man auf die Erklärungen der Deutschen; aber sie wurden nicht von weitblickenden Politikern, sondern von Abgeordneten geschrieben, nicht von Männern, sondern von wildgewordenen Beschwichtigungshofräthen. Es ist ja keine Frage, dass Österreich mit seiner Lebenskraft, unterstützt durch seine Dynastie und durch das Gesetz der Trägheit, manche Stürme überdauern kann; aber man wird nicht leugnen können, dass kein Provisorium so

Digitized by Google

sehr nach seinem Definitivum verlangt, als just das kürzlich entrierte der Staatsauflösung . . . .

*

In Österreich trägt der Frühlingswind Gespenster ins Land. Am Pfingstsonntag sind die nationalpolitischen Forderungen veröffentlicht worden; viel besser wären sie im Herbste erschienen. Sie bringen keine neue Hoffnung und keinen neuen Glauben, keine Zuversicht und keine Einsicht. Was so oft mundtodtgemacht wurde, die öde Staatsrechtlerei unter Verkennung und Geringachtung aller wirtschaftlichen Verhältnisse, das liberale Gespenst ist wieder auferstanden. Wir hatten bloß auf ein »Communiqué« gerechnet und sind mit einem Programm überrascht worden. Jetzt braucht man uns nur noch anzudeuten, welchen Weg wir einschlagen müssen, um in Österreich zum Frieden und zur Eintracht zu gelangen, um diesem namenlosen Land endlich die primitivste Consolidation zu geben. Hatte man zu neun »nationalpolitischen Forderungen der Deutschen« Zeit gehabt, so hätte man auch noch die zehnte und unwiderruflich letzte bequem anschließen können: »Die Deutschen und die Czechen und die Slovenen haben als culturell selbständige Nationalitäten und nicht als Staatspensionäre der österreichischen Bureaukratie, als Culturkämpfer für ihre eigene und nicht als solche gegen jede fremde Cultur aufzutreten.«

*

Gegenüber den ungarischen Aspirationen in der Ausgleichsfrage scheint, nach der Haltung der Presse der verschiedenen Parteien zu schließen, etwas wie Patriotismus in Österreich platzzugreifen. Mildernder Umstand: Nothwehr.

* * *

Im offenkundigen Einverständnis mit der Regierung und unter passiver Assistenz jenes Schwachsinnes, der der liberalen Pressclique zwar nicht in vermögensrechtlichen, dafür aber in politischen Dingen seit jeher eigen

Digitized by Google

war, hat Dr. Lueger der Bevölkerung von Wien ein neues Gemeindestatut beschert. Wes Geistes Kind es ist, darüber könnte man im Zweifel sein, wenn nicht der Statthalter Graf Kielmansegg in wohlbedachter Rede das Geheimnis seiner Herkunft verrathen hätte. Die brüske Offenheit des Grafen hat zwar in Concordiakreisen Verstimmung erzeugt und die bis vor einigen Tagen gesicherte Thronfolge Frau Anastasias im Gschnasfürstenthume Metternich arg gefährdet, aber man weiß jetzt wenigstens, dass die christlich-sociale Gemeindewahlreform vom Liberalismus abstammt. Mit Volksrechten so wirtschaften, wie es der Vortheil der herrschenden Partei heischt, ist ein alter liberaler Grundsatz, und da Herr Kielmansegg ihn öffentlich pries, hat er sich nur als principienfester Liberaler bewährt, der unentwegt die Fahne des Freisinnes hochhält und das große Fortschrittsdogma von der »Wahrung des Besitzstandes« auch dann nicht preisgibt, wenn es der Gegner sich mit Vortheil zueigen gemacht hat. Solche Charactere sind selten und man nennt sie mit Bewunderung — Idealpolitiker. Zu ihnen gehört Graf Kielmannsegg, und es ist plumpe Geschichtsfälschung, zu behaupten, dass der Ausgleich des »Hanoveraners« mit den Christlichsocialen ein bloßer Compensationsact sei, da es als einseitige Parteinahme aufgefasst werden könne, wenn man sich — blos mit Juden ausgleicht .... Mit jenen banausischen Materialisten, die der Ideologie in der Politik gar keinen Wirkungskreis zuerkennen und selbst die erhabensten Römertugenden in den Staub der wirthschaftlichen Zusammenhänge ziehen, haben wir nichts gemein.

Wenn aber bei dem einen Contrahenten die idealen Motive nicht bezweifelt werden können, so lässt sich allerdings nicht leugnen, dass in den Erwägungen des andern die wirthschaftlichen Zusammenhänge offen zu Tage liegen. Es ist ein großer Complex von kleinen Interessen, die sich da zur Geltung bringen wollen. Die Christlichsocialen sind als eine sozusagen

Digitized by Google

radicale Partei groß geworden und deshalb streben sie den Principien, die sie von den Liberalen entlehnen, einen Zug ins Radicale zu geben. Die conservative Wahrung des Besitzstandes wird bei ihnen zur radicalen Mehrung des Besitzstandes, an Stelle des trägen Geizes der Liberalen soll thatkräftige Raubgier treten.

* * *

Wer Nachts die Fichtegasse entlang schreitet, ist in der Lage, ein eigenthümliches Geräusch zu vernehmen, das er natürlich den in vollem Gang befindlichen Druckmaschinen zuschreiben möchte. In Wirklichkeit rührt es von den Lanzen her, die um diese Zeit noch von den Herren Bacher und Benedikt gebrochen werden. Die letzte Sonntagsnummer der Neuen Freien Presse hat das so recht wieder deutlich bewiesen. Sie brachte — aus purer Originalitätssucht natürlich — einen Artikel über die Affaire Dreyfus, in welchem die Rettung der höchsten Güter der Menschheit als bereits in der nächsten Zeit bevorstehend angekündigt wird. Es war eine Lanze für Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, zu deren Brechung wohl das ganze Redactionspersonale, insoweit es nicht nach Haag oder zur Tröstung des Papstes nach Rom entsendet ist, aufgeboten worden war. Die kleineren Lanzen, die in den letzten Jahren in Österreich-Ungarn selbst zu brechen gewesen wären — man erinnere sich nur an Ostrau und Falkenau, an die Behandlung der ungarischen Feldarbeiter, an den Lohnkampf der Brünner Weber, an die Zwangsaufnahme von Socialisten in das Verbrecheralbum der Budapester Polizei, an die galizischen Wahlen u. dgl. — hat das Blatt bekanntlich links liegen lassen und sein ganzes unverbrauchtes Pathos den Leiden des nach der Teufelsinsel verbannten französischen Hauptmanns zugewendet. So hatte es für die Ausweisung Berthold Frischauers aus Paris fast nichts mehr auszugeben . . . .

Lange haben wir die Neue Freie Presse nicht auf ihrer alten Höhe gesehen. Sie hat sich wieder gefunden.

Digitized by Google

Seit Herr Benedikt sein classisches »Reisst die Thore auf!« ausrief, hat sich in Wien nicht mehr eine so nachhaltige Rührung aller Gläubigen eingestellt, wie am letzten Sonntag, der uns eine übersichtliche Recapitulation des Dreyfusmartyriums brachte. Es war, als ob Herr Sonnenthal eine Bußpredigt hielte, von Alfred Grünfeld am Clavier begleitet, während Herr Neuda schluchzend den historischen Griff in die Brusttasche exequiert. Von den »Insulten der fanatisierten Brutalität« bis zu den »Thaten, die alle Verbrechen der Borgias in Schatten stellen«, von der »Beule, die, am Leibe der Culturwelt aufgebrochen, eine ungeheure universelle Blutvergiftung« verräth bis zu den »Adern des ganzen Erdtheils, in denen das in Frankreich schon entleerte Gift noch immer fiebererregend kreist«, von der Befürchtung, dass »das Opfer der Scheußlichkeit ohnegleichen in seinem Kerkerkäfig dem gewissen Tode entgegensiechen« könne, bis zur sicheren Erwartung, dass bald »ein neuer Beethoven die Großthat Picquarts in unsterblichen Tönen verewigen« werde — — — — eine Scala von bebenden Empfindungen und tobenden Leidenschaften. Alles war erschüttert, und der Curszettel musste sich beeilen, »die wichtigsten der vorgekommenen Cursvariationen« anzuzeigen. Da blieb kein Auge thränenleer, und die Bankdirectoren, die bisher nur auf die Actionäre schlecht zu sprechen waren, begannen drohend die Faust gegen die Reactionäre zu ballen. Die Neue Freie Presse hatte prophezeit, dass sich das Gute doch Bahn brechen werde, wiewohl sie von dieser Bahn keine Betheiligung zu erhoffen hatte und im Gegensatz zur Nordbahn z. B. die Verlängerung ihres Privilegs wirklich nur idealen Lohn abzuwerfen vermöchte. Das war es, was allgemein so sympathisch berührt hat. Dazu das bestimmte Versprechen, ein neuer Beethoven werde die Thaten Picquarts in unsterblichen Tönen besingen. Für einen Tag fast zu viel. Man hatte bisher nur gewusst, dass die eine Front der Neuen Freien Presse dem Comptoir der

Digitized by Google

Gebrüder Gutmann gegenüberliege und während der Lectüre des Blattes nie an das der anderen Front zugekehrte Beethovenmonument gedacht. Aber vielleicht lag doch eine Verwechslung vor. Auf dem Weg von der Besingung durch Benedikt bis zu der Besingung durch Beethoven dürfte ein Poëm des Dichters Moriz v. Gutmann der Neuen Freien Presse noch immer als die passendste Verherrlichung jedweder Ruhmesthat erscheinen.

* * *

An dem Tode des Hofschauspielers Robert hat sich wieder einmal die Fixigkeit des journalistischen Apparates bewährt. Die neue Construction, die neben biographischer Bereitschaft auch auf Stimmung und zarte Impressionen bedacht nimmt, hat sich sehr zweckdienlich erwiesen. Im Laufe des Vormittags langte in Wien die Trauernachricht ein, und schon in den Abendblättern waren sinnige Beziehungen zwischen dem Sterben Roberts und seiner oftgespielten Rolle des Sorgenlösers im »Meister von Palmyra« geknüpft. Die Neue Freie Presse hatte gar aus sicherer Quelle erfahren, dass Robert auch ein »letztes Wort« gesprochen habe.

Heute gibt es kein besseres Bureau in Wien, das nicht seinen eigenen Stimmungsmenschen hätte. Einst musste der Setzerlehrling vor Schreibtischen warten, heute holt er den Redacteur von Irrgängen verlorener Schwermuth heim. Die in der Redactionsconferenz beschlossene Empfindsamkeit gehorcht den Regeln der technischen Herstellung; was will im Auge des Herrn Dr. Herzl die einsame Thräne, wenn die übrigen schon durch die Druckmaschine rollen? . . . .

Immerhin wird sich noch eine wesentliche Vereinfachung des Verfahrens erreichen lassen. Schon findet sich in fast allen Nekrologen für Hofschauspieler der Satz: »Nun er todt ist, bleibt eigentlich niemand zurück, der jene Traditionen noch vertritt, welche er verkörperte,« alle Feuilletonisten versichern, wenn »der Besten Einer« gestorben ist, auch »am Grabe des Burgtheaters« zu stehen, und alle fragen sich, nachdem sie eine Handvoll Phrasen auf den Sarg geworfen haben: »Was soll noch werden? . . . .« Auch der neue Stil wird allmählich zu einer Clichierung führen, und die Zeitungsherausgeber werden sich gegebenenfalls die Wehmuth von einer Localcorrespondenz besorgen lassen.

* * *

Digitized by Google

Lapidares aus der Neuen Freien Presse. Das Abendblatt vom 23. Mai bringt zwei Beschreibungen des Erzherzog Albrecht-Monumentes. Im Feuilletontheil erscheint der Kopf des Reiters als »mit einer knappen Wendung nach rechts gerichtet«, während nach der Versicherung des Localberichterstatters der Kopf des Erzherzogs »mit einer leichten Wendung nach links schaut«. Sogar einem Standbild gegenüber vergißt die Neue Freie Presse ihre alte Fähigkeit nicht, auf Wunsch nach rechts und nach links zu schreiben.

VON DEN AUTOREN DER MISSHANDLUNG.

Noch einmal muss ich — die Leser, die es erwarten, werden darob sehr böse sein — von der ganz persönlichen Angelegenheit sprechen. Ich bin schwer genug gestraft durch den Ekel, den ich vor der Berührung eines gerichtsordnungsmäßig erledigten Factums empfinde; aber ich darf die Rücksicht, die ich Anderen versage, nicht mir selbst in ungewöhnlichem Maße spenden. Und Rücksicht bedenklichster Art wäre es, wollte ich mich einfach dem schmierigen Handel, in den ich zu meinem Leidwesen verwickelt ward, nun, da ein Richterspruch gefällt ist, entziehen .... Ihm durfte ich das letztemal nicht präjudicieren, und leichtfertig behielt ich mir vor, auf die »Geheimgeschichte des Überfalles«, auf seine »fünf bis sieben Begleitumstände« zurückzukommen. Nun rücke ich mit dem Geständnis heraus, dass mir inzwischen die Lust vergangen ist, ein derartiges Versprechen zu erfüllen. Den Nachrichter spielen dünkt mir heute misslicher fast als das, was ich angesichts des Gerichtstages unterlassen. Bis zum Überdruss hat man sich an dieser Affaire delectiert, und man weiß heute in Wien, dass unsere literarischen Souteneure und Zuhälter in zehnstündiger Gerichtsverhandlung zwar jede Beziehung,

Digitized by Google

die sie untereinander so zart geknüpft, verleugnet haben, dass aber alle sich in dem Stolze einigten, Vollstrecker, Zuseher oder Mitwisser der Kratzwunden, die ich erhielt, gewesen zu sein. Es gab ein liebliches Bild von der Structur, den Zusammenhängen, den Gewohnheiten und den Bestrebungen unseres geistigen Wien, und ich gestehe, dass mich, wenn ich nicht zufällig »Privatbetheiligter« wäre, die Gelegenheit locken würde, es noch einmal zu zeichnen.

Aber ich habe meine Leser unlängst auf die noch zu entstellenden Berichte der Tagesblätter verwiesen, und ich verweise sie heute auf die bereits entstellten. Dennoch kann ich nicht leugnen, dass alles, was die von mir aufgestöberten Coterien durch den beredten Vertheidigermund der Herren Neuda, Brix und noch zweier Anderer gegen mich vorbringen ließen, ziemlich lückenlos von den Zeitungen wiedergegeben war, und dass ich mich, was den Abdruck von Schmähungen und Verdrehungen anlangt, über Unvollständigkeit eigentlich nicht zu beklagen habe. Es wäre mir heute ein Leichtes, durch die Publication eines Verhandlungsprotokolls, das ich durch drei Kammerstenographen aufnehmen ließ, genau die Stellen aufzuzeigen, wo einige unserer Zeitungen gelogen, wo andere unterschlagen haben. Aber ich habe mich, um die Gerechtigkeit ihren vom Staatsanwalt vorgezeichneten Lauf nehmen zu lassen, gegen die Widerwärtigkeiten eines mehrstündigen Aufenthaltes in der gepressten Luft eines Verhandlungszimmers, in der physischen Nähe der Vertreter des literarischen Wien, nicht gesträubt. Und so mag ich auch nicht nachträglich den Revanchegelüsten einer von mir gezeichneten Presse in den Arm fallen und den Herren die einzige Gelegenheit, die ihnen ein Abweichen von ihrer Todtschweigetaktik zur Pflicht machte, schmälern.

Ich will heute nicht einmal auf das Benehmen der Presse anlässlich des Uberfalls selbst zurückgreifen, nicht ausführlich erzählen, wie von den Dienstmännern

Digitized by Google

der »Concordia« und von den ihnen attachierten Correspondenten auswärtiger Journale dreist gelogen und entstellt wurde, wie meine Reinigungsarbeit des Journal- und Theaterstalles flink in einen »persönlichen Angriff« verwandelt, wie ich zum Pamphletisten und »Herausgeber eines Schmähblättchens« erniedert, der andere zum »Bühnenschriftsteller« erhöht ward. Nicht einer hat das bischen Ehrlichkeit aufgebracht, von dem äußeren Geschehnis zu abstrahieren, meine Bestrebungen der Sphäre rüder Kaffeehaushändel zu entrücken und dort eine objective Prüfung vorzunehmen, wo eine aufs Allgemeine gerichtete, socialkritische Absicht zu persönlichen Consequenzen geführt hatte. Nicht einer schien zu begreifen, dass ich auch in dem Artikel, der die Attaque auf meine Person verursachte, nichts weiter gewollt, als das hoffnungslose System von Corruption, welches zwischen Kritik und Bühnen waltet, aufzeigen, und es war klar, dass die Autoren der Misshandlung sich in der Gunst vorsichtigerer und bequemerer Wiener Geister nur befestigt hatten.

Am wenigsten hat noch — ich muss es diesmal ausdrücklich anerkennen — die Neue Freie Presse gelogen. Sie war sogar so ehrlich, die ganze Begebenheit aus der Welt hinauszufälschen. Sie hat in ihrer Vornehmheit wieder einmal — in der letzten Zeit mehren sich die Fälle — gratis geschwiegen. Besorgt muss man sich fragen, wie sich die »Concordia« als Interessenvertretung der Wiener Journalistik zu einer derartigen beständigen Entwertung des Schweigens stellen wird? Es liegt etwas Stimmungsvolles in diesem großen Schweigen, dessen künstlerische Wirkung von Goethe in seinem »Über allen Wipfeln ist Ruh'« und von Böcklin in seinem »Schweigen im Walde« auch nicht annähernd erreicht wurde. Man muss nur bedauern, dass ein Börsenblatt so seine ganzen Kräfte für ein Schweigen aufbraucht, welches entschieden einer besseren Sache wert wäre. Ich bin nämlich überzeugt, dass es sich hier um einen Act der Selbstlosigkeit handelt. Die

Digitized by Google

Neue Freie Presse verfolgt keine Nebenabsichten, wenn sie meinen Namen nicht nennt, sie riskiert es sogar, ihren Misscredit bei ihren Lesern zu vermehren, wenn sie über eine Affaire, die immerhin symptomatischer ist als ein Trunkenheitsexcess im Rathhauskeller, kein Wörtchen berichtet. Sie war die einzige Zeitung, die so glücklich war, bei dem Überfall selbst durch ihren Localredacteur vertreten zu sein, und hätte ich ihn als Zeugen vorladen lassen, so wäre sie schier in die Lage gekommen, den eigenen Mitarbeiter todtzuschweigen. Sie kann aber nun einmal von ihrem alten Aberglauben, dass das Bekanntwerden ihrer Feinde einzig von ihr abhänge, nicht lassen, und hätte sicherlich auch den Ringtheaterbrand ignoriert, wenn sie damals den verkohlten Leichnam eines politischen Gegners hätte erwähnen müssen. Die Ereignisse werden bei den schlechten Erfahrungen, die sie mit der Neuen Freien Presse gemacht haben, gut daran thun, künftig über das Blatt besser informiert und vorsichtiger in der Wahl ihrer Opfer zu sein.

Im Allgemeinen habe ich die feindselige Haltung gewisser Journale als die beste Genugthuung empfunden. Gibt es ein höheres Glücksgefühl, als nach einer in banger Sorge verbrachten Sonntagsnacht am Montagsmorgen mit einem Angriff des Herrn Alexander Scharf überrascht zu werden? Ich hatte gefürchtet, der abgeklärte Greis, der heute, ein Erz—vater der Journalistik, Generationen von corrupten Jüngern in scheuer Ehrfurcht zu sich aufblicken sieht, werde mich am Ende als Bundesgenossen für seine Zwecke reclamieren. Aber der Kampf gegen die Neue Freie Presse ist durch ihn noch nicht compromittiert und — zur Bekämpfung des Herrn Scharf bedarf es der »Fackel« nicht.

Von den freiwilligen zu den bestellten Vertheidigern der Übelthat ist nur ein Schritt. Herrn Neuda, dessen veraltetes Pathos für einen Schwachsinn aus den Sechziger-Jahren einzutreten schien, will ich hier aus

Digitized by Google

dem Spiele lassen. Er hatte mit seinen Anwürfen gegen mich fast ebensowenig Glück, wie mit der Vertheidigung seines Clienten, und hätte besser gethan, diese meinem Anwalt zu überlassen; heute mag er es bereuen, dass er ihm, der so nachdrücklich auf mildernde Umstände für das verführte Mündel plaidierte, ins Wort fiel. Während Herr Neuda nur die Gehässigkeit der Concordiakreise vertrat, sprach Herr Brix auch in eigener Sache, oder, wie ich mich einmal ausdrückte, »mit dem Ingrimm des Erlebten«. Ich werde Herrn Brix auch jetzt noch nicht die Gefälligkeit erweisen, ihn als liberalen Gemeinderath ernst zu nehmen, und ich schätze in ihm nach wie vor den Angehörigen der Verbindung »Markomannia« höher als den Politiker. Ich habe über diesen unentwegten Fortschrittstänzer der Wiener Börsensalons seinerzeit — es stand die confessionelle Trennung der Volksschulclassen auf der Tagesordnung — etwa Folgendes geschrieben: »Herr Walter Brix schlug als der Sprecher der liberalen Gruppe muthig wie ein Löwe den clericalen Vorstoß zurück. Natürlich wie ein Balllöwe. Ein überzeugter Veranstalter von Costümkränzchen, der alljährlich auf dem Gschnasfeste das Deutschthum hochhält, den Fortschritt wie eine Quadrille liebt und seine politische Carrière damit begann, dass er einst als Amtsdiener verkleidet im Künstlerhause erschien, war berufen, den Wiener Freisinn zu repräsentieren. Er sprach von Adern, in denen deutsches Blut rolle, und plätscherte behaglich in den parlamentarischen Untiefen. Herr Brix mag ja Recht haben und man kann den vereinigten antisemitischen und zionistischen Bestrebungen gewiss nichts weiter als immer wieder den Assimilationsstandpunkt entgegensetzen. Aber wäre es nicht für die Partei angezeigter und politisch klüger gewesen, die toleranzige Weisheit von einem andern Gesinnungsgenossen vortragen zu lassen? Es ist eine Erbsünde der Liberalen, dass sie in einer entscheidenden Frage anstatt tüchtiger Losgeher seichte Provocateure ins Treffen schicken. Gegen das Lob, das Herr Brix der

Digitized by Google

Assimilationstheorie spendete, lässt sich nichts einwenden; aber er hätte besser gethan, sich ihrer langsamen Erfolge in stiller Beschaulichkeit zu freuen ....«

Kein Billigdenkender wird sonach Herrn Brix die Ausfälle gegen meine Thätigkeit verübeln können, nicht einmal die dreisten Drohungen und Wünsche für meine weitere körperliche Unsicherheit, die ihm am Schlusse seines Plaidoyers beliebten. Wenn sie so ernst gemeint sind, wie die Versicherung, die Herr Brix einmal — eine Viertelstunde nachdem er der Ausschließung durch den Gemeinderathsdiener gefügig Folge geleistet — in einer liberalen Tischgesellschaft abgegeben hat, nämlich, dass er »bis aufs Messer kämpfen werde«, dann kann ich ruhig schlafen — fast so ruhig wie während der Gerichtssaalrede des Herrn Brix.

Manche Hoffnung hat sich am Tag des Gerichtes trügerisch erwiesen — nicht zuletzt die des Herrn Julius Bauer, der da gewähnt hatte, es werde auch über seine definitive Berufung als »Wiener Aristophanes«, die ich ihm streitig gemacht, entschieden werden. Aber die Lachsclaven saßen auf der Anklagebank, und kein Richter hätte zugegeben, dass diese zum Anklagebänkel missbraucht werde. »Wer lacht da nicht?« schienen seine verzagten, ängstlich schweifenden Blicke zu sagen, und er musste die Enttäuschung erleben, dass er mit dem einen Witze, den er seit Empfang der Vorladung sorgfältig gehegt und mitgebracht hatte, vom Gerichte abgewiesen wurde. Was den Zeugen Bahr anlangt, so muss ich mir für heute einige Reserve auferlegen. Er hat ausgesagt, dass meine consequenten Angriffe seine Carrière nur gefördert hätten. Greife ich ihn noch einmal an, so ist er vielleicht tags darauf schon am Ziel seiner Wünsche, also beim Neuen Wiener Tagblatt, angelangt. Schweige ich ihn aber todt, erbarmt sich am Ende die Neue Freie Presse seiner. Aus diesem Dilemma vermag ich nur herauszukommen, wenn ich beide Methoden abwechselnd an ihm versuche. Im übrigen scheint Herr Bahr meine Angriffe zu überschätzen; ein einziger Toast,

Digitized by Google

den er auf Herrn Wilhelm Singer ausbringt, bedeutet für sein Fortkommen mehr, als meine jahrelange Abwehr seines den letzten Ernst unserer Literatur verludernden Treibens. Er wird sich auch weiterhin nicht so sehr auf meine böse als auf seine gute Zunge verlassen müssen . . .

Während der eine für Angriffe dankbar zu sein vorgibt, datiert der andere seine Carrière von deren Abwehr. Ein längst verblasster Ruhm ist neulich im Gerichtssaale aufgefrischt worden. Ein Journalist, der solange mit der deutschen Grammatik gekämpft hatte, bis er endlich durch eine resolute Attaque auf meine Person das Terrain gewann, hat Wert darauf gelegt, seine Überfallspriorität festgestellt zu sehen. Der Vorkämpfer, der nahe daran war, in Vergessenheit zu gerathen, wollte sich von dem Epigonen nicht beschämen lassen.

Es war eine Orgie des Faustrechtsbewusstseins, die das junge Wien gefeiert hat.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Diesmal erlaube ich mir, Ihre hübsche Definition des Jours zu citieren. Jour ist also »eine prächtige Gelegenheit, Tänze im Vorverkauf an den Mann zu bringen, die gewöhnlich an der Abendcassa viel billiger zu haben sind«. Ich zeige Ihre Briefe niemandem, aber ich veröffentliche sie zum Theile. Wenn Sie mir solche Indiscretionen ersparen wollen, dann wagen Sie es doch endlich, mir einen kleinen Beitrag zu schicken. Sie können ja nach wie vor mit Ihrem vollen Pseudonym für das, was Sie schreiben, eintreten.

Michael Georg C., dzt. Karlsbad. Vielen Dank für das Lebenszeichen und die zutreffende Bemerkung, dass »so für das literarische Wien nach der Dekadenz die neue Heldenepoche anbricht«.

Hubert L. Nachträglich besten Dank! Es würde mich freuen, Sie kennen zu lernen.

Dr. Wolfgang M. Vielen Dank für den hübschen Vergleich!

C. H. II. Eventuellen neuen Daten sähe ich gerne entgegen; natürlich wird der »Universitätsbummel« fortgesetzt.

Socialpolitiker. Sie beweisen mir, dass Herr Benedikt ein Anhänger der Goldwährung und dass unsere Valutapolitik keine Münzverschlechterung sei. Ich bin der letzte, das erste zu bezweifeln. Über den zweiten Punkt denke ich anders. Wenigstens ist unsere Valutapolitik das, was Herr Benedikt, wenn er unabhängig wäre,

Digitized by Google

Münzverschlechterung nennen würde. Und darauf allein kommt es mir an. Der Unglückliche steht eben unter dem permanenten Einfluss so vieler einander widersprechender Liebenswürdigkeiten. Hier die Liebenswürdigkeit der Banken, über deren zu hohe Besteuerung er mitleidsvolle Thränen vergießen muss, dort die Liebenswürdigkeit des Ministers, der sich nach Panzerschiffen sehnt. Wie nun den Hass gegen Steuern und die Liebe zu den Banken mit der Liebe zu den Panzerschiffen vereinigen? Dafür gibt es zwei Mittel. Die Steuern sollen eben Andere zahlen, und diesen Anderen wird weisgemacht, unser Export wage sich nur wegen der fehlenden Bedeckung durch Kriegsschiffe nicht hinaus. Was verschlägt's, wenn ein paar Tage zuvor zu lesen war, dass wir infolge des Steuerdrucks nichts zu exportieren haben.

R. H . . . . . t. Das angezeigte Thema interessiert mich. Bitte sich bald zu melden, resp. das Material zu senden.

H. R . . . . . r. Bitte nur einzusenden.

Dina M. 1. An Schnitzler habe ich nie »missmuthig herumgezerrt«. 2. Ich bin bereit, mit Ihnen »schrecklich zu streiten«.

Lady Mischief. Auch Sie anonym?

Robert F. Ich wiederhole mein Ersuchen. Ihre Furcht ist unbegründet.

Dr. E. F. Ich habe nie behauptet, dass Herr S. M. im Haag weile.

Landsmännin. Warum sollte ich böse sein?

„Seemann." Sehr gerne.

Leopold P. in Wildon, Dr. Victor F. in Prag, Leopold N. in Klosterneuburg. Dank und Gruß!

Anonyme Briefe, die eines sachlichen Inhalts und positiver Anregung entbehren, können nicht berücksichtigt werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

PFLEGE DEINE ZÄHNE!

Kein Zahn- und Mundreinigungsmittel war imstande, sich so schnell die Gunst weitester Kreise zu erringen, wie

OSAN

Dieses bewährte Präparat ist antiseptisch, conservierend, reinigend, angenehm und übertrifft die besten bisher bekannten Zahnmittel um ein Bedeutendes. Ärztlich begutachtet.

OSAN-Mundwasser-Essenz à 88 kr., OSAN-Zahnpulver à 44 kr.

ANTON J. CZERNY, WIEN

XVIII., Carl Ludwigstrasse 6. — Niederlage: I., Wallfischgasse 5.
DEPOTS in Apotheken, Parfumerien, Droguerien etc.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr 7 WIEN, ANFANG JUNI 1899

Der »größte Wiener« ist vor einigen Tagen zugrabe getragen worden und anstatt der Wiener gab ihm eine Gesellschaft von Premièrenbesuchern das letzte Geleite ... Auf einem Zeitungsinserat war neulich der Stefansthurm zu sehen, von dessen Höhe ein speculativer Schuhwarenhändler seine Ware der Wiener Menschheit feilbietet. In seiner einfachen Symbolik hat dies Annoncenbild das Schicksal aller Volksthümlichkeit schmerzlich ahnen lassen. Lange vorher war das andere WahrzeichenWiens, Johann Strauß, entwertet. Im Takte seiner »Schönen blauen Donau« begann sich eines Tages eine Gesellschaft von Jobbern und Reportern zu wiegen; ein Ring von Tarokspielern und Theateragenten hielt seitdem fast mit physischer Gewalt die Schöpferkraft des Genius umschlossen. Damals starb Johann Strauß, heiratete und ward Ehrenmitglied der »Concordia«. An dem Tage, da das geistige Wien sich den Zwischenträgern der Cultur zu eigen gab, da der naivste und echteste Schöpfer auf die Bahn hastigen Tantièmenerwerbs geführt ward, hat die Tragödie Johann Strauß' ihren Anfang genommen. In einem Zeitraum von zwanzig Jahren, in welchem die Erhaltung aller künstlerischen Ursprünglichkeit dem Volke so nothwendig gewesen wäre, wurde der musikalische Inbegriff des Wiener-

Digitized by Google

thums zum Gebrauche der Börsensalons hergerichtet. Heute betrauert Herr Julius Bauer den Verlust eines Tarokpartners, Herr Bernhard Buchbinder tröstet sich mit dem Ausrufe: »Er war unser!« und Herr Siegfried Löwy stellt sich mit einem sinnigen Kranz ein, auf dessen Schleifen er und die Gattin einen »letzten Gruß von den Donaunixen« entbieten ....

Bald reichlicher, bald spärlich, aber ununterbrochen floss der Tintenstrom über die »Affaire«. Seit dem 13. Januar vergangenen Jahres lieferten die Correspondenten alltäglich einige Spalten, und das Pathos der weisen Nathans des Leitartikels umbrandete die Teufelsinsel. Trotzdem schleppte sich die Sensation etliche Monate mühsam in Havas- und »eigenen« Depeschen fort. Dann gewannen die Revisionisten die Oberhand, der Zusammentritt des Cassationshofes brachte die größte Spannung, und sein Urtheil rief den höchsten Jubel auf der einen, die höchste Erbitterung auf der andern Seite hervor, deren Wiederhall und erneuerter Ausbruch noch oft aufeinanderstoßen dürfte. »Dreyfusard« und »Antidreyfusard« bleiben wohl für die erregte Parlamentsdebatte Schmähwörter wie das immer wieder auftauchende »Panama!«. — Der Capitän aber wird bis zu seiner vollständigen Acclimatisation an Paris und bis tüchtige Correspondenten sein Einleben in den Schoß der Familie nach allen Richtungen ermittelt haben, seinen Stammplatz in den Zeitungsspalten behaupten — ein Dauererfolg, um den ihn selbst gekrönte Häupter von der Rührigkeit Wilhelms II., selbst die modernsten Helden der activen Reclame be-

Digitized by Google

neiden können. Dann kommt noch die journalistische Ausmalung wiedergewonnener Familienfreuden, und all die actuelle Gerührtheit mag erst durch den Weltausstellungsrummel verdrängt werden. Er wird dem »Frankreich der Industrie, der Arbeit und des Fortschritts« den hocherwünschten internationalen Geldzufluß bringen, dessen Erwartung mit dem Sieg der Gerechtigkeit vielleicht in einem gewissen Zusammenhang stehen mag. Damit soll der ökonomischen Kraft und Einsicht der Franzosen nur das Wort gesprochen sein. Der ideale Standpunkt, welcher von dem an den Chancen eines militärischen Panama unbetheiligten Ausland vertreten wird, ist auch von braven Männern der Republik nicht sogleich eingenommen worden. Jene Forderung, die Kant in Sachen der Gerechtigkeit irgendwo aufstellt: noch drei Tage vor dem sichern Weltende müsse der letzte Verbrecher, wenn er auch der letzte Mensch sei, — um des idealen Rechtes willen — justificiert werden, sie konnte von dem Ausland viel leichter und bequemer auf die Acteure des Dreyfushandels übertragen werden, als von denen, die den Untergang, wenn auch nicht der Welt, so doch der Republik befürchten mussten. Der Anstifter der Sache, der in seiner Annäherung an die Säbelquaste schon sprichwörtlich gewordene Weihwedel, hatte wiederum ein engeres Interesse, die Untersuchung und Revision zu verhindern. So musste die Wahrheit, beeinträchtigt auch durch die freundliche Unterstützung der capitalistischen Presse, ein strapaziöses Hindernisrennen bestehen. Aber wird ihr Sieg mehr sein als eine Errungenschaft für Frankreich, theuer bezahlt durch eine zweijährige Beunruhigung des Landes? Wird er in einer Zeit, da die Friedensconferenzen geheimer als die Kriegsgerichte sind, wirklich eine »moralische Reinigung Europas« und nicht am Ende bloß eine Reinigung der Leitartikelspalten herbeiführen? Bleibt nicht, trotz dem schwunghaften Austausche von Friedensphrasen im Haag, der Militarismus aller Lande ein Baals-Heiligthum, dessen furchtbaren Geheimnissen zu nahe

Digitized by Google

zu kommen sich auch der Unschuldige hüten mag? Und werden unsere freigesinnten Streiter, die für den Triumph der bürgerlichen Gerechtigkeit in Frankreich so begeistert eintreten, nicht mit dem gleichen Opfermuthe nach wie vor einer Erhöhung der Wehrlasten im eigenen Staate zustimmen?

Das von unserer liberalen Presse so gütig berathene Frankreich kann und konnte in aller Wirrnis noch ein Vorbild sein. Und wenn seit zwei Jahren die Leitartikel, in denen es aus der Vogelgehirnperspective der Fichtegasse gehofmeistert wurde, mit solchen wechselten, die aus den Herren Gregorig und Schneider wichtige Parlamentarier machten und communale Mostschädel als Robespierres behandelten, so vergaß man häufig, dass Frankreich ein lebendiges Parlament besitzt und uns an Cultureinrichtungen jeder Art um ein gutes Stück voran ist. Nur in Frankreich vermochte der Schrei eines Verurtheilten durchzudringen, ohne erstickt zu werden. Dies haben die Revolutionäre auf Entfernung — in Wien und Berlin — vergessen oder höchstens mit theoretischer Leblosigkeit anerkannt.

Dass den Anderen der Jude Dreyfus schon an und für sich ein Hochverräther ist, an solch offenem Bekenntnis wird auch die Revision nichts ändern. Es bleibt die Frage, ob das dogmatische Interesse der Jüdisch-Clericalen — es gibt auch eine solche den Größenverhältnissen nach nicht minder regierungslüsterne Partei — nicht am Ende größeres Unheil bewirken könnte als aller Antisemitismus. Bestrebt, die Juden nach den vier Jahrtausende alten Anweisungen als »ein auserwähltes Volk zu erhalten, das sich mit anderen Völkern nicht mischt«, ja ihnen in nichts zu ähnlich werden darf, erläutern sie an Dreyfus den Fingerzeig ihres Gottes gegen die Assimilation. Denn über das Dogma »vom auserwählten Volk« scheint trotz allem Rationalismus die rechtgläubige Judenheit nicht hinauskommen zu wollen.

Digitized by Google

Wer von all dem und zugleich vom Rassen-Antisemitismus frei ist, kann die leidige Affaire nicht beiseite schieben, ohne daraus ein richtigeres Urtheil über die Judenfrage zu gewinnen. Der Antisemitismus, der in Frankreich so rasch und fast unerwartet emporlohte, hat bewiesen, dass selbst einer social vorgeschrittenen Nation die von einem Theil der Juden mit vielem Eifer getriebene psychologische und gesellschaftliche Assimilation nicht genügt — vielleicht beim besten Willen nicht oder selbst dort nicht genügt, wo jede Agitation fehlt, wo aber der Percentsatz der jüdischen Bevölkerung ein gewisses Maß übersteigt. Mag sein, dass der Socialismus diese Anpassung, die sich bis jetzt doch nur auf die oberen Schichten erstreckt, in der ganzen Bevölkerung und gründlich durchsetzen wird, mag sein, dass selbst die elementarste gesellschaftliche Gewalt dies ohne natürliche Nachhilfe nur unvollständig erreicht. Jedenfalls hat sich für die gegenwärtige Geschichts- und Gesellschaftsperiode die Assimilation ohne physiologische Blutmischung als unzureichend erwiesen.

In der kürzlich eröffneten politischen Portraitgalerie darf heute — nach Schließung der Landtagssession und nach Beschwichtigung aller »taktischen Bedenken« — Herr Eugen v. Philippovich sina ira et studio betrachtet werden. Die »taktischen Bedenken« sollten einen Mann, der so wacker an der Seite des Herrn Noske gegen den Herrn Gregorig kämpft, in so harter Zeit vor Angriffen bewahren. Aber Herr v. Philippovich hat einen Schutz, der eventuell den Freiheitskämpfern Kick und Benedikt gesichert werden müsste, nicht nöthig oder hoffentlich noch nicht nöthig.

Digitized by Google

Er hat sich zwar in den Dienst einer sogenannten guten Sache gestellt, indem er die Verpflichtung auf sich nahm, den Grobheiten des Herrn Gregorig einen lahmen Widerstand entgegenzusetzen und sich gemeinsam mit den liberalen Verbündeten von Fall zu Fall gegen irgendein Elementarereignis zu »verwahren«. Aber ich nehme an, dass er, der Professor der Nationalökonomie, in den landtäglichen Auseinandersetzungen seine wissenschaftliche Lebensaufgabe vorläufig noch nicht erblickt.

Betrachten wir ihn als Führer der Wiener Socialpolitiker. Ich weiß nicht, ob er den Namen erfunden hat, der seither einem Häuflein von Bewohnern der Inneren Stadt, die mit der Dictatur des Herrn Matzenauer nicht einverstanden waren, gestattet, sich als Partei zu fühlen. Er dagegen wird schwerlich wissen, dass diese gemeinsame Abneigung gegen die Tischgesellschaft, die als Verein der Fortschrittsfreunde im Vereinsregister verzeichnet steht, den eigentlichen geistigen Zusammenhang seiner Partei ausmacht. Es wäre nicht uninteressant, von ihm zu erfahren, worin er selbst ihn findet. Der Verein der Fortschrittsfreunde hat doch kürzlich wenigstens einen Ausflug gemacht, auf den die Liberalen »als auf einen Erfolg zurückblicken können« — wie die Blätter versicherten, da die Theilnehmer von der Fahrt nach Deutsch-Altenburg an ihren Stammtisch heimgekehrt waren. Wo bleibt bis heute der Ausflug der Socialpolitiker? Man sollte meinen, dass es dem Machtgefühl einer politischen Partei schmeicheln müsste, wenn es ihr gelänge, ein separiertes Coupé bei der Bahnverwaltung durchzusetzen ....

Wissenschaftlich und politisch ist Philippovich Meister in allen Dingen, welche man messen, zählen und wägen kann, weit schwächer in allem, was energisches Denken oder feinen Instinct erfordert. Ganz unzugänglich ist seiner vornehmen Natur die Psychologie der Gemeinheit, ohne die doch unser politisches Leben schwer verständlich ist. In der Beurtheilung des Liberalismus

Digitized by Google

täuscht ihn die Phrase, und das Medusenhaupt des Antisemitismus versteinert ihn völlig. In Fragen der praktischen Nationalökonomie ist er unser erster Fachmann, aber auch den Landtagskämpfer führt Entrüstung immer wieder zu hochmüthiger Sachlichkeit zurück. So hat ihn der Wille, alles zu verstehen und alles zu verzeihen, trotz seinen unzweifelhaft redlichen Absichten leider zu einer dem Zweibund Schottenring-Fichtegasse nicht unsympathischen Figur gemacht. Zolas Saccard vergleicht die Agiotage mit der Wollust; jene sei erforderlich zur Erhaltung der Werte, wie diese zur Erhaltung der Gattung, und Philippovich — persönlich gewiss ein rechtschaffener Mann — lässt sich solche Weisheit einblasen und glaubt damit noch höheres professorales Verständnis für das Wesen moderner Credit- und Industrieentwicklung zu bewähren. So stärkt er in ganz objectiv denkenden Leuten die Meinung, dass jene volkswirtschaftliche Ueberzeugung, die sich in dem Zwischenruf »Jud« concentriert, wenigstens in Börsenfragen noch immer unschädlicher sei, als das verständnisvolle Besserwissen des Gelehrten. Wie wenig er die politische Situation und die Beschaffenheit der Leute erfasst, auf welche er im Landtage wirken will, bewies er, als er sich dort einmal auf »ausgezeichnete Artikel« berief, die über Ausgleichsfragen in der — Neuen Freien Presse erschienen wären. Wenn man den Christlichsocialen eines zugestehen muss, so ist es der negative Vorzug, dass sie dem Economisten endgiltig misstrauen gelernt haben. Herr v. Philippovich und der Mann, der die ja wirklich ausgezeichneten Artikel schrieb, gehören zu jenen, die bei uns noch immer in völlig reiner Absicht sich eines unreinen Sprachrohrs bedienen. Die Herren mögen sich einmal einen Jahrgang der Neuen Freien Presse in der Hofbibliothek geben lassen und unbefangen, durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Herrn Benedikt nicht geblendet, in stiller Welt- und Weltblattabgeschiedenheit die Fülle von gleißnerischer politischer und finanzieller

Digitized by Google

Niedertracht würdigen, die ihnen entgegendampfen wird. Und dann mögen sie sich die Frage beantworten, ob der moralische Schaden, den sie durch ihre Mitarbeiterschaft stiften und nehmen, von dem Nutzen aufgewogen werden kann, den »ausgezeichnete Artikel über den Ausgleich« zu bringen vermögen.

Philippovich war früher Mitglied der nationalliberalen Partei im Großherzogthum Baden, wo er an der Universität Freiburg lehrte; er steht also am Ende des rechten Flügels der Liberalen. Seiner alten Stellung in politicis getreu, war er in Wien ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts. Als aber ein Wahlreformentwurf der Stellung der Socialpolitiker zu der Frage, die damals unsere innere Politik beherrschte, Ausdruck geben sollte, zeigte es sich, dass kaum zwei Männer der Partei hierüber gleicher Meinung waren. So entstand jenes komische Monstrum, das eine ergötzliche Mischung der reactionären Velleitäten des Herrn Professors und der überradicalen seines Freundes Dr. Ofner darstellte, das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht verfrüht fand, jedoch die Einführung des Frauenstimmrechtes für dringlich hielt. Aber auch gegenüber der Socialgesetzgebung hat die Partei keine Stellung. Das einzige Mitglied, das sie ins Parlament brachte, der brave alte Dr. Kronawetter bekämpfte das Heimatsgesetz, das immerhin einen Fortschritt bedeutete, vom Standpunkt des Wiener Magistratsrathes aufs schärfste.

Philippovich scheint neuestens in die Fußstapfen des Herrn Noske treten zu wollen. Er kann mit Sicherheit darauf rechnen, dass die Beschimpfungen, die er einheimst, ihm nicht nur die Stimmen seiner bisherigen Landtagswähler sichern, sondern ihn für künftige Reichsrathswahlen als prädestinierten Candidaten der Inneren Stadt oder der Leopoldstadt erscheinen lassen. Und da er ohne Frage in seinem Fache ein tüchtiger Mann ist, könnte man die Wähler der Herren Noske und Kareis zu dem Tausch nur beglückwünschen.

* * *

Digitized by Google

Zur Exportaction der österreichischen Regierung. Professor Mitteis verlässt die Wiener Universität. Dass deutsche Universitäten durch die günstigeren ökonomischen Bedingungen, durch die größeren Wirkungsmöglichkeiten, die sie den Forschern bieten, die besten unserer Lehrer an sich ziehen, sind wir längst gewohnt. Freih. v. Gautsch hat in einem Anfall von Witzigkeit diese beschämende Verarmung unseres wissenschaftlichen Lebens als »active geistige Handelsbilanz« bezeichnet, und thatsächlich scheint jetzt die Regierung, die fortwährend von einem Export reden hört, die systemisierte Ausfuhr von geistiger Nahrung als die vornehmste Staatsnothwendigkeit zu betrachten. Aber der Fall Mitteis hat noch ein specielles Interesse. Der Gelehrte ließ sich durch ein ganz unösterreichisches Feingefühl zum Abschied von der Wiener Lehrkanzel hinreißen. Die Facultät hat nämlich als Nachfolger des Hofraths Siegel primo et unico loco den Münchener Amira vorgeschlagen, der Minister jedoch lässt sich durch solch ein fachliches Votum von seinen fest vorgezeichneten Protectionsidealen nicht abbringen und octroyiert — ob auf dem Wege einer Verordnung oder mit dem § 14, ist unbekannt — seinen Grazer Günstling. Da findet es Professor Mitteis geboten, sich freiwillig aus einer Gesellschaft zurückzuziehen, von der er störende Eindringlinge nicht mehr fernhalten kann. Er bedenkt nicht, dass kein Mann unentbehrlich ist, dass das Protectionskind, welches an seine Stelle kommt, nicht schwer zu finden sein wird und dass sogar der Unterrichtsminister Graf Bylandt eines Tages ersetzt werden kann. --

Der Privatdocent der Nationalökonomie an der Brünner technischen Hochschule, Dr. Stephan Bauer, hat eine Berufung als außerordentlicher Professor an die Baseler Universität erhalten. Er nahm sie an, weil er in Oesterreich keine Aussichten hatte und weil infolge seiner Bewerbung um die außerordentliche Professur in Brünn augenblicklich ein begünstigter Herr Schullern

Digitized by Google

v. Schrattenhof als ordentlicher Professor nach Brünn geschickt ward. Auch dieser jüngste Fall gemahnt uns, dass der wichtigste österreichische Exportartikel die unabhängige Intelligenz ist. Nunmehr kann die Regierung alle Vorwürfe wegen der eingeschlafenen Exportaction mit gutem Gewissen von sich abwälzen.

* * *

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Kochajme się! Auch für die Wiener medicinische Facultät ist Polen noch nicht verloren. Die große sarmatische Springflut, die unter des hochseligen Taaffe Regierung ihre mehr oder minder gehaltreichen Sedimente auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens abgesetzt hat, spülte ihre trüben Wässer auch über das Allgemeine Krankenhaus. Es war einmal eine Familie Blumenstock in Krakau und Umgebung, die sich zuerst schamhaft Blumenstok ohne c, dann Blumenstok von Halban und schließlich Halban ohne Blumenstok nannte. Auf der düstersten Seite der österreichischen Parlamentsgeschichte finden wir den Namen des Sectionschefs und Kanzleidirectors des Abgeordnetenhauses Heinrich Ritt. v. Halban verzeichnet, der merkwürdigerweise noch immer nicht ganz abgethan und noch immer Hausherr von Nr. 1 am Franzensring ist. Er ließ die Polizisten ins Parlament und die Verwandten in die Facultät einrücken. Er hat den Völkern Österreichs die lex Falkenhayn und der Krakauer Universität einen Bruder und Docenten der gerichtlichen Medicin geschenkt. Die Wiener medicinische Facultät verdankt der Familie Halban nicht weniger als zwei hoffnungsvolle klinische Assistenten: Dr. Josef Halban an der I. geburtshilflichen und Dr. Heinrich v. Halban an der psychiatrischen Klinik des Professors Dr. Richard Freih. v. Krafft-Ebing. Man sieht, wie hier, analog dem Falle Braun, die akademische Eignung die schon geadelte und die noch bürgerliche Linie Halban gleichermaßen auszeichnet. Was sonst die polnische Invasion,

Digitized by Google

das aus der Theorie in die ärztliche Praxis übersetzte Kochajme się, in dem Hause angerichtet hat, das der zweite Josef »saluti et solatio aegrorum«, keineswegs aber »protectioni invalidorum« gestiftet hat, soll für heute nicht untersucht werden.

Protectionswirtschaft und Nepotismus haben wir in unserem vielbemerkten ersten »Universitätsbummel« als die Krebsschäden der Wiener medicinischen Facultät bezeichnet, für die vorläufig kein wirksames Heilserum erfunden ist. Die Hunderte von Zuschriften, die der Artikel an den Herausgeber zufolge gehabt hat, geben Zeugnis davon, dass diesmal mit der Aufdeckung der Krankheiten im Hause der Kranken einem — wie die Tagesblätter einmal ausnahmsweise nicht constatiren — »längstgefühlten allgemeinen Bedürfnis Rechnung getragen wurde«. Das Material ist uns durch diese liebenswürdigen Einsendungen ganz gewaltig emporgewachsen. Da wir aber nur die Thatsachen für sich sprechen lassen und vorläufig bei dem Schmerzenskinde, der medicinischen Facultät, bleiben wollen, schließen wir den Tabellen A (Onkel und Neffen) und B (Väter und Söhne) in Nr. 4 der »Fackel« diesmal als Fortsetzung an:

Tab. C. Söhne einflussreicher Väter.

Hofrath Dr. Karl Ritt. v. *Czyhlarz* ist Professor des römischen Rechtes an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät;	sein Sohn Dr. Ernst Ritt. v. *Czyhlarz* war Assistent an der Klinik für interne Medicin des Hofrathes Nothnagel und ist jetzt Privatdocent für interne Medicin.
Dr. Josef *Breuer*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hervorragender Internist, aber zugleich auch Hausarzt fast aller unserer Universitätsprofessoren;	sein Sohn Dr. *Breuer* jun. ist Assistent an der Klinik für interne Medicin des Hofrathes Nothnagel.
Hofrath Professor Dr. Max *Büdinger* lehrt Geschichte an der philosophischen Facultät;	sein Sohn Dr. Konrad *Büdinger* war Assistent an der chirurgischen Klinik und ist jetzt Privatdocent für Chirurgie.

Digitized by Google

Dr. L. Ritt. v. *Karajan*, emeritierter Landes-Sanitätschef von Niederösterreich, Regierungsrath etc.;	sein Sohn Dr. v. *Karajan* jun. ist Assistent der chirurgischen Klinik des Hofrathes Albert.
Dr. August Ritt. *Bielka v. Karltreu* ist k. und k. Leibarzt, Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Cl., Ritter der französischen Ehrenlegion, Arzt des Witwen- und Waisenvereines der k. und k. Hofbeamten und -Diener und des Tonkünstlervereines »Haydn«;	sein Sohn studiosus medicin. *Bielka v. Karltreu* ist Assistent am Institute für allgemeine und experimentelle Pathologie des Hofrathes Knoll.
Hofrath Professor Dr. Richard *Heinzel* lehrt deutsche Philologie an der philosophischen Facultät;	sein Sohn Dr. Karl *Heinzel* ist Assistent an der II. Augenklinik des Hofrathes Fuchs.
Franz Ritt. v. *Stejskal* (†) war Polizeipräsident von Wien;	sein Sohn Dr. Karl Ritt. v. *Stejskal* ist Assistent an der II. medicinischen Klinik des Hofrathes Neusser.
Professor Dr. Karl *Rabl* lehrt Anatomie an der deutschen Universität in Prag;	sein Sohn Dr. Hans *Rabl* ist Assistent am histologischen Institute und Privatdocent in Wien.

Man sieht, wie auch die anderen Facultäten in freundnachbarlicherweise für die prompte Besetzung der Assistenten- und Privatdocentenstellen an der medicinischen Facultät sorgen. Und da nun diese in erster Linie eine große Versorgungsanstalt ist, wird sie auch für außerhalb der Alma Mater Vindobonensis stehende Väter zum Ziele der heißesten Protectionswünsche. Je mächtiger der Vater, desto sicherer wird der Sohn Assistent eines medicinischen Faches. Der freie Wettbewerb der Talente, aus dem in jedem Falle die Befähigtesten hervorgehen müssten, wird hiedurch illusorisch gemacht und das Niveau der Facultät systematisch herabgedrückt.

Mit dem tabellarischen A-B-C der Protection an der Wiener medicinischen Facultät sind freilich die verwandtschaftlichen Zusammenhänge noch lange nicht

Digitized by Google

erschöpft. Eine Ausdehnung unseres harmlosen Universitätsbummels auf die österreichischen Plätze außerhalb Wiens lässt uns dem Gynäkologen Lumpe, Sohn des tüchtigen Wiener Lumpe (†) und Schwager des Vorstandes der II. geburtshilflichen Klinik in Wien Hofraths Dr. Rudolf Chrobak (der übrigens in Dr. Eduard Regnier einen Assistenten und Schwiegersohn hatte) in Salzburg, dem Professor der Geburtshilfe und Schwiegersohn des Professors Weinlechner Dr. Ehrendorfer in Innsbruck, dem Geburtshelfer und Schwiegersohn des verstorbenen Hofraths Dr. Karl von Braun Dr. Welponer in Triest etc. etc. begegnen. Und damit uns niemand den Vorwurf der »Protection« von Israeliten auf Kosten der strammen Arier mache, constatieren wir in aller Form, dass Hofrath Professor Dr. Moriz Kaposi, der Vorstand der dermatologischen Klinik, einst als strebsamer Kohn aus dem Dorfe Kapos, Comitat Ungh, nach Wien kam, hier die Tochter des berühmten Hebra heiratete und dann in der akademischen Carrière langsam aber sicher von Staffel zu Staffel emporstieg. Welcher Weg von dem gedrückten jüdischen Studenten Moriz Kohn von einst zu dem Christen, med. und chir. Dr., Universitäts-Professor, Vorstand der Universitäts-Klinik und der Abtheilung für Hautkranke, Mitglied der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, Hauseigenthümer (das bedeutet das »E« in Lehmanns liebenswürdig indiscretem Wohnungsanzeiger), Ritter des österreichischen kaiserlichen Leopolds-Ordens, Commandeur des griechischen Erlöser-Ordens, Officier der französischen Ehrenlegion, correspondierenden Mitglied der königlich ungarischen Gesellschaft der Aerzte zu Budapest, der Akademie der Wissenschaften zu Bologna, der New-York Dermatological Society, der Dermatological Society of London, der Société française de Dermatologie etc. etc.! Welch ein Weg von dem gedrückten Studenten zu dem berühmt schroffen, im Verkehr mit ärmeren Patienten oft ungewöhnlich harten Abtheilungsvorstand! Kaposis Sohn

Digitized by Google

hat sich selbstverständlich der verheißungsvollen medicinischen Laufbahn zugewendet. Dermalen wirkt er im Auslande . . .

* * *

Sehr geehrter Herr! Am 3. d. M. meldete ein Wiener Blatt die Entgleisung eines Zuges in Vlissingen und nur wenige Linien weiter — bloß der »Absturz eines Touristen« trennte oder verband die beiden Meldungen — war die Ernennung, beziehungsweise Versetzung dreier Amtsärztinnen in Bosnien zu lesen. Die räumliche Nachbarschaft dieser Notizen war gewiss eine zufällige, aber der »blinde« Zufall traf hier, wie so oft, wieder einmal das Richtige. Auch die drei, zu Amt und Würde gelangten Frauen sind — im bürgerlichen Sinne — entgleist. Die Unglücklichen sind vom einzig richtigen, traditionellen »Rosenpfad der Liebe« abgekommen, haben ehrwürdige Dämme durchbrochen und Schranken gestürzt, um schließlich auf den »Dornenweg der Wissenschaft« zu gerathen; hiebei wurden, zur Verzweiflung der bürgerlichen Weichenwächter, Anstand und Sitte mehr oder minder verletzt, Herkommen und Ueberlieferung mit Füßen getreten.

Man darf billigerweise der verantwortlichen Unterrichtsbehörde das Lob nicht versagen: Sie strebt nach Kräften, eine Häufung derartiger Unfälle hintanzuhalten, und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, dass sie überhaupt in Oesterreich möglich geworden sind. So hat man es bis jetzt ängstlich vermieden, von staatswegen eine gymnasiale Mädchenschule zu errichten — das »Mädchengymnasium« ist Privatinstitut — und als die Frauen Zutritt zur Universität forderten und dies Begehren nicht länger unberücksichtigt bleiben konnte, da schloß die fürsorgliche Hausfrau Alma Mater rasch die gute Stube der medicinischen Facultät ab und empfieng ihre Gäste in der chemischen Hexenküche und den anderen Räumen der philosophischen Facultät. Wohl überreichten die gebildeten Frauen Wiens dem Reichsrath eine durch zahlreiche Unterschriften unterstützte Petition um Zulassung weiblicher Hörer zum medicinischen Studium. Da die Petenten es aber unterlassen hatten, irgendein nationales oder confessionelles Moment geltend zu machen, so fand das Parlament auch keine Veranlassung, sich der Sache anzunehmen, und die Frauen Oesterreichs, die nach Erlangung und Bethätigung medicinischen Wissens streben, erreichen bis heute dieses Ziel bloß auf dem einzigen Wege Hegelgasse–Zürich–Sarajewo. †

Digitized by Google

Ich hatte immer geglaubt, dass einer, der im Deutschen Reiche heute eine Majestätsbeleidigung begeht, Gefahr laufe, von Wilhelm II. zum Duell gefordert zu werden. Man hat es ja dort mit einer Krone zu thun, die sich selbst fortwährend in die Debatte zieht, und Maximilian Harden wurde sogar gewarnt, des abends allein ein Kaffeehaus zu besuchen, weil eine Ueberraschung durch den deutschen Kaiser geplant sei. Nun gibt es gewiss dort draußen subjective Verfolgungen, bei denen sich der subjective Monarch als »Privatbetheiligter« gerieren mag. Glücklicherweise ist es aber bis heute zu den oben angedeuteten Excessen nicht gekommen. Wilhelm II. verschmäht die Brachialgewalt und ist vornehm genug, seine Rancunen literarisch zu vertreten. Wer wie er die Feder zu führen und andere Federn zu commandieren gewohnt ist, kann sich damit begnügen, seinen Gegner, nachdem er ihn auf die Festung geschickt hat, in einem Theaterstück anzugreifen. Er inspirierte den gewissen Lauff-Burschen seiner literarischen Wünsche, ließ in das Drama »Eisenzahn« ein paar gehässige Verse gegen den wehrlos gemachten Herausgeber der ‚Zukunft' einflechten und gab seiner unbändigen Freude ob der gelungenen Revanche durch Aufschlagen der Hand auf den Schenkel so lauten Ausdruck, dass Harden diese bekannte Beifallsbezeugung seines Kaisers von Wiesbaden bis nach Weichselmünde gehört haben mag. Wahrhaftig, ein erfreuliches Culturbildchen: Hier ein geistiger Arbeiter, der dafür, weil ihm von Gott ein edles Können und der Muth, nichts zu verschweigen, gegeben ward, an ein Festungszimmer gebannt, durch ein halbes Jahr körperliche Entbehrung leiden muss — dort von Gottesgnaden ein Kaiser, der angesichts eines Parketts von Lakaien den Wehrlosen verhöhnt und von seiner Theaterloge aus jeden Moment Schwarze Adler-Orden auf die Bühne zu werfen bereit ist.

Dass unter den gutgesinnten Zeugen dieser Scene sich diesmal auch der Berichterstatter eines sogenannten

Digitized by Google

»radicalen« Blattes befand, ist nur geeignet, das Ensemble der Seltsamkeiten, das dieser Theaterabend bot, zu vervollständigen. Der biedere Demokrat Mamroth wälzt sich in seiner ‚Frankfurter Zeitung' förmlich vor Vergnügen über die Anrempelung, die dem verhassten Harden von oberster Stelle zutheil ward. Wiederholt hat er früher den Hauptmann Lauff ob seiner höfischen Poetasterei verspottet; aber er ist weit entfernt, sich daran zu erinnern, und nimmt heute die schäbigste Gelegenheit wahr, um seinem Privathass gegen Harden zu fröhnen. Herr Mamroth ist wohl von Wilhelm II. nie persönlich angegriffen worden; er braucht also kein Bedenken zu tragen, sich an den Interessen eines so eigenartig verfolgten Schriftthums zu vergreifen und die kaiserlichen Gefühle der Genugthuung zu theilen.

Was übrigens die ‚Frankfurter Zeitung' freiwillig unternimmt, das besorgt ihr Wiener Correspondent, Herr Kanner, ex officio. Er übernimmt den Hass seines Bureaus und richtet ihn mit dem ganzen Aufgebot seiner Nüchternheit, mit seiner unsäglich dürftigen Polemik, für die ‚Zeit' ein. Zu solchem Treiben schweigen andere »Unabhängige«, deren Blatt Harden durch einen Vortrag als Erster und nachdrücklich in den Abonnentensattel geholfen. Dies alles vollzieht sich zu einer Zeit, da dem Herausgeber der ‚Zukunft' auf Weichselmünde die Bewunderung der Initiative Wilhelms II. beigebracht wird. Herr Mamroth und seine Wiener Anhänger haben jetzt noch etwa fünf Monate Zeit, darüber nachzudenken, wem unter ihnen Harden, sobald er freien Fußes, den ersten Tritt versetzen wird.

* * *

Die Serie der Robert-Nekrologe hat Herr Bahr in seiner Weise vervollständigt. Er behauptet am 3. Juni in der ‚Zeit', dass »vom Munde Roberts ein schwerer zorniger Schmerz herabhieng«; jedoch schon wenige Zeilen später will er »schwarze Bäche« entdeckt haben, die »von Roberts Munde rannen«. Und da soll sich der Leser auskennen! Herrn Bahr scheint die Freude über seinen bevorstehenden Eintritt in den Redactionsverband des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ganz confus gemacht zu haben.

* * *

Digitized by Google

Unter den von ihrer Administration redigierten Tagesblättern hat jüngst bezüglich eines Vorfalls lebhafte Uneinigkeit geherrscht. Die einen ließen sich aus einem nahen Curort die Explosion eines Benzin-Automobils berichten, bezeichneten genau den Lenker des Gefährtes und wussten zu melden, dass er schwere Verletzungen erlitten, sein Kind den Tod gefunden habe. Ort, Zeit und Name, alles war peinlich angegeben. Andere schrieben anders. Sie bestritten den Unfall hartnäckig und versicherten die Oeffentlichkeit, das Ganze sei auf ein falsches Gerücht zurückzuführen.

Geübte Leser, die sich von den Ereignissen nicht so sehr erschüttern lassen, dass sie sie nicht auf ihren Zusammenhang mit dem Inseratentheile der Wiener Blätter zu prüfen imstande wären, wollen herausgefunden haben, dass jene Zeitungen, die den traurigen Unglücksfall vorne dementierten, im Inseratentheile umso beredter die Vorzüge der Erzeugnisse einer Benzinmotorenfabrik anpriesen. So erfährt man, dass selbst alles Unglück in der Welt respectvoll vor der sechsmal gespaltenen Nonpareillezeile halt macht. Das Schulbeispiel einer tragischen Ironie wäre es dann, wenn gleich neben einer Annonce der Automobilfabrik ein Partezettel stünde. Die dazwischenliegende Localnotiz muss sich der Leser hinzudenken. Ist nicht der Inserent genug geschädigt, wenn das Blatt in einem Dementi auch nur auf die Möglichkeit eines Automobilunfalls aufmerksam macht? Das Publicum, das ein Interesse daran hat, sich über ein Verkehrsmittel, das bald die Sicherheit unseres Straßenlebens bedrohen wird, auf das genaueste zu informieren, und die Zeitung, die ein Interesse daran hat, in diesem Falle möglichst schlecht informiert zu sein, sie können einander nicht verstehen. Ob Vater und Kind leben, ob sie, die in einigen Blättern namentlich angeführt waren, überhaupt nie existiert haben, wer weiß es? Eine Erklärung seitens der Verwandten der angeblich Verunglückten erfolgt nicht, und die Blätter, welche die Nachricht gebracht, unterlassen es, den Ursprung zu bezeichnen oder den Correspondenten zur Verantwortung zu ziehen. Die anderen versichern, dass in der besten aller Welten auch ein Benzinmotor noch nie explodiert sei, und entschädigen im übrigen durch den diesmal besonders reichhaltigen Inseratentheil. Wenn sie aber betheuern, dass »von einem solchen Unfall weder der dortigen Polizei noch einer andern Behörde etwas bekannt« sei, so sollten sie offenherzig doch auch die Bemerkung beifügen: »Nähere Auskünfte ertheilt die Administration.«

* * *

Digitized by Google

Lapidares aus der Neuen Freien Presse. Der Economist vom 30. Mai beginnt mit den Worten: »Unter ungewöhnlich starker Betheiligung wurde heute die Generalversammlung der Südbahn abgehalten.« — — —

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Sie fürchten, dass ich nicht imstande sein werde, den Strom der »sachlich anregenden« Anonymen einzudämmen. Mit dem Papierkorb drohen ist erstens veraltet, und zweitens habe ich keinen. Im übrigen vergessen Sie, dass ich nicht bei jedem Briefe so lange genießend verweile, wie bei den Ihren .... Die Einsendung hat mich erfreut, die beigeschlossene Bitte verstimmt. Also dünkt Ihnen bereits Ihr Incognito unsicher? Ist es denn nicht genug, dass ich nicht weiß, wer die Verfasserin ist, und wollen Sie am Ende vor sich selbst versteckt bleiben? Gewiss, es hätte unabsehbare Folgen, wenn Sie einmal Ihr Pseudonym im Schlafe verriethen; aber eine andere Signatur ist vor Ihren Träumen nicht minder unsicher.

Kälbe K. Das Kleeblatt bedeutet ebensogut wie die Fackel ein einfaches Abtheilungszeichen, keine Unterschrift. Das Fackelzeichen hält verschiedene Rubriken auseinander; das andere wurde (innerhalb einer Rubrik) angewendet, weil drei Sterne nach einem ohnehin mit Sternen besäeten Artikel gestört hätten. Nähere Auskunft verbietet mir Ihre Discretion; sie könnte erst nach Bekanntgabe Ihres vollen Namens und der Gründe Ihres freundlichen Interesses erfolgen.

E. S. E. Eine Antwort auf die gegen den Frauenverein gerichtete Zuschrift in Nr. 4 müsste nicht bloß sentimentale Vorwürfe an meine Adresse, sondern auch Sachliches enthalten. Einer derartigen Entgegnung würde ich jederzeit Raum gewähren. Die allgemeinen österreichischen Frauen haben von meinem Anerbieten bisher keinen Gebrauch gemacht, sich vielmehr auf eine ärmliche Erklärung in ihrem Blatte beschränkt.

Antizion. Besten Dank für Ihre Freundlichkeit! Ich werde vielleicht gelegentlich auf das Thema zurückkommen. Aber ich bedarf nicht erst der Enthüllungen, die eine Gerichtsverhandlung bietet, und der Kenntnis interner Unreinlichkeiten im Zionistenlager, um mir ein Urtheil über das Treiben der »Führer« zu bilden und es zu wiederholen.

Ein Nörgler. 1. Der Satzbau war einwandfrei. — 2. »bloß« wird nach dem Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung bloß mit ß geschrieben. Dies gilt für beide Bedeutungen. Sollten Sie zu bequem sein, um das Büchlein zur Hand zu nehmen, so mag Ihnen eine kurze Ueberlegung sagen, dass »bloß« auch dort,

Digitized by Google

wo es die Stelle des »nur« vertritt, den ursprünglichen Sinn des »nackt« bloß adverbial verändert hat, und Sie werden sich in Zukunft müßige Recriminationen versagen. Ich weiß ganz gut, dass meine lieben Feinde auf der orthographischen Lauer liegen; aber in sechs Heften, die ich schrieb, haben sie bisher nichts zu erschnappen vermocht.

M. B. »Trotz« wird richtig mit dem Dativ verbunden. Die genetivische Anwendung ist eine ehrwürdige Schlamperei des Sprachgebrauchs, der aber logischerweise auch »trotzdessen«, statt »trotzdem« sagen müsste.

Victor K. Besten Dank! Aber ich kann doch nicht alles auf einmal besorgen.

D. H. G. Leider nicht möglich, aber gut genug, um auf weiteres neugierig zu machen.

Ing. J. W. Welche »unabhängige Presse« meinen Sie eigentlich? Besten Gruß!

F. P. (Chiffre für P. E.). Ganz hübsch. Das Thema soll gelegentlich eine durchgreifende Behandlung erfahren; dann wird auch Ihre Anregung benützt werden. Weitere Einsendungen erwarte ich gerne.

Eifriger Leser. Sie beklagen sich, dass nach dem Morgenblatte vom Pfingstsonntag die nächste Nummer der Wiener Tagesblätter »erst« am dritten Tage Nachmittag erschienen sei. Sonderbarer Schwärmer!

„Ein Narr, weil Abonnent der Neuen Freien Presse." Sie klagen, dass Ihr Leibblatt seinen Roman nicht in täglichen Portionen bringe und dass kein Leser imstande sei, »diese zerfleischten Theile und zerstreuten Gebeine zu einem Ganzen zu sammeln«. Gerne gebe ich Ihrer Beschwerde an dieser Stelle Raum, verweise sie aber im übrigen auf die Antwort, die ich dem vorstehenden »eifrigen Leser« ertheilt habe.

A. R., Wien, II., Am Tabor. Sie und zahlreiche andere »Abonnenten der Neuen Freien Presse« bitten mich um Aufnahme von Beschwerden über die Haltung des Blattes. Diese Zuschriften sind, wo sie, wie in Ihrem Falle, die Zeichnung des vollen Namens nicht scheuen, Beweise einer wahrhaft erfreulichen Verminderung des Autoritätsglaubens, der heute noch die einzige Existenzbedingung der Neuen Freien Presse bildet. Sie wagen es, dem Blatte »Rücksichtslosigkeit gegen seine Leser« vorzuwerfen, und sind bereit, dies ohne Incognito selbst in der »Fackel« zu wagen. Ihre Zuschrift nun ließe ich gerne erscheinen, wenn sie nicht meine eigene Sache beträfe. Ich will nicht annehmen, dass Ihre und anderer Leute Unzufriedenheit erst durch die bornierte Haltung des Blattes in meiner Affaire geweckt wurde. Sie haben ja ganz recht, wenn Sie der Meinung sind, es sei »für das Recht des Abonnenten völlig irrelevant, dass Einer der an einer öffentlichen Angelegenheit Betheiligten zufällig derjenige ist, welcher die Neue Freie Presse aus Ueberzeugung

Digitized by Google

bekämpft«. Zutreffend ist auch Ihre Constatierung, dass das Blatt keine »Gerichtsverhandlung, in der ein Einspännerkutscher wegen Schnellfahrens zum soundsovieltenmale verurtheilt wurde«, den Lesern vorenthält. Sie können jedoch versichert sein, dass die Neue Freie Presse solche Ereignisse, nicht weil sie allgemein interessieren, berichtet, sondern lediglich aus dem Grunde, weil sie bisher nichts davon erfahren hat, dass die schnellfahrenden Einspännerkutscher ihre politischen Verächter seien .... Im übrigen gibt es für Abonnenten der Neuen Freien Presse ein wirksameres Mittel, ihre Unzufriedenheit geltend zu machen, als Zuschriften an meine Adresse.

Dr. National. | *Sufficit.* | Vielen Dank. Aehnliche Mittheilungen jederzeit erwünscht.

M. H. S., Floridsdorf. L. Etinsaur (?). R., J. St . . . . . r, Wien XVI., Renée (ich glaube Sie zu kennen), *Graf G. in Brixen, Alois M. in Steyr, „Eine müde Seele", Sigbert E. z. Zt. Baden.* Dank und Gruß!

Melanie F. Die Neue Freie Presse konnte doch nicht den Ueberfall auf Loubet todtschweigen!?

C. H. II. Besten Dank für die Anregung!

Richard Sch., Crescenzago bei Mailand. Nach Ihrem ersten Brief dachte ich: errare humanum est. Nach Ihrem zweiten: turpe in errore perseverare. Nach Ihrem dritten habe ich verziehen und grüße Sie herzlichst.

Ein Jünger Themis'. Kommt alles an die Reihe! Für nähere Information sehr verbunden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

PFLEGE DEINE ZÄHNE!

Kein Zahn- und Mundreinigungsmittel war imstande, sich so schnell die Gunst weitester Kreise zu erringen, wie

OSAN

Dieses bewährte Präparat ist antiseptisch, conservierend, reinigend, angenehm und übertrifft die besten bisher bekannten Zahnmittel um ein Bedeutendes. Ärztlich begutachtet.

OSAN-Mundwasser-Essenz à 88 kr., **OSAN-Zahnpulver** à 44 kr.

ANTON J. CZERNY, WIEN

XVIII., Carl Ludwigstrasse 6. — Niederlage: I., Wallfischgasse 5.

DEPOTS in Apotheken, Parfumerien, Droguerien etc.

Digitized by Google

DIE FACKEL

NR. 8 WIEN, MITTE JUNI 1899

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Als der Herausgeber der ‚Fackel' sich anfangs Mai allein auf den Universitätsbummel begab, da ahnte er nicht, welch stattliche Corona sich alsbald um ihn sammeln werde. Studenten, Doctoren und unverkennbar auch Herren, die eine Stunde vorher dem lieben Collegen zu den »grundlosen und unerhörten Angriffen« condoliert hatten, überschütteten den Herausgeber mit Beiträgen zum Capitel der Protectionswirtschaft und des Cliquenwesens an der Wiener Universität. »Reißt die Thore auf!« Es war, wie wenn dieses große Wort aus der Fichtegasse zum Motto im Feldzuge gegen die akademische Misswirtschaft geworden wäre .... Der Herausgeber hatte, man darf ihm dies glauben, nicht geringe Mühe, das eingelaufene Material zu sichten und zu prüfen. Zunächst das medicinische. Denn er hält vorerst an der Aufgabe fest, zu zeigen, wie das Ansehen der vormals glänzenden Wiener Schule durch die beispiellosen Missstände herabgemindert wurde.

Die Wenigsten, die den Muth hatten, Angaben zu machen, bekannten in den Zuschriften ihre Namen. Da blieb nichts übrig, als fallweise nachzuforschen, was richtig, was falsch sei, und statt Erleichterung erfuhr der Herausgeber durch die freiwilligen Helfer nur Erschwerung in seinem akademischen Augiasamte. Wer ihn kennt, der wird wissen, dass er seinen Stolz nicht darin findet, ein fixer Rechercheur zu sein, wie ihn die Chefredacteure der Wiener Tagesblätter sich als schwer

Digitized by Google

zu erreichendes Ideal eines Redactionskuli wünschen. Ja, wo sind die großen Zeiten der großen Reporter! Wo sind die Zeiten, da ein Wiener Journalist den Eröffnungsact der Wiener Weltausstellung in seiner Weise festlich begieng, indem er einen der weißen Ordnerstäbe an sich nahm, um dann unentwegt Sr. Majestät beim Eröffnungsgange voranzuschreiten. Die »Findigkeit« desselben Reporters, der bei einem andern traurigen Anlasse sich den Bratenrock eines Provinzbürgermeisters anzog und mit einem Kranze zu einer »höchsten Leiche« gieng, um dort weinend das duftige Blumengewinde niederzulegen und so nebenbei zu erfahren, welches die letzten, letzten Worte Ihrer kaiserlichen Hoheit gewesen, diese »Findigkeit« hat in beiden Fällen dem Blatte »Originalberichte« eingebracht, die sich sehen lassen konnten.

Nun denke man, dass dem Herausgeber der ‚Fackel' dieser von Detectivelist nicht mehr entfernte Spürsinn ganz und gar abgeht. Und vollends glaubte er, die undankbare Aufgabe, Familienzusammenhängen nachzuspüren, nicht selbst übernehmen, sondern geschulteren Kräften überlassen zu sollen. Zwar, wo Protectionstreiben und Gevatterschaften aufgedeckt werden, wo also gerade die »Familie« den Ursitz allen Uebels darstellt, scheint mir der vielberufene »Eingriff ins Privatleben« eine höhere ethische Weihe zu erhalten. Dies mögen sich die heuchlerischen Vertheidiger der Privatlebenslüge gesagt sein lassen, die, wo sich unablässig ein Betrug an der Oeffentlichkeit vollzieht, die zärtlichen Gefühle eines Vaters für seinen Sohn respectieren möchten. Ihnen freilich ist es bequemer, allerorten ein Sacrosanctum aufzustellen und in schadenfroher Erwartung dann zuzuschauen, wie sich hier und dort — dem Muthigern zuleide — Heiligthümer in Wespennester wandeln. Dennoch war auch er, der sich bedenkenlos auf den Universitätsbummel begab, von der herkömmlichen Scheu vor den fatalen »Familiensachen« nicht völlig freizusprechen. Er hatte den Begriff redlich erweitert und — wollte

Digitized by Google

dennoch nicht intimer werden, als zur Feststellung der Wahrheit unumgänglich nothwendig erschien. Peinlichere Gewissenhaftigkeit in der Controle des zugetragenen Materials wäre ihm gewiss wieder zum Vorwurf gemacht worden, und überdies hätte er eine telephonische Anfrage bei den Herren Professoren, welchen Sohn, Neffen oder Schwiegersohn sie wohl in der letzten Zeit protegiert haben, nicht einmal als das zur Erforschung der Wahrheit geeignete Mittel ansehen können.

Diese Reserve einerseits, anderseits die an der medicinischen Facultät schon zur suggestiven Selbstverständlichkeit gewordene Annahme, dass jeder Assistent und Docent, der den Namen eines Hofrathes von der gleichen oder einer nahen Facultät trägt, auch dessen ehelicher Sohn ist, hat nun im letzten »Universitätsbummel« zur Aufstellung von zwei thatsächlich nicht begründeten Paternitäten geführt. So sei denn constatiert, dass der frühere Assistent an der II. Augenklinik Herr Dr. Karl Heinzel nicht der Sohn, sondern ein Neffe, des Hofrathes und Philologieprofessors Dr. Richard Heinzel*) ist, den übrigens sein vornehm wissenschaftliches Wirken dem Verdachte bewusster Machenschaften entrückt. Was den Privatdocenten und Assistenten am histologischen Institut Dr. Hans Rabl anlangt, so ist zu bemerken, dass er nicht der Sohn des Prager Universitätsprofessors gleichen Namens ist, dass sich aber all die freundlichen Berichtiger, die meine doch kaum böswillige Aufstellung in Harnisch brachte, noch nicht darüber geeinigt zu haben scheinen, ob und in welchem Verwandtschaftsgrade beide Gelehrten zusammenhängen. In der Familiensache Halban hinwiederum sei eine Version verzeichnet, die dem bekannten Krakauer Gelehrten, der schon im Jahre 1869 gerichtliche Medicin docierte,

*) Herr Prof. Dr. Richard Heinzel macht mich in einer Zuschrift auf den Irrthum aufmerksam und ehrt mich dabei durch die objective Anerkennung, dass ich in meinem »Universitätsbummel« »in der That auf eine wunde Stelle des Universitätslebens den Finger gelegt habe.« Anm. d. H.

Digitized by Google

die Einflusspriorität vor dem Sectionschef zuschreibt, und mit Bezug auf den Schwiegersohn des Hofrathes Dr. Chrobak, Dr. Regnier, bringe ich gerne zur Kenntnis, dass er zuerst Assistent an der geburtshilflichen Klinik seines späteren Schwiegervaters war und erst nach dem Scheiden von der Klinik dessen Verwandter wurde.

Die soeben veröffentlichten medicinischen Personalnachrichten werden hoffentlich von den jüngeren Generationen Braun, Schrötter etc. nicht als Wink verstanden werden, die Väter zu verleugnen. Wenn schon ein Vater gleich dem grimmen Saturn seinen eigenen Sohn verschlungen hat, wenn Minister gehen, Minister kommen mussten, damit die Bestellung des eigenen Sohnes zum eigenen klinischen Assistenten Thatsache werde, dann soll das Ereignis oft und laut verkündet werden. Glaubt aber der Sohn und Erbe, dass er selbst etwas bedeute, dass er nur ein Opfer der Protection seines mächtigen Vaters sei, dann steht es ihm ja frei, die väterliche Klinik zu verlassen. Man hat viel darüber nachgedacht, wie Hofrath Schrötter die ordnungs- und verordnungswidrige Ernennung seines Sohnes zum Assistenten erreicht habe. Die Sache ist sehr einfach, wenn man nur die vielberufenen verwandtschaftlichen Zusammenhänge vom Krankenhaus bis zum Minoritenplatz weiterverfolgt. Der verstorbene Phytopaläontolog und Professor der Botanik in Graz Constantin Freih. v. Ettingshausen war mit Pauline Schrötter v. Kristelli, des Hofrathes Schrötter Schwester, verheiratet. Der Ehe sind mehrere Kinder entsprossen, von denen Johanna Freiin v. Ettingshausen, geboren den 30. März 1854, am 7. Juli 1881 Normand Mac Leod of Mac Leod, Herrn auf Dunvergan-Castle in Schottland heiratete. Nach dem Tode des schottischen Edelmanns blieb Johanna Witwe, bis sie am 7. November 1897 den damaligen — durch seine verständnisvolle Förderung des österreichischen Kunstlebens mit Recht gerühmten — Sectionschef im Unterrichtsministerium Vincenz Grafen Bailleet-Latour ehelichte. Anfangs December desselben Jahres

Digitized by Google

war Graf Latour, der Gemahl der Nichte des Hofrathes Schrötter, — Unterrichtsminister im Cabinet Gautsch. Hofrath Schrötter war mit einem Schlage dem Manne verschwägert, der, wenn auch nur für einige Monate, die Geschicke der österreichischen Universitäten zu leiten und über alle Besetzungsangelegenheiten zu entscheiden hatte ....

Von einigen Begleitern auf dem Universitätsbummel ist dem Herausgeber der Einwand gemacht worden, dass ein tüchtiger Vater auch einen tüchtigen Sohn haben dürfe, ja haben könne. Wer den ersten akademischen Aufsatz in diesem Blatte aufmerksam gelesen, der muss zugeben, dass sich der Verfasser diesen Einwand selbst entgegenhielt. Er meinte damals, dass der »Judaskuss der Protection« solchem unter anderen Umständen hochachtungswerten Nachwuchs wie ein Brandmal anhafte für die ganze Laufbahn. Es gibt einsichtige Väter an der Facultät, die dies fühlen. Hofrath Kaposi hat einen strebsamen Sohn Hermann, der derzeit Doctor der Medicin und Assistent an der chirurgischen Klinik Czernys in Heidelberg ist. Für das, was hier bezweckt wird, ist nicht ausschlaggebend, ob der junge Schrötter, der übrigens vor kurzem eine in Fachkreisen ernst genommene Arbeit über die Bergkrankheit veröffentlicht hat, seine Wiener Stellung ausfüllt. Wir haben hier bloß danach zu fragen, ob nicht noch würdigere, das heißt wissenskräftigere Bewerber um die Assistentenstelle da waren und die menschlich nur begreifliche Voreingenommenheit des Vaters eines Tages für den eigenen Sohn entschieden hat. Für solch subjectives Verfahren ist aber eine Klinik, die den Ruhm der Facultät und den Ruhm der Universität über In- und Ausland verbreiten soll, nicht der passende Ort. Dass die Fähigsten die Facultät verlassen müssen, weil sie zufällig keinen Hofrath oder Professor zum Vater oder Onkel haben, ist ein beschämendes, immer und immer wiederkehrendes Schauspiel, welches die Unbill und Schädlichkeit des herrschenden Systems aller Welt und

Digitized by Google

nicht zuletzt dem schadenfrohen Ausland offenbart. Wo ist, um von Vielen nur Einen zu nennen, der Doctor K. Koller, der im Jahre 1884 an der Wiener medicinischen Facultät das Cocaïn für die Augenheilkunde einführte und damit eine neue Aera dieses Heilzweiges inaugurierte? Wenn er nicht Assistent und Privatdocent für Augenheilkunde wurde, so kann dies nur so zu erklären sein, dass ihm nicht Bessere, aber Besserprotegierte die Stelle raubten. Unseres Wissens hat nach Koller keiner der jüngeren Herren, die sich im Allgemeinen Krankenhause mit Augenheilkunde beschäftigen, eine medicinische Errungenschaft von gleicher Bedeutung wie die Cocaïnisierung des Auges aufzuweisen gehabt. Und doch sind so viele Assistenten und Privatdocenten, manche sogar schon Professoren geworden. Es gibt derzeit wohl keinen rationellen Augenarzt auf der Welt, der sich nicht des Cocaïns bediente, das eingreifende Augenoperationen für den Operateur leichter, für den Patienten schmerzloser macht als etwa die Extraction eines Zahnes. Die Staaroperation, die neulich an dem greisen Gruscha, natürlich mit Cocaïn, vorgenommen und von der so viel in unseren willfährigen Zeitungen geredet wurde, ist ein Eingriff, den jeder Mediciner bei der Prüfung vollkommen beherrschen muss, wenn er vor dem Prüfer bestehen soll. Und Dr. K. Koller, dem eine schon jedem Praktiker geläufige Neuerung zu verdanken ist, hat es an der Wiener medicinischen Facultät nicht einmal zum Assistenten gebracht. Er musste Wien verlassen, während Andere, die mit leichterem wissenschaftlichen Gepäck versehen waren, auf der akademischen Himmelsleiter immer höher stiegen . . .

Ihn wie manche Andere haben die glücklicheren Protectionskinder — wie träge Reptilien bedürfen sie der Sonne, um vorwärtszukommen — auf dem Gewissen. Er ist ein Typus, und seine Geschichte ist nur eines der vielen Capitel in der Leidensgeschichte der Wiener medicinischen Facultät . . . . Dass sie von der Höhe

Digitized by Google

ihres einstigen Ansehens herabgezogen ward, dafür bietet gerade ein dieser Tage vorgekommener Fall, an sich kein Ereignis, eine vielsagende Illustration. Der Tochter des Erzherzogs Karl Stephan muss eine Lymphdrüse herausgenommen werden — eine Operation, die jeder praktische Arzt hundertmal macht. Erzherzog Karl Stephan begibt sich, damit das Große geschehe, mit seiner Tochter — nach Berlin. Welchen Eindruck muss dies in der Stadt hervorrufen, die zur Zeit der Skoda, Rokitansky, Hyrtl, Brücke und Billroth noch ein medicinischer Vorort Wiens war und mit Verehrung zu unserer alles beherrschenden Facultät emporschaute! O quae mutatio rerum!

Die Ausgleichsschlacht ist geschlagen; wie üblich, lassen beide Theile das Tedeum anstimmen. Das Eljen, das den Szell und Kossuth gilt, wird von den Hochrufen derer, die an Thun, Kaizl und Dipauli glauben, übertönt. Nur ein wesentlicher Unterschied: in Ungarn jubelt die Opposition mit, bei uns wüthet sie.

Noch ist kein Monat vergangen, seit die Blätter der österreichischen Opposition den ungarischen Ministerpräsidenten als den Garanten der österreichischen Verfassung priesen. Der Scharfsinn des Taktikers, der von der Redactionsstube der ‚Zeit' die Politik dieser Reichshälfte zu dirigieren wähnt, hatte herausgebracht, dass die Szell'sche Formel eine Prämie auf die Verfassung Cisleithaniens bedeute, während sie auf die Anwendung des § 14 die schwersten Strafen setze. Die Anderen beteten es nach. Dann kommt Szell nach Wien, brüskiert den Grafen Thun, conferiert mit dem Staatskuppler Chlumecky, und die Zeitungsenten vom Sturz des diesseitigen Ministeriums flattern lustig auf. Als Herr Kanner

Digitized by Google

sich am 1. Juni hinsetzte, um sein Wochenpensum an Humorlosigkeit zu leisten, mag er besorgt haben, dass sein mörderischer Witz von den »Thunheiten«, am 3. Juni erschienen, eine schon todte Regierung treffen werde. Die ‚Neue Freie Presse' wusste bereits Näheres über die Unglücklichen, die die Erbschaft Thun-Kaizl anzutreten haben würden, und die Reichsrathsabgeordneten packten die Koffer, um nach Wien zu fahren, wo jeden Tag der Reichsrath zusammentreten musste. Plötzlich wechselt die Scenerie. Herr v. Chlumecky verreist in Geschäften, Thun und Szell verhandeln, der Ausgleich mit dem Nothverordnungsparagraphen wird perfect; alle Betheiligten werden hohe Auszeichnungen erhalten: der Demokrat Kaizl kommt in das Verzeichnis der freiherrlichen Familien und wird bald zu lebenslänglichem Herrenhaus begnadigt werden ....

Was ist da vorgegangen? Die Deutschen sind aus den Wolken gefallen. Die ‚Bohemia' weiß zwar nichts, meint aber: »Wenn die Geheimgeschichte der letzten Wochen jetzt schon geschrieben werden könnte, würde die Oeffentlichkeit mit Staunen vernehmen, wie es kam, dass Herr v. Szell, anstatt das Ministerium Thun-Kaizl zu stürzen, der Retter dieses Cabinets wurde.« Nun, diese Geheimgeschichte hat Herr v. Szell ganz ausführlich im ungarischen Parlament allen denen erzählt, die den Inhalt seines Pactes mit der Opposition so rasch vergessen hatten. Dieser Pact besagte erstens, dass das Ministerium Szell den Inhalt des Banffy-Badeni'schen Ausgleichs intact erhalten müsse, zweitens dass, falls Ungarn wegen der gestörten Verfassung Oesterreichs sich auf sein Selbstbestimmungsrecht zurückziehen müsste, der Endtermin der selbständigen Verfügungen über die Zoll- und Handelsgemeinsamkeit mit dem Ablauftermin der Handelsverträge übereinstimmen solle.

Wenn nun Herr v. Szell in Wien festgestellt hatte — und darüber muss er von Herrn v. Chlumecky unzweideutig belehrt worden sein —, dass der Sturz

Digitized by Google

des Ministeriums Thun, die Berufung einer deutschen Regierung und die Einberufung des Parlaments den Banffy-Badeni'schen Ausgleich nicht nur nicht sichern, dass vielmehr der Reichsrath unzweifelhaft den Ausgleich verwerfen würde, so kam diese Combination für ihn überhaupt nicht mehr in Betracht, und er hatte sich mit Thun und Kaizl auseinanderzusetzen. Dem stellten sich aber bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Sie lagen nicht, wie die Börsenpresse aller Parteien unermüdlich betheuerte, in den verschiedenen Terminen des Bankprivilegiums und des Zoll- und Handelsbündnisses; daran hatte man beim Abschluss des Pactes zwischen Szell und der ungarischen Opposition einfach nicht gedacht, und die Discrepanz war leicht zu beseitigen. Die allzeit willfährigen Generalräthe der Bank hätten schließlich selbst ein Privileg bis 1904 nach einigem Feilschen angenommen. Aber in diesem Punkte der Szell'schen Formel war die unzweideutige Absicht Ungarns ausgesprochen, im Jahre 1904 die Zolltrennung entweder thatsächlich zu vollziehen oder durch die Drohung mit ihr eine gefährliche Pression auf die Neugestaltung der Handelsverträge auszuüben. Wenn die österreichischen Minister sich schon dazu verstanden, den schlechten Ausgleich Oesterreich aufzuzwingen, so schien es doch unmöglich, dass sie mit dem § 14 den Staat auch für die Zukunft binden würden.

Wie nun alles gekommen ist: dass die Concessionen, die der ungarische Minister seinen österreichischen Collegen gemacht hat, nur eine ärmliche Hülle bedeuten, die hässliche Blößen bedeckt; dass der Termin 1903 unverändert feststeht; dass der neue autonome Zolltarif, der »die landwirtschaftlichen und industriellen Interessen beider Staaten« schützen soll, in Wahrheit bloß ungarische Interessen schützen kann, da Ungarn entscheiden wird, was beiden Staaten frommt; dass wir im Jahre 1903 beim Abschluss des definitiven Zoll- und Handelsbündnisses und bei den neuen Handelsverträgen mit dem Ausland die schwersten Verluste

Digitized by Google

erleiden dürften — —, das werden die oppositionellen Tagesblätter, vor allem der Economist der ‚Neuen Freien Presse', dem jetzt keine officiösen Nebel den Blick trüben, gewiss richtig darlegen. Uns bleibt noch eine Frage: Ist also Graf Thun von Szell dupiert worden, hat Dr. Kaizl die Tragweite von Bestimmungen nicht verstanden, die jeder flüchtig mit den Dingen Vertraute beim ersten Lesen erfasst? Ich erlaube mir, daran nicht zu glauben; ich glaube überhaupt nicht an den obersten politischen Grundsatz des Herrn Kanner und vieler anderer »Unabhängiger«, der da lautet: Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er den Verstand. Und so bleibt mir nur eine Erklärung des Vorgehens der österreichischen Minister: sie haben sich, wie alle ihre Vorgänger, nicht als die verantwortlichen Hüter dieses Staates, sondern als treue Diener ihres Herrn gefühlt, der nicht nur Kaiser von Oesterreich, sondern auch König von Ungarn ist. Es ist selbstverständlich, dass dem Herzen des Monarchen die gesammtstaatlichen Interessen, der Einheits- und Großmachtsgedanke des Reiches näher als alle anderen Gedanken liegen. Es ist ebenso selbstverständlich, dass der Monarch sich nicht zwingen lassen kann, für oder gegen eine Reichshälfte zu entscheiden. Aber minder selbstverständlich ist es, dass es immer bloß die österreichischen Minister sind, die dafür ein so feines Verständnis zeigen, und seltsam, dass sie dieses Verständnis bethätigen, indem sie die schwere Last auf ihre Schultern nehmen, statt sie jenen zu überlassen, die sie von rechtswegen tragen müssten — den erwählten Mandataren des Volkes.

* * *

Wenn sich die Socialdemokratie mit dem »freisinnigen Bürgerthum« verbündet, übernimmt dieses freiwillig das Amt des Regierungsvertreters.

In sechsundfünfzig Protestversammlungen der Arbeiter wurde jüngst eine Resolution gegen die Lueger'sche Wahlreform angenommen, die »im Interesse

Digitized by Google

der Weiterverbreitung durch die liberalen Blätter« maßvoller gehalten war, als viele Theilnehmer gewünscht hätten. Nach dem Bericht der ‚Neuen Freien Presse' nun muss die Erbitterung der Socialdemokraten eine so große gewesen sein, dass es ihnen an den entscheidenden Stellen der Resolution die Rede verschlagen hat. Wir erfahren da, dass die Arbeiterschaft nicht gesonnen sei, »sich um das Wahlrecht von den christlichsocialen ....«, »der vierte Wahlkörper sei erfunden, nicht um den Arbeitern das Wahlrecht zu geben, sondern um sie darum zu ....«, und »die fünfjährige Sesshaftigkeit zur Bedingung des Wahlrechtes zu machen, sei eine ....«

Ein Blick in andere Blätter belehrt uns nun, dass erfreulicherweise nicht der Arbeiterschaft, sondern der ‚Neuen Freien Presse' das Wort in der Kehle stecken geblieben ist. Das Blatt ist kürzlich vom Staatsanwalt ob seiner Bravheit ausdrücklich belobt worden und revanchiert sich jetzt, indem es ihm ganz einfach einen Theil seiner Agenden abnimmt und einen Versammlungsbericht stellenweise confisciert. Dieses ausnahmsweise objective Verfahren der ‚Neuen Freien Presse' wird von den Lesern des Blattes wohl entsprechend gewürdigt werden. Mögen sie in sechsundfünfzig Versammlungen folgende Resolution beschließen: »Wir sind nicht gesonnen, uns um eine wahrheitsgetreue Berichterstattung von den liberalen ...., die ‚Neue Freie Presse' ist dazu da, um uns alle wichtigen Vorkommnisse zu melden, nicht, um uns darum zu ...., und einzelne Stellen willkürlich unterschlagen, ist eine ....«

* * *

Aus dem Handelsministerium.

Thatsache 1: Dr. Baernreither hat als Handelsminister ein »K. k. Arbeitsstatistisches Amt« errichtet, damit dieses jene arbeitsstatistischen Daten erhebe und verarbeite, deren die wirtschaftliche und socialpolitische »Gesetzgebung« möglicherweise bedürfte. Zur Unterstützung dieses Amtes dient ein Beirath, be-

Digitized by Google

stehend aus drei Curien: Unternehmern — Arbeitern — unparteiischen Sachkennern. (Vgl. ‚Wiener Zeitung' vom 27. Juli 1898.)

Thatsache 2: Man weiß allgemein, dass die knorrigsten Fabrikanten Oesterreichs, denen Selbstbewusstsein und Unbeugsamkeit eigen ist und die von den Arbeitern am heftigsten bekämpft werden, in Reichenberg hausen. Ihren ständigen Ausschuss bildet die Reichenberger Handelskammer.

Thatsache 3: Obzwar »dermalen alle Gesetzgebung ruht«, ist der arbeitsstatistische Beirath, der in seinem ersten Lebensjahr noch nicht recht zu sprechen vermochte, verstärkt worden. (‚Wiener Zeitung', 9. Juni 1899.) Nach dem officiellen Status hat nun die Reichenberger Kammer diese neue socialpolitische Behörde wie folgt besetzt:

ihr gewesener Concipist Dr. Heinrich Bach ist Vorstandstellvertreter des Arbeitsstatistischen Amtes,

ihr gewesener Secretär Dr. Hallwich ist Unternehmervertreter im Beirath, desgleichen ihr Rath Wilhelm Riedel und der von ihr vorgeschlagene Aussiger Fabrikant Karl Wolfrum. Neben ihnen wirkt aber auch

in der Curie der unparteiischen Sachkenner Dr. Carus, der jetzige Secretär der Reichenberger Kammer.

Im Beirath sind Hofräthe aus allen Ministerien versammelt, nicht aber Gewerbeinspectoren, deren Lebensaufgabe und Beruf das Studium der Arbeiterverhältnisse ist. Der Central-Gewerbeinspector selbst tritt nur als Ersatzmann eines Hofrathes des Handelsministeriums ein. Wozu auch Beamte jener Art? Versorgt doch die Reichenberger Handelskammer den Beirath. Wenn dank ihrer Fürsorge die »praktische Socialpolitik« jetzt nicht Riesenschritte macht, dann ist wirklich guter Beirath theuer . . .

Herr Hofrath Hallwich und kais. Rath Carus, der gewesene und der jetzige Secretär der Reichenberger

Digitized by Google

Handelskammer, waren in letzter Zeit ungeberdig; die vom weinbauenden Baron versuchte Kaperung der liberalen und industriellen Kreise: die »Exportaction« des Handelsministeriums wurde vornehmlich durch sie zufalle gebracht. Baron Di Pauli hat nun zwar nicht den Industrierath einberufen, um die Exportfrage in das richtige Geleise zu bringen, wohl aber die beiden Widerspenstigen zu — arbeitsstatistischen Beiräthen ernannt. Der Handelsminister hat die an ihm geübte Praxis einfach übertragen; nur dass er nicht gerade Weinbauer, sondern Handelskammersecretäre auf den unrechten Platz stellt.

* * *

Mir gehen unaufhörlich Briefe zu, die über das Treiben des Herausgebers der ‚Sonn- und Montags-Zeitung' in beweglichen Worten Klage führen. Angesichts derartiger Mahnungen und Erinnerungen muss ich rückhaltlos ein Bekenntnis meiner Schwäche ablegen und die Versicherung aussprechen, dass ich mir wohl die Beherztheit eines Augiasstallreinigers, niemals aber das satirische Talent eines Canalräumers zugetraut habe. Es ist ja wahr, ich werde mich früher oder später auch zu diesem hygienischen Amt verstehen müssen; denn allmontäglich kommen die inficierten Ratten der Journalistik aus, und die längs den beiden Ufern des Donaucanals erblühten Culturen sind durch sie von einer argen Gefahr bedroht. Wenn die Piraten des Tages blauen Montag machen, sehen wir Herrn Scharf und seine edlen Mitbetheiligten im vollen Zwielicht der Oeffentlichkeit am Werke, und manchemmann mag die bange Frage aufsteigen, wie lange wir uns noch von einer Plage heimsuchen lassen werden, die in anderen Großstädten höchstens zu sporadischem Auftreten gedeihen konnte.

Die diesjährige Maifeier der Arbeiter hat, weil der 1. Mai zufällig auf einen Montag fiel, uns für eine Woche wenigstens die lästigen Montagsbesucher vom Halse geschafft. Welch angenehme Perspectiven haben

Digitized by Google

uns doch die feiernden Setzer eröffnet! Glücklicherweise ist nicht alle Tage Montag und leider nicht alle Montag Maifeier. Immerhin wäre es erhebend, wenn die Setzer nicht nur sich, sondern auch uns manchmal Festtage bereiten wollten. Eine solidarische Weigerung, an der technischen Herstellung eines Montagblattes mitzuwirken, müsste geradezu imposant wirken. Gewiss, eine solche Kundgebung würde die von keiner österreichischen Regierung eingeschränkte Erpressfreiheit bedrohen; dennoch wage ich es, so reactionäre Maßregeln in Vorschlag zu bringen.

Man wird einwenden, dass es ja einen österreichischen Ministerpräsidenten gegeben hat, der sich nicht scheute, mit dem Eigenthümer eines berüchtigten Montagblattes in der Rotunde oder beim Derby Arm in Arm zu spazieren. Man vergisst jedoch, dass der Regierung einem Revolverjournalisten gegenüber, der den Pressfonds bloß einmal in der Woche in Anspruch nimmt, eine gewisse Pflicht dankbaren Entgegenkommens obliegt. Wie aber kommt ein rechtschaffener Setzer dazu, soviel Kehricht wöchentlich ans Tageslicht befördern zu helfen? Mindestens sollte in den Officinen der Herren Scharf, Herzog u. s. w. — sträubt sich der Setzer nicht, so sträubt sich die Feder, hier andere Namen noch zu nennen — mit Gesichtsmasken und Handschuhen gearbeitet werden. Es geht nicht an, dass ein Setzer sich bloß die Nase zuhält und dann, halb ohnmächtig schon, die Worte stöhnt: Herr Scharf, geben Sie mir lieber alles das zu setzen, was Sie verschweigen, als diesen einen Artikel!

Arbeiter, die nicht nur auf Reinlichkeit, sondern auch auf guten Geschmack halten, werden z. B. an den allmontäglich erscheinenden »Localzugstudien« nicht mitschuldig sein wollen. Sie werden sich hüten, den Christlichsocialen weiter so in die Hände zu arbeiten. Ist es denn nicht wahr, dass die Massen, welche die Lectüre des ‚Deutschen Volksblatt' dem Antisemitismus entfremdet hat, diesem durch Herrn Scharf mit verstärkter Ueberzeugung wieder in die Arme geführt werden?

Digitized by Google

Und zeugt es nicht von einem Mangel an Geschäftssinn im christlichsocialen Lager, dass bisher kein Parteimann auf den Gedanken kam, eine Sammlung der »Localzugsstudien« als wohlfeile Agitationsbroschüre herauszugeben? Seit drei Jahrzehnten wirkt nun Alexander Scharf in Handel und Wandel, in Ton und Geberde, in Wort und Schrift als thatkräftiger Helfer der antisemitischen Bewegung und hat sich bis heute die Unzufriedenheit seiner jüdischen Abonnenten nicht zuzuziehen vermocht. Wenn er sich vorne aufdringlich ihrer annimmt, Nothnagels These, dass es keine jüdischen Unarten gibt, in alle Winde mauschelt, und rückwärts eine Eisenbahnunterhaltung zwischen Wien und Baden förmlich für antisemitische Zwecke präpariert, so hat er darum bis heute keinen einzigen Anhänger verloren .... Ich rufe die Setzer zum Widerstand auf, weil ich weiß, dass die Juden auch fernerhin Herrn Scharf als ihren berufenen Sachwalter dulden werden und dass sie sich von ihren Lieblingsschmöcken nicht einmal am Montag zu befreien imstande sind.

* * *

Der politische Phrasenschatz ist längst des Volkes kostbarstes Gut, und die freisinnigen Bürger, die jüngst im Etablissement Ronacher die Reaction durch Langeweile zu verscheuchen suchten, dürfen sich nicht einbilden, dass sie heute noch die ausschließlich privilegierten Pächter parlamentarischer Gemeinplätze sind. Man lese nur einmal den folgenden Appell, der jüngst in einer Versammlung die Zuhörer in flammende Begeisterung versetzt hat: »Es wird noch einmal sehr nothwendig sein, ruhige und besonnene Männer, die treu zu Kaiser und Vaterland halten, im Lande zu haben; die Zeit ist nicht mehr ferne, wo man derselben bedürftig sein wird.« (Stürmischer Beifall.) Ist dies die Sprache der verzweifelnden Deutsch-Oesterreicher, die oft und oft von den linken Bänken des Hauses gegen die heraus-

Digitized by Google

fordernd bequemen Platzhalter der Ministerbank vernommen ward?.... Da erhob sich ein anderer Redner und rief: »Organisieren Sie sich! Sie werden den Schutzwall gegen jene Elemente bilden müssen, welche das arme Oesterreich zu dem gemacht haben, was es heute leider ist. Also nochmals, organisieren Sie sich! Sie werden nothwendig sein in dem Kampfe, der in kurzer Zeit zu führen sein wird.« (Stürmischer Beifall.) Bei diesen Worten muss man der Obstructionsstürme gedenken, jener unruhvollen Zeiten, da von gereizten Rednern der Opposition die stündlich fortschreitende Slavisierung Oesterreichs constatiert wurde, die »Vergewaltigung« auf der Tagesordnung stand und ieder Zwischenruf einen körperlichen Zusammenstoß der Reichsboten befürchten ließ. — —Aber diesmal hat es sich weder um die Aufhebung der Sprachenzwangsverordnungen, noch um das böhmische Staatsrecht gehandelt, weder um Ministeranklagen, noch um den Staatsstreich. Die citierten Sätze sind nämlich dem Berichte über eine Versammlung entnommen, die die Fiaker- und Einspännerkutscher einberufen hatten, um gegen die Einführung des Taxameters und die häufige Verfügung des Fahrverbotes zu protestieren. Der Fiaker Hawelka nannte das Fahrverbot »eine Strafe, die nicht einmal in den rohesten und dunkelsten Zeiten des Mittelalters vorgekommen ist«, und Herr Himmelmayer versicherte, dass »die Wiener Fiaker ruhige und besonnene Elemente sind«. Nur patriotische Begeisterung vermöchte sie zu einer Taxüberschreitung zu veranlassen, und für den Fall, dass das Vaterland ihrer als eines »Schutzwalls« bedürfte, haben sie sich bereits gerüstet. Schon heute umgibt eine Wagenburg von »Unnumerierten« das Gebäude des Jockeyclubs.

* * *

Das ‚Neue Wiener Tagblatt' berichtete kürzlich über die Eröffnung des Radfahrweges Wien—Bockfließ. Mehr als 600 Radfahrer hätten sich bei dieser Ge-

Digitized by Google

legenheit eingefunden, »darunter Statthalter Graf Kielmansegg und Landmarschall Baron Gudenus«. Der Präsident des W. B. C. ließ den Statthalter hochleben, »dem die Radfahrerschaft allein Radfahrerrechte und Radfahrerfreiheit verdanke«. Hierauf erwiderte Graf Kielmansegg, und zwar, wie ausdrücklich constatiert werden muss, viel schlagfertiger und vor allem ungleich energischer als auf die Schmähungen, die jüngst im Landtage gegen Richter und Justizbeamte gebraucht wurden. Unter allgemeiner Spannung bestieg sodann, wie das Blatt erzählt, der Statthalter »als der erste seine Maschine« und »zeigte sich als prächtiger Tourenfahrer, der sofort eine gute Pace anschlug«. Doch »ließ sich der Landmarschall nicht spotten, und es gab kleine Spurts, die bald die eine bald die andere Excellenz an die Spitze brachten« — ein Schauspiel, das sich von dem »Spurt« der trägen Indolenz, der dem Grafen und dem Baron noch vor kurzem im Landtag beliebte, überaus angenehm abhob. Der treffliche und für die Interessen seines Standes thätige Bicyclist Kielmansegg hat unter seinem Regime der Freiheit mehrere Gassen eröffnet, wenn ich nicht irre, vor allem die Herrengasse und die Kärnthnerstrasse —, und man kann wohl behaupten, dass er es in der Zeit seiner Amtsthätigkeit bis zum Kunstfahrer gebracht hat. Selbst das in Sportsachen maßgebende ‚Neue Wiener Tagblatt' muss zugeben, dass der Statthalter im Wettfahren »an die Spitze« gelangte. Wer umblättert, findet eine Meldung aus Prag, die sich mit den Nachfolgern des Grafen Thun beschäftigt; in den Kreisen der tschechischen Parteiführer gelte es nämlich als ausgemacht, dass Graf Kielmansegg an die Spitze der — Regierung gelangen werde.

Digitized by Google

Johann Strauß ist todt, und mit ihm sind die Hoffnungen aller Ruhmesparasiten, die seit zwanzig Jahren sein Notenpult und seine Tafel umschwirrten, ins Grab gesunken. Aus den Trauerkundgebungen und Condolenzen, von denen man in den Tagesblättern lesen konnte, ward es so recht erst klar, welche Einflüsse es gewesen sind, die dem arglosen Verschwender so vieler Glückseligkeit bald die Schwingen lähmten, bald ihn zu Unnatur und später Productivität zwangen, immer vom Boden seiner Volksthümlichkeit wegzogen. Seine Umgebung war durch ihn zu solchem Ansehen gelangt, dass er es der Erhaltung ihres Ruhmes schuldete, im Greisenalter alljährlich einmal seine künstlerische Lebenskraft und die Erinnerung an bessere Tage zu verwüsten. Dem Siebzigjährigen waren die heiteren Genien mühelosen Schaffens längst davongeflogen, und die Inspiration kam jetzt von Lieferanten, die drängend um den Schreibtisch standen, Textbücher von »Jabuka«, »Göttin der Vernunft«, »Fürstin Ninetta« anboten und im Dreivierteltakt zu feilschen begannen. Das sind die »Wiener«, die neulich, wie eine Zeitungsmär wissen wollte, wehklagend das Trauerhaus umstanden. Sie haben bei dieser Gelegenheit gleich die Chancen des »Nachlasses« ausgespäht. Sie brachten Kränze, deren Schleifentext sie vorher den Journalen bekanntgaben; sie giengen hinter dem Sarge und ihre Namen wurden U. A. genannt. Weil aber die undankbare Mitwelt so rasch vergisst, werden sie sich bald nach anderen Verbindungen umsehen müssen. Nur Einer, der »Biograph«, wird seinen Namen noch längere Zeit mit dem Andenken Johann Strauß' verknüpfen. Der Kummer, den er in allen Blättern zur Schau trägt, ist fast so groß wie der, den einst Strauß empfand, als er die ihm gewidmete Monographie zu Gesicht bekam. Der Mann scheint der Ansicht zu sein, dass der Walzerkönig, wie er ohne ihn nicht leben konnte, auch ohne seine gefällige Assistenz nicht sterben kann. Schon zwei Tage nach dem Tode Johann Strauß' überrascht er

Digitized by Google

die nunmehr ganz auf ihn angewiesenen Wiener mit dem Vorschlage, man solle die Straße, in der der Meister gelebt, gewirkt hatte und belästigt wurde, »Johann Strauß-Gasse« benennen. Solch ein Künstler brauche zwar »keine sichtbaren Erinnerungszeichen«, dennoch möge man nicht säumen und den Wunsch des Biographen erfüllen. Ist doch Johann Strauß zunächst ihm gestorben und dann erst den Buchmachern, Theateragenten und Pokerspielern, die das Parket einer Première bevölkern. Dem Todten noch möchten sie sich als »sichtbare Erinnerungszeichen« aufdrängen ..... Ich aber schlage vor, es möge, wenn Wien schon einmal daran ist, »seine besten Söhne« zu ehren, nicht nur die Igelgasse »Johann Strauß-Gasse«, sondern auch der Kahlenberg fortan »Eisenberg« genannt werden.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Der Leitartikler meint am 9. Juni, »gleich der Frau am Meere müsse auch eine Regierung es verstehen, schön zu sterben«. Ganz abgesehen davon, dass nicht die Frau am, sondern eigentlich die vom Meere, nicht die Frau vom Meere, sondern eigentlich Hedda Gabler, nicht schön, sondern eigentlich »in Schönheit« stirbt, stirbt sie eigentlich gar nicht in Schönheit, sondern stellt dies nur als eine Art »idealer Forderung« auf und begnügt sich, durch einen einfachen Schuss in die Schläfe, aber ohne »Weinlaub im Haare«, zu sterben. Es ist ja gewiss erhebend, wenn die ‚Neue Freie Presse' an die Regierung und vielleicht nächstens auch an die Bankinstitute nur mehr »ideale Forderungen« im Ibsen'schen Sinne stellt; aber sie ist eben darin noch so ungeübt, dass sie bei dem ersten Versuche gleich viermal fehlgreift. Mit den Betrachtungen über Regierungen und Regierungswechsel scheint die ‚Neue Freie Presse' auch sonst kein Glück zu haben. Im Abendblatt vom 14. Juni klagt sie, dass in Frankreich das neue Ministerium noch immer nicht

Digitized by Google

zustande gebracht sei, jede Stunde bringe andere Combinationen. Zum Schlusse lässt sie sich zu der schwermüthigen Betheuerung hinreißen, dass »für Ministerkrisen das Wort des französischen Philosophen gelten könne: ‚Alles fließt'.« Abgesehen davon, dass man hier nicht weiß, was eigentlich fließt, galt es bisher so ziemlich als ausgemacht, dass der citierte Ausspruch nicht so sehr einem französischen Philosophen, als eigentlich dem alten Weisen Heraklit zuzuschreiben ist. Die ‚Neue Freie Presse' hätte ja, wenn sie ihn schon durchaus todtschweigen wollte, Heraklit nicht nennen müssen; sie hätte einfach von einem »griechischen Philosophen« sprechen können. Aber auch die ältesten Abonnenten werden ihr nicht glauben, dass *πάντα ῥεῖ* — oder um es für die ‚Neue Freie Presse' deutlicher zu machen: panta rei — ein französisches Citat sei. So sehen wir denn von Heraklit bis Ibsen eine Reihe von Regierungen, vergleichbar der Frau am Meere, in dem Alles fließt. Gewiss, Alles fließt und fest steht leider nur, dass sich die ‚Neue Freie Presse' noch immer als die Generalpächterin der Bildung in unserer Mitte aufspielen darf.

*

Die Vermählung in der russischen Botschaft gab der ‚Neuen Freien Presse' Gelegenheit zu einem Berichte, der mit zu den poetischesten Erzeugnissen der neueren Literatur gehört. Was ihn so anmuthig macht, das ist nicht die liebevolle Beschreibung der Toiletten, die uns ja auch schon in Berichten über einen Concordiaball oft und oft erquickt hat; nicht der Hinweis auf die »kühn gebogenen Nasen«, deren sich angeblich die russischen Aristokratinnen erfreuen sollen und die wir eigentlich auch vom Concordiaball her in Erinnerung haben. An der Hand des Dichters betreten wir von Andacht schauernd die Kirche, wo uns sogleich der ganze Zauber einer leuchtenden Scenerie umfängt: Das anziehende, farbenprächtige Bild, die Mysterien eines fremden Cultus, und dies alles umwebt,

Digitized by Google

von einem eigenthümlichen Reize, der durch das Zusammenwirken fürstlicher Pracht und zudringlichem Reporterthum noch erhöht wird. Auch unser Führer kann sich des mächtigen Eindruckes nicht erwehren. Er sieht die Gestalten poetisch verklärt — — russische Botschaft — Tolstoi — — innige Liebe — »Kitty und Lewin«. Doch wie wird uns? Sollte dieser Vergleich nicht am Ende einer jener Missgriffe sein, die in der ‚Neuen Freien Presse' seit dem Tage, da der Börsenberichterstatter zum Ritt ins alte romantische Land ausholte, und bei jedem Versuch zu einem Citat sich wiederholen? Kitty liebt ja, wenn wir uns recht erinnern, ihren Lewin gar nicht; entschließt sie sich doch zu der Ehe mit dem etwas vierschrötigen, unbeholfenen Landjunker erst nach heftigen seelischen Kämpfen und einem schweren Nervenfieber ... Gewiss, ein Blatt, das jeden Tag in seinem Annoncentheil »Einheiraten« vermitteln muss, mag der poetischeren Verlockung schwer widerstehen. Dass jedoch beim Flimmern der Altarkerzen auch gleich falsch citiert werden muss, ist nicht einzusehen. Aber vielleicht war der Vergleich mit feiner Absicht gewählt, vielleicht wollte die ‚Neue Freie Presse' hinter der aristokratischen Pracht, in deren Beschreibung sie schwelgte, ein nüchternes Schicksal, das an Stelle der Neigung zwei Menschen bindet, ahnen lassen? Unseren quälenden Zweifeln macht sie selbst wenige Tage später in einem Leitartikel, also von bedeutsamer Stelle aus, ein Ende. »Auch ein Prinz und eine Großfürstin können durch Motive, welche nicht in ihren Herzen wurzeln, zusammengethan werden.« Und wenn, wie im andern Falle, die Braut nur eine Gräfin ist, so ist die ‚Neue Freie Presse' gewiss loyal genug, ein Auge zuzudrücken und jene aufschlussreichen Worte, die heute dank ihrer lapidaren Wahrheit schon von Mund zu Munde gehen, auch dort gelten zu lassen. In den höchsten Kreisen Zutritt haben und dabei den tiefsten Problemen menschlicher Erkenntnis nachgrübeln —

Digitized by Google

dies hat bis heute den Mitarbeitern der ‚Neuen Freien Presse' vor allen anderen Journalisten den Vorrang gesichert.

*

Am letzten Sonntag brachte das Blatt eine Neuerung, die sich vermöge ihrer Zweckmäßigkeit bald in allen Redactionen eingebürgert haben wird. Man lässt die Verwandten eines Todten, die ehedem nur auf dem Partezettel in flüchtigen Worten ihrer Trauer Ausdruck geben durften, von nun an auch die Nekrologe schreiben. Dies ist im Falle Robert namentlich für Herrn Speidel bequem, von dem das Lesepublicum seit vier Wochen vergebens ein Wörtchen über den verstorbenen Freund und Künstler erwartet. Während die anderen Burgtheaterkritiker längst ihr vorschriftsmäßiges Wehmutspensum abgeliefert haben, begnügt er sich, seiner Pietät für den einstigen Tischgenossen bei Grinzinger Weinen die Zügel schießen zu lassen und bestellt die Schwester des Hofschauspielers zu seiner Vertreterin. Es ist ja begreiflich, dass die ‚Neue Freie Presse' in ihrem angeborenen Familiensinn mehr noch der Geschwisterliebe, als dem todten Künstler ein Denkmal setzen will. Kindes- und Elternliebe wird sie in Zukunft nicht besser demonstrieren können, als dass sie dem Frl. Hermine Sonnenthal, sobald ihr Vater wieder in einer Bonvivantrolle auftritt, und Herrn Wittmann anlässlich einer Operettenpremière Weinbergers das Theaterreferat überträgt. »Papa war wieder bezaubernd!« und »Mein Sohn ist unberufen ein Talent!« wird als sachliche Kritik den Leser ebenso fesseln, wie ihn die Erinnerung an einen Todten, niedergeschrieben von der eigenen Schwester, neulich gerührt hat. Robert soll in seiner Jugend einmal ausgerufen haben: »Sieh' Mutter, wenn du befiehlst — denn mein Leben, gehört ja Dir — so öffne ich dieses Fenster und mache meinem Leben ein Ende. Willst Du aber, dass ich lebe, so lass' mich leben für die Kunst.« — — — »Dennoch bangte es dem Mutterherzen für die Zukunft des Sohnes. ‚Weißt

Digitized by Google

Du auch, Emerich, ob Du Dich durchringen wirst zum echten Künstler, hast Du Dein Talent auch schon von einem berufenen Beurtheiler prüfen lassen?' Da leuchtete es auf in den Augen des Jünglings; es kam wie eine Verklärung über sein Antlitz, als er der Mutter antworten konnte: ‚Lewinsky sagt: ich werde ein Künstler.' ‚Lewinsky? Er selbst hat Dich empfangen, hat Dich geprüft?' ‚Ja, er, der Einzige von allen, bei denen ich vorsprach, er hat mich angehört.' Und abermals wiederholte die Mutter: ‚Lewinsky, der große Darsteller, hat Dich also angehört?' ‚Ja, und er will mich unterrichten und für die Bühne ausbilden.' Da fasste die Mutter den Sohn stolz in ihre Arme.« — — Wie man sieht, spielt in diese rührende Jugendgeschichte auch das Motiv der Mutterliebe hinein. Den erwachsenen Lesern des gefühlvollen Blattes wird eine solche Erinnerung an die im Bannkreise der Nieritz und Hoffmann verlebte Kindheit gewiss willkommen sein.

*

Vor kurzer Zeit starb Professor Hugo Weidel, der hervorragende Chemiker. Von ihm, der sich nie vorgedrängt, wusste das Blatt fast nicht mehr auszusagen, als was eine Localcorrespondenz an Daten herbeigeschafft hatte. Lapidar wie immer blieb sie auch bei dieser Kürze; sie begnügte sich, ihn »den soeben vorzeitig abgerufenen verdienstvollen Universitätslehrer« zu nennen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Beehre mich Ihnen mitzutheilen, dass ich mich für alle Fälle doch mit einem Papierkorb versehen habe. Ich beginne nämlich Ihre Besorgnisse zu theilen und sehe nicht ein, warum ich mir die »Einrichtungen« anderer Redactionen nicht in jenem einen Punkte wenigstens zum Muster nehmen soll. Es ist einfach erschreckend, bloß anzusehen, was mir die letzten Stürme auf den Schreibtisch gewirbelt haben. Fraglich bleibt jetzt nur, ob nicht am Ende auch der Papierkorb die anonymen Zumuthungen und all den begehrlichen Hochmuth unbeschäftigter Besserwisser verschmähen wird. Dass auch Sie neuestens — treten Sie nie aus Ihrem Versteck hervor! — ein gut Theil des Hasses zu tragen haben, bedeutet für

Digitized by Google

mich keine Erleichterung. Nothwehr mag es entschuldigen, dass ich zu jener kurzen Erklärung meine Zuflucht genommen, die Sie weiter unten finden werden. Die sachlichen und — ach! — die orthographischen Querulanten werden Augen machen und dem »neuen Curse«, der in einen Papierkorb mündet, fluchen. Dass ich ihnen nicht antworte, ist mein Sommerurlaub.

Lady Mischief in Velden. Besten Dank! Ich antworte im nächsten Hefte.

Abbazia. Ich erinnere mich oft und gerne.

S. E., Baden. Wenn es mir irgendmöglich sein wird. Gruß!

Dr. K. M. Besten Dank. Ich bitte um Ihren Besuch.

J. L. Stellenweise ganz hübsch; bitte, sich bald, mit Namen und Adresse, zu melden.

Jox (?). 1. Sprachgefühl, verstärkt durch die Erwägung, dass es sich hier um eine Ellipse handelt: »Trotz (biete ich) dem . . . .« In guten Büchern fast ausschließlich, in der Tagesliteratur nie zu finden. 2. Bitte um Einsendung.

Frater Nosocomialis. Sie werden einsehen, dass eine Unterredung rascher zum Ziele führen kann als eine anonyme Randbemerkung. Praktischen Vorschlägen werde ich jederzeit zugänglich sein! Vielen Dank!

„Badener Freund"; Leopold Z.; Outos; A. O.; J. K—c, stud. jur.; K. L. 77, stud. phil.; „Schadenfroh"; M. G. Sch., Floridsdorf; J. R.; Rolph H.; Leser in „Weißer Hirsch"; A. K.; „Haben wir uns gestern gefreut . . . ."; A. Star. Besten Dank!

Einige Anfragen werden wegen Raummangels erst im nächsten Hefte beantwortet; ich bedauere, den Anonymen, Damen und Herren, von nun an nicht mehr dienen zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

PFLEGE DEINE ZÄHNE!

Kein Zahn- und Mundreinigungsmittel war imstande, sich so schnell die Gunst weitester Kreise zu erringen, wie

OSAN

Dieses bewährte Praparat ist antiseptisch, conservierend, reinigend, angenehm und übertrifft die besten bisher bekannten Zahnmittel um ein Bedeutendes. Ärztlich begutachtet.

OSAN-Mundwasser-Essenz à 88 kr., **OSAN-Zahnpulver** à 44 kr.

ANTON J. CZERNY, WIEN

XVIII., Carl Ludwigstrasse 6. — Niederlage: I., Wallfischgasse 5.
DEPOTS in Apotheken, Parfumerien, Droguerien etc.

Digitized by Google

Die Fackel

Nr. 9 WIEN, ENDE JUNI 1899

Lieber Freund,

Sie wollen von mir etwas über das Zuchthausgesetz hören, wollen wissen, wie man in Deutschland die Einbringung eines Gesetzentwurfes ertragen konnte, der das ungeheuerlichste Ausnahmegesetz der Neuzeit darstellt und dem gegenüber das Bismarck'sche Socialistengesetz als wahres Palladium der Gerechtigkeit erscheint. Richtete sich doch dieses nur gegen eine politische Partei, das Zuchthausgesetz jedoch gegen eine ganze Bevölkerungsclasse, gegen die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes. Ich gestehe Ihnen offen, dass ich wenig erfreut war, als ich Ihre Aufforderung las, Ihnen hierüber jetzt noch einige Zeilen zu schreiben, da bereits in einer viertägigen Reichstagsverhandlung der Cadaver noch tödter geschlagen war. Hatte ich doch erwartet, dass die bloße rühmende Erwähnung meines Namens in dem offenen Briefe Brentanos an die von Ihnen so geliebte ‚Neue Freie Presse' genügen würde, um mich bei Ihnen als unqualificiert für die mir zugedachte Aufgabe erscheinen zu lassen; aber Sie wollen trotzdem, nun wohlan — schon um Sie von dem Gedanken zu befreien, den Sie erst jüngst in dem Artikel »Brünn« Ausdruck gaben, als ob die socialpolitische Einsichtslosigkeit, die brutale, lebensfremde Nichtachtung der Existenzbedingungen der arbeitenden Classe in Oesterreich größer sei, als anderswo. Harden hat recht: Sie überschätzen bisweilen die Reichsdeutschen.

Digitized by Google

Als vor einigen Jahren das Ministerium Plener-Windischgrätz den österreichischen Völkern einen jetzt glücklich eingesargten neuen Strafgesetzentwurf*) als Geschenk brachte und darin bestrafen wollte, wer jemanden mit Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Vermögen bedroht, damit er den auf Einstellung der Arbeit gerichteten Bestrebungen Folge leiste — brach bei Ihnen ein Sturm der Entrüstung ob dieser vollkommen einseitigen Classengesetzgebung los. Wie kann es, so fragte man sich, wirklich jemand ernsthaft wagen wollen, den Arbeiter zu bestrafen, der seinem Unternehmer mit Einstellung der Arbeit droht, wenn er ihm nicht gewisse Vortheile gewährt, die Arbeitszeit abkürzt, den Lohn erhöht u. s. w.? Ein solches Delict, sagte Verkauf damals, existiert bis heute noch nirgends; darauf dürfe der österreichische Gesetzentwurf den Prioritätsanspruch erheben. Das einfache Unterhandeln mit dem Unternehmer würde dadurch nicht mehr möglich sein. Hier irrt sich Verkauf, der österreichische Gesetzentwurf war nicht der glückliche Erfinder dieses Gedankens. In Deutschland ist man längst schon soweit, — bereits auf Grund des geltenden Rechtes. Wenn der Arbeiter seine Existenzbedingungen über das Maß, auf das ihm ein civilrechtlich einklagbarer Anspruch zusteht, zu verlassen trachtet und diesem Verlangen die Drohung hinzufügt, dass er andernfalls die Arbeit niederlegen werde, so ist wiederholt der Erpressungsparagraph auf ihn zur Awendung gebracht worden. Man erklärt: Da der Arbeiter ein gesetzlich verfolgbares Recht auf höhere Lohnbedingungen nicht hat, so ist der von ihm erstrebte Vermögensvortheil ein rechtswidriger.

Man denke: Was versteht das gesunde, unverfälschte Rechtsgefühl des Volkes unter einer »Er-

*) Vgl. Stenogr. Prot. der 313. Sitzung der XI. Session, 5. Nov. 1894: Rede des Abg. Pernerstorfer, der die Heinemann'sche Kritik des § 141 Strafgesetzentw. aus dem Braun'schen »Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik« citiert. Anm. d. Herausg.

Digitized by Google

pressung«? Es ist dies das gemeinste, niederträchtigste Delict, welches das Strafgesetzbuch kennt. Jeden, der in die Nähe eines Erpressers kommt, überläuft das intensivste körperliche und psychische Unbehagen. Und mit einem solchen Subject stellt das Gesetz strafrechtlich den mit Energie für eine Verbesserung der Lebenshaltung und damit für eine erhöhte Bildung seiner Classe kämpfenden Arbeiter auf eine Stufe, wenn er sich einmal etwas ungeschickt oder mit einem jener derben, in seinem Milieu ganz gebräuchlichen Worte ausdrückte. Der Zuruf eines Maurers an seinen Unternehmer: »Wenn Sie nicht pro Stunde 45 Pf. Lohn zahlen, sorgen wir dafür, dass vier Wochen lang kein Maurer auf den Bau kommt!« wurde erst jüngst mit sechs Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust geahndet. Die Bedeutung solcher auf Grund des bestehenden Rechtes nicht anfechtbarer Urtheile geht weit über den einzelnen Fall hinaus. Sie drängen gebieterisch zu einer Abänderung der Gesetzgebung, welche es unmöglich macht, unter denselben Delictsbegriff Thaten von ethisch und social völlig verschiedener Bedeutung zusammenzufassen. Dass dies geschehen kann, haben uns einige neuere Strafgesetze, der schweizerische Strafgesetzentwurf und das norwegische Strafgesetzbuch, gelehrt, — Gesetze, welche von den Motiven zu dem deutschen Zuchthausentwurf vornehm ignoriert werden, wie denn überhaupt für diesen die Forderungen der Wissenschaft und die Erfahrungen der Praxis nicht existieren. Beide haben übereinstimmend zu dem Ergebnis geführt, dass das, was wir brauchen, eine Erweiterung der Coalitionsfreiheit wäre, die anzugreifen nach geltendem deutschen Recht straflos ist: eine Aufhebung der die Auswüchse bei Streiks gesondert behandelnden Paragraphe, durch welche Handlungen hart bestraft werden, die, wenn sie sich nicht auf Arbeitercoalitionen beziehen, straffrei bleiben oder wenigstens milder bestraft werden, — Beseitigung dieser crassen, durch nichts gerechtfertigten, unter

Digitized by Google

dem Scheine des gemeinen Rechts daherwandelnden und darum doppelt gefährlichen Ausnahmegesetzgebung. In anderen Ständen, z. B. dem Officiersstand, wird, worauf jüngst Brentano in einer glänzenden Arbeit über den Schutz der Arbeitswilligen hingewiesen hat, die Verrufserklärung sogar dann nicht bestraft, wenn sie sich gegen denjenigen richtet, der sich weigert, eine gesetzlich verbotene Handlung, ein Duell, zu begehen. Nach geltendem deutschen Recht muss der Arbeiter dagegen, der dem Streikbrecher mit der gesetzlich berechtigten Handlung droht, der ihm Worte zuruft, die sein Classengefühl zu stärken geeignet sein sollen, unter allen Umständen ins Gefängnis wandern.

Dies alles aber ist dem Entwurf nicht genug. Er legt dem Coalitionsrecht soviel Fußangeln, soviel Worte er enthält. Der deutsche Arbeiter soll das Coalitionsrecht, dieses Natur- und Grundrecht aller Menschen, haben, aber bestraft werden, sobald er davon Gebrauch macht. Die Vorlage ist ein abgrundtiefer Giftbrunnen. Wer das juristische Rothwälsch nicht kennt und damit täglich zu arbeiten nicht gewohnt ist, der ahnt nicht, wie viele Fallstricke hinter den so harmlos scheinenden kautschukartigen Worten des Entwurfs sich verbergen. Da soll z. B. ganz besonders hart angefasst werden, wer es sich zum »Geschäft« macht, Arbeitswillige von der Arbeit abzuhalten. Nicht unter drei Monaten und bis zu fünf Jahren sind, um die lieblichen Ausdrücke der Motive zu wiederholen, solche »geschäftsmäßige Agitatoren und Hetzer« unschädlich zu machen, solche »gemeinschädliche Streikreisenden, welche von außen her die Unzufriedenheit in eine ruhige Arbeiterbevölkerung hineintragen und, indem sie zu Ausschreitungen anstacheln, über viele Arbeiterfamilien schweres Unglück bringen«. In der That, wer sollte sich nicht vor Entsetzen von einem so drastisch geschilderten Individuum abwenden, das aus einer rein teuflischen Freude am Unglück der Arbeiterfamilien ein »Geschäft« macht? Doch mit Ver-

Digitized by Google

laub — sehen wir uns einen Augenblick einmal näher an, was die Juristenlogik unter einem Geschäftmacher versteht. Nach feststehender Rechtsprechung braucht, in dem einzigen Falle, in dem der Begriff bisher im Strafgesetzbuch vorkam, der Verleitung zur Auswanderung, nicht etwa ein fortgesetztes Handeln vorzuliegen, um Geschäftsmäßigkeit anzunehmen. Dieser Thatbestand kann schon in der ersten und einzigen Handlung gefunden werden, wenn sie nur nach freiem richterlichen Ermessen auf die Absicht schließen lässt, dieser Handlung weitere derselben Art folgen zu lassen. Wir fragen, wird es, unter Zugrundelegung dieser Definition, wohl irgend eine Ausstandsausschreitung geben, bei der das Geschäftsmäßige nicht angenommen werden kann? Da der streikende Arbeiter, der den zuziehenden Collegen die Mittheilung von dem Bestehen eines Streiks macht, kein anderes »Geschäft« zur Zeit hat, so gehören gar keine juristischen Seiltänzerkunststücke dazu, um fast regelmäßig die Geschäftsmäßigkeit anzunehmen. Damit bekommt aber die harmlose Ausdrucksweise des Entwurfes sofort ein verteufelt ernstes Gesicht.

Und weiter, was soll uns in einem Gesetz, welches dem Arbeiter denjenigen Theil des Vereinsrechts, der für ihn allein Wert hat, das Coalitionsrecht, nimmt, plötzlich die rührende Sorgfalt für das Glück der Arbeiterfamilien? Timeo Danaos — —. Gegen das Treiben der Unternehmer, die mit Hilfe der zum höchsten Scandal ausgearteten schwarzen Listen tagtäglich zahllose Arbeitswillige an der Verwertung ihrer Arbeitskraft hindern und so unnennbares Elend über diese und ihre Familien aus verwerflichem Eigennutz bringen, sagen der Entwurf und seine Motive kein Wort. Damit aber musste auch dem blödesten Auge klar werden, dass nicht der Schutz der Arbeitswilligen, sondern der Schutz des Profits das Ziel des Entwurfes ist.

Oder ein anderes Beispiel: Das bisherige Recht bestrafte nur Drohungen, die einen andern veranlassen

Digitized by Google

sollten, an bestimmten concreten Verabredungen zum Zwecke der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen beizutreten; jetzt dagegen tritt schon Strafe ein, wenn es sich um Vereinigungen handelt, die eine Einwirkung auf Lohn- und Arbeitsverhältnisse bezwecken. Der neue Vorschlag wendet sich also nicht nur gegen Streiks, sondern gegen das gesammte Vereinsrecht der Arbeiter. Wer z. B. in der Presse oder einer Versammlung darauf hinwiese, dass jener Arbeiter sich an der Arbeiterclasse versündigt, der keiner gewerkschaftlichen Organisation beitritt, der geräth in die Fänge des Zuchthausgesetzes. Und man beachte die Ausdehnung auf die gesammten »Arbeitsverhältnisse«, also über den Kreis der materiellen Interessen hinaus. Auch dies zeigt deutlich den Geist des Entwurfes, sein Streben, alles zu unterdrücken, was das Classengefühl der Arbeiter zu stärken geeignet ist. Die persönliche Arbeitskraft soll wieder vergegenständlicht, der Arbeiter nicht in die Lage versetzt werden, seine Ware, d. i. hier seine Arbeitskraft, zu ihm beliebigen Bedingungen, wie jeder andere Warenverkäufer, zu verwerten.

Diese wenigen Beispiele dürften Ihnen genügen. Die Zuchthausvorlage ist todt, nicht einmal einer Commissionsberathung hat der Reichstag dieses wirtschaftliche wie juridische Monstrum gewürdigt. Dennoch hat die Einbringung dieses Gesetzentwurfes ihr Gutes gehabt. Die parlamentarischen Debatten erreichten eine im deutschen Reiche lange nicht gesehene Höhe. Die Reden des Nationalliberalen Bassermann und des Socialdemokraten Heine erinnerten an die besten Zeiten des deutschen Reichstags. Die arbeitenden Classen aber wird der Entwurf, wie einst das selig entschlafene Socialistengesetz, mit eisernen Klammern zusammenhalten.

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Berlin. Dr. Hugo Heinemann.

Digitized by Google

Wieder können die Fortschrittsfreunde auf einen Erfolg zurückblicken. Diesmal war es ein Ausflug nach Nussdorf und von dort zurück bis zum Thiergarten. Zulange hatte man den Liberalen vorgehalten, dass sie sich in ihrem Kampfe gegen die Gemeindewahlreform an die socialdemokratische Partei anbiedern. Nun wollten sie zeigen, dass sie auch selbständig vorzugehen vermögen, und veranstalteten. da ja in der warmen Jahreszeit der Stammtisch nichts Verlockendes hat, eine solenne Donaurundfahrt. »Schöner und erfolgreicher konnte der Verein der Fortschrittsfreunde« — so heißt es in den Blättern — »seine Thätigkeit im Sommer nicht beginnen.« Herr Noske, dessen Anhänger über die ganze Welt zerstreut und durch den Donaucanal voneinander getrennt sind, war der Steuermann des Schiffes, auf dem die freisinnigen Bürgerkreise sich energisch gegen die Reaction zusammengeschlossen hatten. Mit dem gewissen Siegerblicke nahm er die Ovationen des Franz Josefs-Quai entgegen, dessen Bewohner aus allen Fenstern mit den Tüchern winkten, und schien entschlossen, keine einzige Phrase über den diesmal doch so nahen Bord zu werfen. Die Stammgäste des Café Folly waren herbeigeeilt, um dem kühnen Schiffer ein beherztes »Ahoi!« zuzurufen. Als sich die ersten Häuser des Schottenring zeigten, musste der Dampfer behufs Entgegennahme einer Vertrauenskundgebung halten. Dann aber gieng es ohne Unterbrechung flott bis Nussdorf.

»Hier« — so berichten uns die Zeitungen — »harrte der Theilnehmer eine schöne Ueberraschung.« Auf dem Landungssteg hatten dreißig weiß gekleidete Mädchen aus den besten Häusern — lauter gute Partieen — Aufstellung genommen und bekränzten den gefeierten Volksmann mit Rosen. »Die Schriftstellerin Frau Löwenberg« — sie trat bei diesem Anlasse zum erstenmal in die Oeffentlichkeit — »hielt eine zündende Ansprache,« in der sie Herrn Noske in bedeutungsvoller Weise die Anerkennung zollte, dass er »heute

Digitized by Google

stromaufwärts gefahren« sei, und die Rosen nur als Vorläufer des zukünftigen Lorbeers bezeichnete. Abgeordneter Noske erwiderte hierauf, dass der Empfang durch so zahlreiche Frauen »ein günstiges Zeichen« sei. Unter den Jubelrufen der Anwesenden bestieg Herr Noske wieder das Schiff, und wer mit der liberalen Partei bis Nussdorf gegangen war, der zögerte auch nicht, die Rückfahrt bis zum Thiergarten mitzumachen.

Dort fand nun, unter neuem freien Himmel, eine Protestversammlung statt, zu der sich die Ausflügler mit Rücksicht auf die vielen zündenden Reden, die noch gehalten werden mussten, entschlossen hatten. Herr Noske meinte, der Ueberfall auf den Franzosen Rousseau sei »ein leuchtendes Monument neben den verschwendeten dreißig Millionen für die Gaswerke«, die liberale Partei aber habe Werke geschaffen, »welche auf Jahrhunderte hinaus dem Wohlstand der Gesammtbevölkerung dienen und nicht Unfrieden und Zwietracht säen, bei denen ein einzelnes Individuum seine Rechnung findet». Die Versammlung finde unter freiem Himmel statt, »damit sich auch Andere ein Urtheil bilden können«. Den Kampf der Socialdemokratie gegen die Wahlreform begleite er mit seinen Sympathien —, »vorausgesetzt« — so fügte Herr Noske mit einem Blick auf den Regierungsvertreter hinzu —, »dass sich die Arbeiter in gesetzlichen Grenzen bewegen«. Auch Herr Mittler hielt eine »von großen politischen Gesichtspunkten ausgehende Rede« und die Begeisterung der Ausflügler wollte sich nicht legen. Sie alle vermissten jedoch den Volksmann Brix, der seine Abwesenheit entschuldigt und mitgetheilt hatte, dass er bei einem andern Ausflug »bis aufs Messer kämpfen« müsse.

Zum Schlusse trat die gesellige Unterhaltung und mit ihr Fräulein Lanius in ihre Rechte. Es ist zwar nicht ganz einleuchtend, wie das Fräulein Lanius zum Protest gegen die Wahlreform kommt, und man mag es bezweifeln, ob gerade der Vortrag Baumbach'scher Gedichte die Regierung abhalten wird, das neue Ge-

Digitized by Google

meindestatut zur Sanction vorzulegen. Es ist eine echt liberale Halbheit, in einer so hochpolitischen Angelegenheit, wie es ohne Frage die Sanction der Wahlreform ist, das Fräulein Lanius vorzuschieben, — eine Dame, deren Einfluss nicht weiter reicht, als dass sie eine Zeitlang in Censursachen das letzte Wort hatte und hin und wieder etwas in Niederösterreich durchgesetzt hat.

* * *

Unsere politische Discussion bewegt sich bekanntlich seit mehreren Jahren ausschliesslich zwischen Krugerstraße und Spittelberg. Auf den Höhepunkten der parlamentarischen Debatte wurde Herrn Schönerer, der sich eben anschickte, eine Ministeranklage dringlich einzubringen, von christlichsocialer Seite das Wort »Krugerstraße!« zugerufen, worauf die Deutschradicalen nicht ermangelten, sich mit einem Hinweis auf den »Spittelberg« oder mit dem Wörtchen: »Pursch!« zu revanchieren. In der Mitte standen zögernd die liberalen Abgeordneten und thaten so, als ob sie die bedeutungsvollen Schlagworte, die von rechts und links über ihre Häupter flogen, nichts angiengen und als ob ihre politische Reinheit selbst zu einem Verstehen jener Zwischenrufe nicht verhalten werden könnte.

Wenn im Herbste die Regierung Indemnität für all das, was sie bis dahin mit dem § 14 ins Leben gesetzt, verlangen wird, dann dürfte die Phraseologie unserer Parlamentarier um ein vielsagendes Merkwort vermehrt sein. Es wird ein Hinüber und Herüber von »Krugerstraße!«, »Spittelberg!« und »Sodawasser!« geben, den hadernden Deutschen wird von jungtschechischer Seite der schadenfrohe Zuruf »Cultura!« entgegenschallen und wenn dann momentan Ruhe eingetreten ist, — wird plötzlich aus dem Munde eines christlichsocialen Abgeordneten das Wort »Pleban!« laut werden. Es gilt den Liberalen, die noch vor kurzer Zeit nicht ahnten, dass ein schweres Schicksal von der Guttenberggasse her droht. Einer von ihnen

Digitized by Google

wird unklugerweise »Purscht!« sagen und ein Hagel von »Pleban!« wird auf sein Haupt herniedersausen; einer von ihnen wird finden, dass der Spittelberg eine schöne Gegend sei, und sofort wird ihm bedeutet werden, dass auch die anstoßende Guttenberggasse ihre Reize habe — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Sinn aller dieser Worte dürfte Einer. der nicht nach den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern zuständig ist, schwerlich erfassen. In Kürze: es handelt sich darum, dass unsere Volksvertreter im leidigen Sprachenzwist die großen Probleme socialen Lebens nicht vergessen haben und dass z. B. die Frage der Prostitution immer wieder parlamentarisch aufgerollt wird. Der Parteigeist ist auch in die entlegensten Gebiete menschlichen Mühens eingedrungen: wir haben Fractionsbordelle. Die freisinnige Mietherin des Plebanschen Hauses lässt ihre Abwesenheit von der Gerichtsverhandlung entschuldigen und drückt ihr Bedauern aus, dass »die Herren derartige Dinge in das politische Leben hineinziehen«, und wenn an die Liberalen heute in unzähligen Versammlungen, in denen gegen die Wahlreform demonstriert wird, die Aufforderung ergeht: »Gehen wir auf die Straße!«, so gewinnt dieser Ruf einen etwas anrüchigen Nebensinn.

Herr Pleban, der liberale Ortsschulrath und Bezirksvorstandstellvertreter der Innern Stadt, rief einst, als er für das Gemeinderathsmandat candidirte, den Wählern zu: »Meiner Initiative war es zu verdanken, dass der Rudolfsplatz ein neues Gitter bekommen hat!« Nunmehr ist es seiner Initiative auch zu verdanken, dass die parlamentarischen »Lasterhöhlen« um eine freisinnige vermehrt wurden. Von einer verfassungstreuen ist vorläufig noch nichts bekannt. Sollte auch sie eines Tages entdeckt werden, dann wird sich für Minister, die aus »Venedig in Wien« kommen, im hohen Freudenhaus zwangslos eine Majorität finden.

* * *

Digitized by Google

Deutsche, die während der Iglauer Festtage in Verwendung standen: Popelak (Bürgermeister), Inderka (Vicebürgermeister), Molinek (Bezirkshauptmann), Honsik (Realschuldirector), Haluschka (Stationsvorstand); deutsche Schützen: Budischowski, Konetschni, Dobrawski, Miklaucic, Horak, Jelinek, Janota und Kudielka; im Festspiel wirkten mit die Damen Machatsch und Wawra, Verfasser war Herr Professor Prochaska; die Iglavia verkörperte Frau Machatschek und die Gruppierung der lebenden Bilder hatte bereitwilligst Herr Schulinspector Viskozil übernommen.

Wer in diesen Tagen um zwölf Uhr an den Thoren unserer Gymnasien vorübergeht, sieht von der Schar der Knaben, die da balgend und schwatzend die in vier öden Stunden aufgespeicherten Spannkräfte entladen, eine Anzahl von »Großen« sich abtrennen, eilig und still den Weg nach Hause einschlagen. Sie fühlen sich, wenn sie auf die Straße treten, vom Druck nicht erleichtert, der wieder einen Vormittag lang auf ihnen gelastet hat. Eine andauernde Angst treibt sie nach hastig verschlungener Mahlzeit sofort wieder an den Studiertisch, an dem der Riesenwust von Daten, die in Jahren längst vergessen wurden, in den armen, blutleeren Schädel mit Gewalt hineingepresst werden soll. Mit stupidem Fleiß wird in ewigem Wiederkäuen der Wissensstoff der disparatesten Gebiete während heißer Nachmittagsstunden aber- und abermals durchgenommen.

Die Verschwörerconventikel, in denen vor wenigen Wochen in erregten Debatten die neuen Arten des »Schwindels« berathen wurden, durch welche die gewitzigten Professoren, wie alljährlich, auch diesmal wieder bei der schriftlichen Prüfung hintergangen

Digitized by Google

werden sollten, haben sich aufgelöst. Noch kennt niemand den Erfolg all der complicierten Veranstaltungen, durch die trotz strenger Ueberwachung eine Verständigung der Arbeitenden vielfach gelungen ist. Manches ist gänzlich fehlgeschlagen. Die beiden Schüler, denen die Aufgabe zugefallen war, die deutsche Uebersetzung der Hellenika des Xenophon mitzubringen, haben die Stelle, um die es sich handelte, trotz einstündigem angestrengten Suchen nicht finden können, und die Correctheit der Uebersetzung, die einer der besten Griechen der Classe durch die Bänke wandern ließ, wird bezweifelt. In der Mathematik sind die »Beispiele«, deren Auswahl aus den eingesandten vom Professor erwartet worden war, und die er mit Veränderung der Buchstaben und Zahlen drei-, viermal mit der Classe durchgearbeitet hatte, nicht gegeben worden. Jeder sucht jetzt aus Mienen und Worten des Lehrers zu errathen, wie es mit ihm steht. Und mit aller Macht wird auf die gefürchtete »Mündliche« hingearbeitet, bei der zum erstenmal der Einzelne ohne die Hilfe, die der Corpsgeist acht Jahre lang bereitwillig durch Einsagen und Abschreibenlassen geboten hat, dem Spruch der Richter sich preisgegeben sieht.

Wenn er wüsste, wie es im Innern dieser Richter aussieht, vor die er jetzt nach achtjähriger Untersuchungshaft hintritt! Welche Farce ist diese Prüfung, deren Stoff kaum einer der Geprüften wirklich beherrscht und bei der die Prüfenden rathlos und hilflos den Nachweis zu erbringen trachten, dass die Noten, die sie während der letzten Semester, da dieser Stoff stückweise durchgeprüft ward, ertheilt haben, auch den gerechten Urtheilsspruch über das Gesammtkönnen bilden. Denn darum handelt es sich vor allem, dass das Ergebnis der Reifeprüfung nicht wesentlich das Urtheil verändere, das aus den Semestralzeugnissen der Prüflinge sich ergibt. Jahraus, jahrein haben die Lehrer den löblichen Brauch geübt, eine halbe Stunde vorzutragen und dann den Inhalt des halbstündigen Vortrags vom

Digitized by Google

letztenmale durchzuprüfen; nun sollen sie plötzlich die Fähigkeit zeigen, durch wenige Fragen, die dem in vier Lehrjahren des Obergymnasiums durchmessenen Wissensgebiete entnommen sind, ein Bild der Beherrschung des Gebietes durch den Schüler sich selbst und dem Vorsitzenden der Commission zu entwerfen. Da waltet der blinde Zufall. Denn trotz der Gepflogenheit, jedem Schüler Fragen zu stellen, die gelegentlich der Wiederholung des Stoffes im letzten Lehrjahre bereits an ihn gerichtet worden sind, ist es unsicher, ob er nicht versagen werde, ob nicht die vielfachen Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Fragen, die er erhalten könnte, ihn auf falsche Fährte gebracht haben. Vollends mag die unerwartete Einmischung des fremden Vorsitzenden der Commission alle Ergebnisse, die aus dem stillschweigenden Einverständnis von Lehrer und Schüler zu erhoffen waren, zerstören.

Dieser Vorsitzende! Mit welchen Erwartungen und Befürchtungen ist in der Octava seit Monaten die Frage erörtert worden, wer das sein werde. Wie gut erinnern wir Aelteren, längst dem Gymnasium Entwachsenen uns noch des Schreckens, den der gefürchtete Name Maresch hervorrief. Zwar, von den realen Fächern verstand er nichts. Aber auch da liebte er es, dreinzufahren, und es war dem Prüfling, der in der Mathematikaufgabe nicht weiter konnte, wenig erwünscht, wenn ihm der wohlwollende Rath ertheilt ward, in einer Formel Dinge zu kürzen, die man nicht kürzen kann, oder sonst etwas Unmögliches zu versuchen. Die philologischen Fächer dagegen hat er beherrscht, und alle Schrecken der Syntax drohten, wenn man bereits glücklich die Klippe der Uebersetzung umschifft hatte. Da schien das Einfachste, Selbstverständliche zur unüberwindlichen Schwierigkeit zu werden, überall lagen Fangeisen und Schlingen verborgen, bis endlich der arme Gehetzte sich irgendwo verfieng. Es ist mir nicht bekannt, dass einer der Nachfolger des Mannes, der statt Fragen Fallen stellte, gleich

Digitized by Google

ihm zum Typus des »Holzinger des Gymnasiums« geworden wäre. Alle sind, wie er, classische Philologen; aber wenige von ihnen haben sein Wissen oder, wie er, Lust und Fähigkeit, als Richter den Ankläger zu spielen. Und in die Prüfung der Realfächer, die ihnen fremd sind, mengen sie sich nicht ein. Der Lehrer der Mathematik und Physik fällt sein Urtheil, ohne dass ein Einspruch erhoben werden könnte. Ein zweiter Sachverständiger, der ihn controlieren würde, ist nicht anwesend.

Nun, in wenigen Tagen werden wieder die Freigesprochenen sich zur herkömmlichen Schlusskneipe versammeln. Diejenigen, denen infolge der Durchschnittsnote »lobenswert« die Prüfung aus Physik und Geschichte erspart blieb, werden mit Zufriedenheit feststellen, dass sie wenigstens zwei Lehrgegenstände bereits vergessen haben. Die anderen werden sich geloben, es ihnen raschestens nachzuthun und auch mit dem Rest von unnützem Zeug baldigst fertig zu werden. Nieswurz her, um das Gehirn reinzufegen!

Und Bier! † .

Von den Bemühungen des Professors Schenk um die russische Thronfolge.

Herrn Schenks Theorie von der künstlichen Beeinflußung des Geschlechtes der Kinder hat einen majestätischen Krach erlitten. Es ist dem Wiener Professor der Embryologie und Vorstand des Institutes für Embryologie, der sich zu einer Art von wissenschaftlichem Beichtvater und intimen Conferencier für Mütter und solche die es werden wollen, herausgebildet hat, es ist Herrn S. Schenk nicht gelungen, die Zukunft der Dynastie des Hauses Romanow-Holstein-Gottorp durch einen männlichen Erben zu stützen. Die Kaiserin Alexandra hatte ohne Schenks Vorwissen am 15. November 1895 die Großfürstin Olga und am 10. Juni 1897 die Großfürstin Tatjana geboren. Da ließ sich denn Herr Professor S. Schenk herbei, einem ehrenvollen

Digitized by Google

Rufe — Samuel hilf! — an das Petersburger Hoflager zu folgen, und siehe da, der Czar wurde am 26. Juni mit einer dritten Tochter überrascht. Der zu so schönen Hoffnungen berechtigende Wiener Fachmann verließ ein enttäuschtes Herrscherpaar, das er von der bangen Sorge um einen Kronprinzen nicht zu erlösen vermocht hat. Demnach dürfte es ihm auch nicht gelungen sein, die Classe des russischen St. Annenordens, den frühere Verdienste ihm verschafft haben, um einen Grad zu erhöhen.

Man wird sich wundern, warum Schenks selbstlose Antheilnahme an den Schicksalen des Czarenhauses bisher ein Geheimnis geblieben ist und die ‚Correspondenz Wilhelm' nicht zeitweise Bulletins aus dem weltverlorenen Studio des im Dienste der Menschheit sich aufreibenden Professors der spannungsvoll wartenden Oeffentlichkeit mitgetheilt hat. Schenks Mitwirkung an einer Staatsaction, von der ein Weltreich seinen Manneserben erwartet, wäre allein imstande gewesen, den schon sehr geminderten Ruf der Wiener medicinischen Facultät auf den alten Glanz zu bringen. Beiden Theilen wäre also geholfen worden: der sinkenden Facultät und der steigenden Sensationslust des Publicums. Einst hat die ‚Correspondenz Wilhelm' mit anerkennenswerter Fixigkeit zwischen den Notizen »Aus dem Sumpfe der Großstadt« und »Brandwunden erlitten« Schenks epochale Errungenschaft gemeldet und der verschämte Forscher zögerte auch sonst nicht, eingeweihten Localreportern seine süssesten Geheimnisse ins Ohr zu flüstern. Hat nunmehr dies krampfhafte Verschweigen des Vertrauens, das die Krone Rußlands in den Meister der Wiener Facultät gesetzt hat und das doch an sich geeignet erscheint, den argverfolgten Diener der Wissenschaft zu rehabilitieren, einen bestimmten Zweck gehabt? Wollte sich Herr Schenk gegen das Odium eines vielleicht möglichen und nun auch fatalerweise nicht ausgebliebenen Misserfolges diesmal wenigstens durch Discretion schützen?

Digitized by Google

Zwar, in ausländischen Zeitungen durfte man immerhin Manches andeuten, was hierzulande nach einem glücklichen Ausgang der Sache als Ueberraschung wirken sollte. In einem Berliner Localblatte war Ende Mai dieses Jahres nach einer Auslassung über die unverdienten Angriffe, die der eifrige Wissensmann hat erdulden müssen, wörtlich zu lesen: »Mit gespannter Erwartung blickt man einem in nächster Zeit zu erwartenden freudigen Familienereignisse entgegen, durch das mit Hilfe der Schenk'schen Theorie einem Weltreiche ein Thronerbe bescheert werden soll. Qui vivra verra!«

Nun bedenke man den umgekehrten Fall. Das Corriger la fortune wäre dem Bahnbrecher der embryologischen Forschung gelungen, Rußland hätte zufällig einen Großfürsten erhalten. Was hätten da die Correspondenzen zu thun bekommen, wie viel Extraausgaben hätte der kaiserliche Rath Wilhelm hectographieren oder die Correspondenz Kohn, entsprechend dem modernen Zuge der Zeit, sogar schapirographieren müssen! Und wie hätte der Königsmacher von der Wiener medicinischen Facultät in diesem großartigen Erfolge, in diesem experimentum crucis »einen erneuerten mächtigen Ansporn gefunden, seine Forschungen nachzuprüfen und weiter auszubauen«!

Nichts von alledem .... Der Czar harrt noch immer des Thronerben, der kaiserliche Rath Wilhelm muss sich enttäuscht nach anderen interessanten Meldungen umsehen, und der Professor Schenk macht sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, seine Privatpraxis fortan nur mehr auf solche Gebiete auszudehnen, wo er nicht Gefahr läuft, mit der Vorsehung in einen unlauteren Wettbewerb zu treten.

* * *

Die ‚Ostdeutsche Rundschau' fühlt sich in einer Brünner Notiz veranlasst, die im 7. Hefte der ‚Fackel' verzeichnete Berufung des Dr. Stephan Bauer an eine ausländische Hochschule zu dementieren. Sie will mein Bedauern nicht theilen, dass unserer

Digitized by Google

Wissenschaft durch Rancünen und zwischen Collegium und Behörde gesponnene Intriguen abermals ein tüchtiger Helfer entzogen ward, und thut Herrn Dr. Stephan Bauer einfach ab, indem sie ihm seinen Vornamen in Gänsefüßchen setzt. Ob er mit diesen rascher ins Ausland kommen wird, weiß ich nicht; dass er aber als Professor der Nationalökonomie vom Herbste an in Basel wirken wird, ist eine Thatsache, an der weder meine neuerliche Constatierung noch die Ungläubigkeit der ‚Ostdeutschen Rundschau' etwas ändert. Der Lehrfähigkeit des nunmehrigen Brünner Docenten Schullern wollte ich nicht nahetreten und an eine Reclame für Herrn Stephan Bauer, den ich persönlich nicht kenne, habe ich nicht gedacht. Dass es sich mir um die Vertretung »jüdischer Interessen« nicht handeln kann, dürfte die ‚Ostdeutsche Rundschau' bereits öfter mit innerer Wehmuth eingesehen haben, und das »Schonungsgebiet«, auf das ich ein paar Leute eigens gesetzt haben soll, entrückt sich allmählich ihren Augen. Meiner Abneigung gegen die Wiener Kunstparasiten muss sie auf Schritt und Tritt zustimmen, und der Erkenntnis, »dass ich nicht bin, wie jene«, gibt sie in Leitartikeln und Notizen schmerzlichen Ausdruck. Es wird nichts übrig bleiben, als endlich den schon längst versprochenen »Hammer Thors« gegen die ‚Fackel' zu schwingen. Freilich kann man selbst mit diesem gegen die Thatsache, dass Herr Dr. Stephan Bauer einen Ruf ins Ausland erhalten hat, schwerlich ankämpfen.

* * *

Sprachrohrbenützer. Von namhaften Juristen und Nationalökonomen, fachkundigen Volksmännern u. dgl. haben in den letzten Wochen der ‚Neuen Freien Presse' ihr Wissen und Ansehen geliehen oder ihre reinen Absichten in den Dienst des »Economisten« gestellt: Lexis (Göttingen), Lecher (Brünn), Tezner (Wien), Krall (Wien), Liszt (Halle) — bewilligter Nachdruck —, Brentano (München) ... Ich habe den Herren je ein Exemplar der Nr. 5 dieses Blattes (»Warnung«) zuschicken lassen.

Digitized by Google

Wien hat dieser Tage seinen pietätvollen Dank für all das, was ihm Johann Strauß und es durch ihn war, in erhebender Weise abgetragen. Eine Todtenfeier in »Venedig in Wien« .... Unsere Operettenbühnen gehören bekanntlich den Lebenden, die Herren Weinberger und Taund haben schon zu seinen Lebzeiten wiederholt das Erbe Johann Strauß' angetreten, und so sehen wir denn Herrn Gabor Steiner, der die günstige Conjunctur ausnützt, sich um die tantièmenfreien Manen des Walzerkönigs bemühen. Immerhin einige Abwechslung, die in das Einerlei jenes concessionierten Lupanars gebracht wurde. Wer wäre des stillen Lagunenglücks mit Spülwasser und billigem Parfum nicht endlich überdrüssig geworden, dieser Sänger, die unter dem Vorwande, dass Neapel so schön sei, unendliches Trinkgeld verlangen, dieses Stammpublicums von Zuhältern und Jobbern, das hier — o bella Napoli! — im Gassenhauertakt seine Sommernächte todtschlägt, dieser Athmosphäre von geheuchelter italienischer Glut und wirklich verschuldeter Crida?.... Oh, ich kann mir ganz gut vorstellen, wie hier Johann Strauß geehrt ward. Das »Café Opera« besetzt von lauter »Wienern«, die nicht müde werden, »ihren« Gabor Steiner wieder und wieder hervorzujubeln. Wie immer steht er mit vorgestreckten Armen hinter den Coulissen, damit man ihn bequemer packen könne, wenn er »widerstrebend« sich dem jubelnden Publicum zeigen will. Der maître de plaisir, den ein tobender Ehrgeiz aus dem Administrationslocal einer Zeitung trieb, weil er die Cultur Oes budavars in die Praterauen verpflanzen wollte, — Cagliostro von Wien, allerdings von jenem Wien, dem Julius Bauer zum Heine emporwuchs — — — — —

Inzwischen haben die Theaterwucherer den ersten Schritt gethan, das Andenken Johann Strauß' zu verzinsen. Partituren werden angekündigt, die »echt Strauß'sche Motive« enthalten. Aus dem Archivstaub sehen wir bisher unaufgeführte Erstlingswerke des Verstorbenen zauberhaft ans Licht getandelt. Hastig werden

Digitized by Google

ein paar Noten, die sich vielleicht in seinem Nachlasse finden mögen, zusammengerafft und jenen Librettis unterlegt, die Johann Strauß bei Lebzeiten weit von sich wies. Die Buchmacher und Buchbinder rühren sich, die Zeitungen verlicitieren ein Erbe und alles, was bei uns eine Pokerpartie um den Rest von Cultur spielt, ist auf den Beinen. Schließlich wird Victor Léon gewinnen. Seiner Sache sicher, erscheint der Taussig der Operettenbörse auf dem Plan; der todte Johann Strauß wird ihm nicht entkommen ... Es lag etwas wie Größe darin, als am vorigen Sonntag die Coulissiers der Blätter berichten konnten: »Heute treffen Victor Léon und Leo Stein in Unterach am Attersee zusammen, um über die Wahl der Handlung des Librettos schlüssig zu werden.« — — —

* * *

Von der Qual der »Schlierseer«, die uns allsommerlich mit ihrer abgetragenen Natürlichkeit heimsuchen, werden wir in ein paar Tagen erlöst sein. Die Truppe hat nach den ersten Proben frischer Heimatwüchsigkeit eine pikante »Specialität« repräsentiert, die man sich eine Zeitlang gefallen lassen durfte. Dann aber sind diese Bauern in Schlichtheit gereist, und ihre mühelose Art, die eben noch den Ansprüchen der primitivsten oberbayerischen Dramaturgie genügt, ward als Offenbarung des höchsten Kunstgefühls ausgeschrieen. Der beständige Aufenthalt in Coulissenluft und Impresariolärm hat bewirkt, dass uns die Schlierseer heute als farblose Durchschnittsschauspieler gegenübertreten, die erst wieder »interessant« werden, wenn wir uns auf dem kalten Wege der Erinnerung vorzustellen versuchen, dass die Leute, die uns hier Bauern vormimen, ja selbst einmal wirkliche Bauern waren.

Die in der Geschichte des Theaters immerhin bemerkenswerte Episode agierender Bauern ist seit jeher stark überschätzt worden. Aus den tiefsten Niederungen

Digitized by Google

der Literatur vermag sich diese primärste Natürlichkeit nie und nimmer zu erheben, und dass sie uns noch als Natürlichkeit erscheint, hat sie eigentlich auch nur dem Dialect, diesem argen Vorschubleister aller darstellerischen Minderwertigkeit, zu danken. Herr Neuert und Fräulein Schönchen, Meister alpiner Schauspielerei, sind als Ehepaar Miller in »Kabale und Liebe« einst grimmig verlacht worden, und die Schlierseer, die alle nicht minder »natürlich« sind, würden in ähnlicher Lage ähnliches Missgeschick erfahren. Wahrlich, die Bauernspieler vom Münchener Gärtnerplatztheater haben von ihren ländlichen Collegen, die Theaterkunst hat von beiden nichts zu fürchten. Herr Konrad Dreher, der Bärenführer der Schlierseer Truppe, hat sich vom gemüthlichen Biertrinker zum Factor im deutschen Bühnenreiche entwickelt, aber seine schätzenswerten Eigenschaften werden, wie einst, bald wieder nur in engeren Kreisen Geltung finden. Der »unverwüstliche Terofal«, dessen Humor in peinlich wirkender Agilität besteht, wird, falls er den Anschluss nicht schon versäumt hat, zu den heimischen Penaten der Fleischhauerei zurückkehren, und den »herrlichen Meth« mag Herr Hermann Bahr bald nur mehr im Schlierseer Dorfwirtshaus »Haxen schlagen« sehen.

Die komische Begeisterung für die Bauernspieler hat übrigens nicht Herr Bahr, sondern die ‚Neue Freie Presse' in Schwang gebracht. Sie war es, die das Wiener Publicum an einem Sonntagmorgen des August 1894 belehrt hat, dass der modernen Schauspielkunst alles Heil nur von Schliersee und seinen Holzknechten und Kuhmägden kommen könne. Freilich wurden — und dies muss gerechterweise anerkannt werden — am Schlusse des sonst albernen Artikels der Schlierseer Kunst ihre Grenzen gezogen. Sie ward ausdrücklich als ein Genre bezeichnet, das für alle Zukunft nur auf dem heimatlichen Boden erträglich bleibe, und der Verfasser warnte, die Truppe reisen zu lassen und so die »Specialität« mimender Bauern auf das Niveau der »Orpheumpikanterie

Digitized by Google

einer neunjährigen Soubrette« zu bringen. Ich erinnere mich an den Artikel ganz genau, da ich ihn selbst geschrieben habe.

* * *

Herr Nordau, der in Zusammenhang mit der Art, wie unser Intelligenzblatt moderne Literatur betreibt, wohl eingehenderer Betrachtung wert ist, sei heute nur als Autor eines überraschenden Wortes erwähnt. Der literarische Metzger hat wieder einmal das Bedürfnis gefühlt, seine tiefinnerliche Kunstfremdheit mit medicinischen Floskeln zu verbrämen, und die Wiener Börseaner diesmal vor der Lectüre der Maupassant, Edmond de Goncourt und Baudelaire gewarnt. Er empfiehlt uns dafür einen Essayisten, namens Lhomme, der in Paris plötzlich aufgetaucht ist und von Herrn Nordau den grobschlächtigen Stil, die Oberflächlichkeit und pathologische Gier gelernt zu haben scheint. Herr Lhomme ist nun gewiss kein Revolutionär, dem das solidarische Schweigen, das seinem Auftreten die bourgeoisen Blätter entgegenbringen, zur Ehre gereichte, und sein tempelschänderisches Beginnen hat mit dem Kampf gegen die literarische Versippung und die von Klüngels Gnaden geschaffenen Kunstmoden nichts gemein. Sieht man aber von der Person ab, der Nordaus Anerkennung gilt, so mag diese im Rahmen der ‚Neuen Freien Presse' doppelt bemerkenswert erscheinen. Nordau erwähnt, dass keine Pariser Zeitung den Titel des Buches, den Namen des Bilderstürmers nenne, und findet hiefür eine Erklärung, die er in höhnisch bitterem Tone also vorträgt: »Er gehört zu der unbequemen Classe von vorlauten Störern, die laut ausrufen: ‚Der König läuft ja in Unterbeinkleidern umher!', wenn der ganze Hof entzückt ein prachtvolles Staatsgewand an den erlauchten Beinen zu bewundern vorgibt. Solche Leute bekämpft man nicht; dies würde auf sie aufmerksam machen; man schweigt sie todt.« Herrn Nordaus Feuilletons werden nicht redigiert. Den einen Satz hätte

Digitized by Google

ihm die ‚Neue Freie Presse' streichen müssen, — wenn schon ihre Selbstachtung nicht so weit geht, dass sie Herrn Nordau für seine epileptischen Anfälle, die er angesichts jedes Dichters pünktlich bekommt, die feuilletonistische Gelegenheit überhaupt verweigert.

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Abendblatt vom 20. Juni: »Schließlich fuhr noch das Geschoss dem Capellmeister Johann Valek durch den Ellbogen der rechten Hand.«

Ebenda: »Heute morgens war das Nachlassen der Schmerzen so weit fortgeschritten, dass der Kaiser das Bett verlassen konnte und sich, wie er gewohnt ist, vollkommen ankleiden ließ.«

*

Am 24. Juni schreibt sie: »Wirkliches Verdienst zu ehren und nach Gebühr zu belohnen, ist eine der erprobten Eigenschaften, die Kaiser Wilhelm II. von seinem Großvater und seinem Vater geerbt hat«. Die ‚Neue Freie Presse' denkt hier offenbar an Bismarck und die Weinflaschen, die ihm Wilhelm II. nach Friedrichsruh geschickt hat. Einst hat der dem Maler Menzel angeheftete Schwarze Adler-Orden, jetzt der Grafentitel, den der Kaiser seinem Staatssecretär v. Bülow verlieh, das Blatt zu einem Hymnus auf die Regententugenden Wilhelms II. begeistert. Der Mann, der heute als der einzige Pro-Redner für die Zuchthausvorlage im deutschen Reiche dasteht, hat sich nach der ‚Neuen Freien Presse' »als durch und durch moderner Herrscher erwiesen, indem er einen bürgerlichen Maler in den Capitelsaal des Schwarzen Adler-Ordens einführte«. An der plötzlichen Beförderung Bülows in den Grafenstand versucht

Digitized by Google

unser Blatt jetzt die kraftvolle Initiative des deutschen Kaisers nachzuweisen. Das Hochgefühl, das den Staatssecretär beseelen mag, wird hiebei mit einer Herrn Stettenheim abgelauschten Wendung folgendermaßen geschildert: »In dem Bewusstsein, dass die gethane Arbeit des Lohnes wert ist, darf Bernhard v. Bülow zur Feder greifen, mit der er zum erstenmale seinem Namenszuge den neuen Grafentitel voransetzt.«

*

(Die ‚Neue Freie Presse' und der Orang-Utang.)

Sonntag den 25. Juni brachte sie einen 110zeiligen Artikel über einen neuen Orang-Utang, der sich seit mehreren Wochen in der Schönbrunner Menagerie befinden soll. Dass ein Weltblatt selbst den Einwohnern von Sumatra gebürende Beachtung widmet, ist nicht weiter verwunderlich. Kein Mensch hätte etwas dagegen eingewendet, wenn die ‚Neue Freie Presse' die Ankunft des exotischen Gastes kurz verzeichnet hätte, — etwa in der Reihe jener »Personalnachrichten«, die uns seit Jahrzehnten die flüchtige Bekanntschaft von Leuten vermitteln, von deren Leben wir nachher nichts wissen, als dass sie irgendeinmal in irgendeinem Hotel abgestiegen und mit der frohen Hoffnung, den Zug nicht zu versäumen, von Wien wieder abgereist sind. Und nunmehr 110 Zeilen über einen Orang-Utang.... Aber am Ende ist die ‚Neue Freie Presse' ein »großes politisches Blatt«, und man darf es nicht einmal absurd finden, wenn ein solches das Bedürfnis fühlt, sich aus dem Wirrsal der Ausgleichsconflicte und Wahlrechtskrakehle Sonntags zum »neuen Affenhaus« zu flüchten, von den Blamagen, die aus dem journalistischen Ententeich just in den letzten Tagen so reichlich aufflogen, zeitweise vor dem Ententeich des Schönbrunner Parkes auszuruhen. So wird wohl auch das lesende Publicum all dem sinnverwirrenden Parteiengezänke entrückt und auf ein neutrales Gebiet geführt, die Gemüther, die man schon trostloser Verbitterung

Digitized by Google

anheimgefallen wähnte, werden vom politischen Getriebe abgelenkt, und der neue Orang-Utang, der rechtzeitig aus Sumatra eintraf, ist vielleicht ausersehen, dem zerfallenden Staatswesen jenes »einigende Band«, das von den Regierungen immer noch gesucht wird, zu ersetzen.

Bei solchen Aussichten scheint das Wort eines Ministers, man könne in Oesterreich nicht ohne die ‚Neue Freie Presse' regieren, nicht allzu vorschnell ausgesprochen. Jedenfalls gibt das Blatt den in unnützem Hader verstrickten Völkern ein gutes Beispiel. Die ‚Neue Freie Presse' war letzten Sonntag ganz und gar in die Betrachtung des Affen vertieft; sie beschrieb sein Tagewerk und folgte jeder seiner Bewegungen, sie schilderte seine Gewohnheiten und brachte Darstellungen aus seinem Privat- und Familienleben, die fast ans Peinliche streiften. Sie begeisterte sich an der beschaulichen Idylle eines Affenkäfigs, erklärte rundweg, der Orang-Utang werde »voraussichtlich bald ein Liebling der Wiener« werden, und betrieb das vormärzliche Werk der politischen Entwöhnung so leidenschaftlich, dass zahlreiche Leser spontan erklärt haben sollen, ihr Abonnement auf die ‚Neue Freie Presse' werde »voraussichtlich« bloß bis zum Vormärz reichen. Man wird nämlich nicht leugnen können, dass ein Theil der »Wiener«, der mündigere, über die Auslassungen des Blattes recht verstimmt war. Es mag sie unangenehm berührt haben, das Leben und Wirken ihres Lieblings bis in seine intimsten Heimlichkeiten bloßgelegt zu sehen — »Er hat sich während der letzten Tage nicht ganz wohl befunden, wahrscheinlich infolge eines Diätfehlers, und deshalb ist er ein wenig zur Melancholie geneigt« —, es mag sie verdrossen haben, dass die ‚Neue Freie Presse' den Orang-Utang mehreremale plötzlich und ohne jeden Grund einen Gorilla nannte.

Oder waren sie mit Recht verstimmt, weil das Blatt bei seinen seltsamen Bemühungen um den österreichischen Völkerfrieden die Person des Monarchen anzurufen wagte? »Auf den ausdrücklichen Wunsch

Digitized by Google

des Kaisers,« schrieb es, seien die neuen Thiere, darunter der Orang-Utang, nach Oesterreich gebracht worden, der Kaiser »nehme an ihnen reges Interesse und verfehle bei seinen täglichen Spaziergängen niemals, ihnen einen Besuch abzustatten«. Es gehört wohl die ganze Geschmacklosigkeit eines um jeden Preis loyalen Blattes dazu, dem Monarchen in den Tagen der Ausgleichswirren derartige Interessen zuzumuthen. Glaubt aber die ‚Neue Freie Presse' ernstlich, dass der Orang-Utang eine politische Mission in Oesterreich zu erfüllen habe, dann wird sie den Berichten über sein persönliches Befinden fortan an leitender Stelle und in ernsterer Form, als es bisher geschah, Raum geben müssen. Diesmal scheint sie einen Mitarbeiter des »Economisten« nach Schönbrunn entsendet zu haben. Und da hat sich denn etwas Merkwürdiges begeben. Die Affen sind bekanntlich durch ihren hochentwickelten Sinn für Nachahmung ausgezeichnet, und das Benehmen des Orang-Utang wird von der ‚Neuen Freien Presse' in folgender Weise geschildert: »Er schlägt die Lider auf, und schon hat er einen glänzenden Gegenstand erspäht und etwas wie Begierde drückt sich in den Augen aus .... Er hält den Arm mit der Handfläche nach oben gerade vor sich hin. Das ist bei ihm die Geberde des Begehrens .... Bekommt er nichts, so verschränkt er die Arme oder legt sich eine Hand auf die Stirne .... Die Hand ist erschreckend lang .... Seine Augen drücken Vieles aus, was der stumme Mund verschweigt ....«

* * *

Die Ursache einer Zugsverspätung.

Ich erhalte folgende Zuschrift:

Vor einiger Zeit hatte ich in Steyr zu thun. Nach beendeter Arbeit begab ich mich auf den Bahnhof, um die Heimreise anzutreten. Der Perron zeigte ein ganz ungewohntes Bild. Die Bahnhofbediensteten schossen hin und her, der Herr Stationsvorstand ertheilte aufgeregt laute Befehle und auf dem Geleise stand ein prunkvoller Salonwagen, wie solche bei Reisen von allerhöchsten Persönlichkeiten in Gebrauch stehen. Ich glaubte daher auch, dass ein Mitglied des Kaiserhauses mit uns reisen werde. Wie sehr erstaunt war ich nun, zu erfahren, dass

Digitized by Google

dies nicht zu erwarten, dass vielmehr der bereitstehende Salonwagen bestimmt sei — den gesammten Verwaltungsrath der Waffenfabrik, der von einer seiner »wichtigen« Sitzungen kam, nach Wien zu befördern.

Und richtig, es dauerte keine fünf Minuten und unter Vorantritt des fürstlichen Präsidenten der Waffenfabrik erschien der Verwaltungsrath auf dem Perron. Die Bahnbediensteten und das anwesende Publicum, das die Bedeutung der abreisenden Personen offenbar kannte, machten Spalier. Mittelpunkt der Gesellschaft: Herr v. Taussig — ehrfurchtsvoll begrüßt, nach allen Seiten freundlich grüßend .... Nun verstand ich auch, wieso der Salonwagen der Oesterreichisch-ungarischen Staatsbahn auf die Linie der k. k. Staatsbahn kam. Herr v. Taussig ist Präsident der oberwähnten Eisenbahngesellschaft und hatte als solcher, um sich seinen armen Collegen vom Verwaltungsrath der Waffenfabrik gefällig zu zeigen, den Waggon nach Steyr dirigiert.

Der Zug fährt ein, und nun wird der Salonwagen angeschoben. Verspätung von 10 Minuten. Salutierend stehen die Herren Beamten auf dem Perron, als der Zug ausfährt, was uns bürgerliche Passagiere sehr feierlich stimmt.

In St. Valentin muss Alles aussteigen, um den Schnellzug von Salzburg abzuwarten; auch der Salonwagen wird abgekoppelt, und die hohen Persönlichkeiten begeben sich mit der nöthigen, dem Kellner imponierenden Grandezza in die Restauration, um eine Jause einzunehmen. Die Gesellschaft gruppiert sich um einen Tisch, auch der Secretär des Herrn Präsidenten der Oesterreichisch-ungarischen Staats-Eisenbahngesellschaft setzt sich über leutselige Aufforderung seines Chefs, allerdings respectvoll einen halben Meter vom Tisch entfernt. Der Kaffee wird gebracht, auch Gebäck. Da winkt Herr v. Taussig seinen Secretär zu sich, flüstert ihm einige Worte ins Ohr, und dieser entfernt sich mit Windeseile, um alsbald wieder mit dem Kammerdiener zurückzukehren, der Bisquits und Cigarretten herbeiträgt. Die Herren Verwaltungsräthe verschmähen selbstverständlich das plebejische Bahnhofsgebäck und acceptieren die ihnen angebotenen Bisquits, die den schlechten Bahnhofskaffee genießbarer zu machen scheinen. Auch die Cigarretten werden angezündet, und nun — es ist ja noch Zeit bis zur Abfahrt — entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch, das sich, wie es nach den bekannten vorhergegangenen Ereignissen selbstverständlich ist, um die Actionäre, die Angriffe dieser und der Journalisten dreht. Nur einen Ausspruch des in unbegreiflich rosiger Stimmung befindlichen Herrn v. Taussig will ich hier citieren. Herr v. Taussig sprach mit verächtlich gekräuselter Lippe von den Bemühungen der Actionäre, schien der Ansicht zu sein, dass mit den Angriffen eines unbefriedigten Montagsjournalisten die Opposition gegen seine Praktiken erschöpft sei, und sagte wörtlich: »Es ist ein Glück, dass es weniger Scharfs als Schafe gibt!« — —

Endlich kommt der Zug aus Salzburg, und nun beginnt die Procedur mit dem Salonwagen der Verwaltungsraths-Gesellschaft. Sie

Digitized by Google

dauert so lange, bis glücklich eine Verspätung von 20 Minuten erreicht ist, die bis Wien nicht mehr eingebracht werden kann.

Ich frage nun: wie kommen die Passagiere I., II. und III. Classe dazu, Herrn v. Taussig und seiner Bequemlichkeit zuliebe verspätet in Wien anzukommen?

Zu dieser Beschwerde erlaubt sich der Herausgeber zu bemerken, dass es sehr betrübend ist, wenn das Einstellen der Untersuchungen gegen Herrn v. Taussig rascher vor sich geht, als das Einstellen seiner Salonwagen. Der Verfasser obenstehender Zeilen ist ein bekannter Staatsanwalt, der für alle Fälle mitfuhr und sich angesichts der Unnahbarkeit des Herrn v. Taussig darauf beschränken will, ihn wegen Zugsverspätung zu belangen.

* * *

Rechenschaftsbericht.

Mit diesem Hefte schließt das I. Quartal der ‚Fackel'.

Anonyme Schmähbriefe	236
» Drohbriefe	83
Ueberfälle	1

Am 13. Mai schrieb ein »beliebter Plauderer«, Mitglied der »Concordia« oder dgl., in edler Auffassung des kritischen Berufs die Worte nieder: »Zum Satiriker und Pamphletisten gehört eine sehr robuste Constitution, und Herr Kraus wird seine Schreibweise etwas ändern müssen, wenn er Wert darauf legt, das erste Quartal seiner ‚Fackel' zu erleben«.

30. Juni, 12 Uhr Nachts: Im Befinden des Herausgebers ist keine Veränderung eingetreten.*)

*) »Warten wir das zweite Quartal ab!« Anm. der »Concordia«.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Ihr Miniaturpapierkorb kam zu spät. Sie scheinen von den Dimensionen, die jene einseitige Correspondenz angenommen, doch keine rechte Vorstellung zu haben. Jedenfalls danke ich verbindlichst, auch für das Gedicht, das mir leider an einigen Stellen — was soll der »Onkel«? — unverständlich blieb.

Lady Mischief in Velden. Ob Frl. Niemand nicht ein männliches Wesen ist? Die »Definition des Jours« war doch kein Beweis, sowenig

Digitized by Google

wie die Handschrift ein Beweis für das Gegentheil ist. — Größere Gebiete und kleinere Dosen Wahrheit? Ja, wie macht man das? Im übrigen will ich mich gerne Ihres wegweisenden Rathes bedienen. Sprechen Sie immerhin aus, welchen Stoff Sie behandelt sehen möchten, und deuten Sie mir's nicht bloß durch die — Sonnenblume an. Ihr Briefpapier ist so hübsch wie Handschrift und Stil. Warum solche Gaben ungenützt lassen?

Socius. Das zuerst Angeführte scheint mir doch etwas zuweit zurückzureichen. Für ähnliche Anregungen jederzeit dankbar. Zum 2. Brief: Für die Zusendung des Blattes wie auch genauer Daten wäre ich Ihnen sehr verbunden. Es geschieht nur im Interesse der Sache, wenn Sie für diese und eventuelle spätere Unterstützung Ihre Anonymität ablegen; meiner Discretion können Sie versichert sein. Jedenfalls herzlichen Dank!

H. L. Leider verhindert. Vielen Dank!

Berthold F. Seite?

Anton B.; Fritz K. in Saaz; Alexander R.; F. B.; *J. Fr.* (»Nur Muth!«); *H. Ö., P. K., R. R.* und *J. L. in Pressbaum*; *R.-R. St.* Besten Dank!

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 7 lies auf S. 2, Zeile 11 von unten statt »dürfte«: *dürften*; S. 5, Zeile 8 von unten statt »sina«: *sine*; S. 10, Zeile 1 von oben statt »Schrattenhof«: *Schrattenhofen.*

In Nr. 8 lies auf S. 20, Zeile 1 von unten und auf S. 21, Zeile 1 von oben statt »dies alles umwebt, von einem«: *dies alles umwebt von einem*; S. 21, Zeile 2 von oben statt »Zusammenwirken fürstlicher Pracht«: *Zusammenwirken von fürstlicher Pracht.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

PFLEGE DEINE ZÄHNE!

Kein Zahn- und Mundreinigungsmittel war imstande, sich so schnell die Gunst weitester Kreise zu erringen, wie

OSAN

Dieses bewährte Präparat ist antiseptisch, conservierend, reinigend, angenehm und übertrifft die besten bisher bekannten Zahnmittel um ein Bedeutendes. Ärztlich begutachtet.

OSAN-Mundwasser-Essenz à 88 kr., OSAN-Zahnpulver à 44 kr.

ANTON J. CZERNY, WIEN

XVIII., Carl Ludwigstrasse 6. — Niederlage: I., Wallfischgasse 5.
DEPOTS in Apotheken, Parfumerien, Droguerien etc.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

TO ⟶

ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL
RENEW BOOKS BY CALLING **642-3405**

DUE AS STAMPED BELOW

AUTO DISC CIRC	MAR 11 '94	
MAR 25 2005		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046802714
S 275
M162158
HX251
F3
no. 1-9
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Digitized by Google